## Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

**Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,**
**Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.**

# Erzherzog Johann
## und seine Zeit.

Von

**L. Mühlbach.**

Vierte Abtheilung:

## Erzherzog Johann als Reichsverweser.

Dritter Band.



Berlin, 1863.
Druck und Verlag von Otto Janke.

# Erzherzog Johann

als

# Reichsverweser.

Von

## L. Mühlbach.

### Vierte Abtheilung.

Dritter Band.



Berlin, 1863.
Druck und Verlag von Otto Janke.

# Inhalts-Verzeichniß.

# Drittes Buch.

---

# Freiheit und Reaction.

# I.

# Der zwölfte März.

## Erste Scene.

Sechs Tage waren vergangen seit jenem kaiserlichen Familienrath, in welchem Erzherzog Johann zum letzten Male den Versuch gemacht hatte die Schrecknisse der Revolution von Oesterreich fern zu halten, indem er Metternich zu gewinnen suchte für die nothwendigen Concessionen, die allein noch im Stande gewesen, das drohende Unheil abzuwenden. Sechs Tage erst waren vergangen, seit der Gewerbeverein dem Erzherzog Franz Carl jene Adresse überreicht hatte, welche zum ersten Male von den Rechten und Wünschen des Volkes der Regierung gegenüber sprach, und wenn auch noch verhüllt und nicht in klaren Worten die Abdankung Metternich's begehrte.

Aber diese sechs Tage vom sechsten bis zum zwölften März waren für Oesterreich inhaltsschwerer und ereignißreicher gewesen, als sonst Jahre, diese sechs Tage hatten das Kaiserreich in seinen Grundvesten erschüttert, und hatten es aus den starren und engen Grenzen der absoluten Monarchie mit Sturmesschnelle hinaus getrieben auf das freie Feld der Discussion, der öffentlichen Debatte; man parlamentirte noch, aber nicht mehr, um sich zu schützen vor dem Zorn der absoluten Monarchie, sondern nur noch um Oesterreich zu retten vor der Revolution, und zu versuchen, ohne Barricaden und Blutvergießen zu erlangen, was man entschlossen war im schlimmsten Fall durch die Revolution sich zu erkämpfen: die Freiheit des Volkes.

Man parlamentirte und debattirte all überall. Alle Vereine, alle Clubbs, alle Stände hatten ihre Zusammenkünfte, ihre Redner, ihre Agitatoren, und Nacht und Tag hatte man in den letzten sechs Tagen mit einander conferirt, berathschlagt und Pläne gemacht. Jetzt endlich hatte man sich geeinigt, jetzt endlich war es zu einer Verständigung gekommen zwischen der Hofpartei, an deren Spitze sich der Erzherzog Johann und die Erzherzogin Sophie befanden, zwischen den Ständemitgliedern, deren Sitzungen am dreizehnten

März eröffnet werden sollten, und zwischen den Professoren und Studenten der Universität, die plötzlich von der allgemeinen Bewegung mit fortgerissen, in ihren Hörsälen statt der gelehrten Discussionen den Ruf nach Freiheit und Volksvertretung erschallen ließen.

Eine Sturmpetition, welche die Universität an die Häupter der Stände und zugleich an den Thron selber richten sollte, war das Resultat der Einigung; sie sollte die Rakete sein, welche allen Völkern Oesterreichs das Beginnen des Kampfes um die höchsten Güter der Menschheit verkündete.

Seit der Frühe des Morgens berathschlagten die Studenten in der Aula der Universität mit ihren Professoren über Form und Inhalt dieser Adresse, welche die beiden Professoren von der Hye und Endlicher in das Ständehaus und sodann in die Burg selber tragen sollten.

Seit der Frühe des Morgens berathschlagte man im kaiserlichen Conferenzrath über die energischen Maßregeln, welche man ergreifen müßte, um dem wachsenden Tumult und Unfug zu steuern.

Seit der Frühe des Morgens sammelten sich auf den Plätzen und Straßen Wiens Gruppen von Menschen, die untereinander die Fragen des Tages debat-

tirten, und unter denen bald einzelne Redner sich erhoben, um die stets anwachsende Menge aufzureizen, und zu enthusiasmiren, indem sie ihr in schwunghafter Rede erzählten von dem, was in Berlin und München vom Volke geschehen. Vor allen Dingen ward jene energische und kühne Rede vorgelesen, welche Kossuth am dritten März in Preßburg gehalten, und in welcher er offen und frei mit der Revolution drohte, wenn nicht jetzt in der letzten Stunde noch die Regierung ihr System ändere, und den Völkern endlich ihre Rechte und Freiheiten bewillige, und diejenigen Männer entferne, welche zum Verderben des Volkes und der Krone so lange an der Spitze der Regierung gestanden. Und aufgereizt, entflammt, begeistert von den glühenden Worten des ungarischen Agitators rottete das Volk sich in immer größern Schaaren zusammen, beschloß es auch seinerseits durch Sturmpetitionen an die Stände und die Regierung das große Werk mit fördern zu helfen und die Stände wie die Universität zu unterstützen in dem Kampf gegen die Regierung. Bald bildeten sich hier und dort einzelne Rotten, an deren Spitze sich die Mitglieder der geheimen Comite's und Clubb's stellten und nach den verabredeten und wohldurchdachten Plä=

nen eine bestimmte Organisation und Disciplin in die Massen brachten.

Und endlich war die von den Studenten beschlossene Adresse vollendet, und die Professoren Hye und Endlicher begaben sich mit ihr nach der kaiserlichen Hofburg, um den Versuch zu wagen, sie dem Kaiser selber zu übergeben. Ganze Schaaren jauchzenden, schreienden, wüthenden Volkes begleiteten die beiden Professoren, und wie der erste Hahnenschrei der neu aufgehenden Zeit, tönte es hier und dort aus den Massen hervor: „Preßfreiheit! Constitution! Volksbewaffnung!“ Und dann vereinigten sich alle diese vereinzelten Stimmen in dem brüllenden Ruf: nieder mit Metternich! Nieder in dem verhaßten Minister!

Dies Geschrei donnerte empor zu dem Saal, in welchem die Mitglieder der kaiserlichen Familie nebst den drei Herren vom Conferenzrath seit langen und bangen Stunden conferirten.

Auch der Kaiser Ferdinand war heute, auf besonderen Wunsch seines Oheims, des Erzherzogs Ludwig, erschienen, um an der Berathung Theil zu nehmen. Er saß mit ernstem, tiefsinnigem Antlitz auf seinem Fauteuil, und blickte abwechselnd jedem der Sprechenden aufmerksam in das Angesicht und nickte mit lebhafter

Zustimmung als eben der Erzherzog Johann mit glühenden Worten die Nothwendigkeit auseinandersetzte, die gerechten Forderungen des Volkes zu bewilligen, und als Geschenk jetzt noch zu gewähren, was man sonst bald von der Revolution sich werde abzwingen lassen: Constitution! Preßfreiheit! Volksbewaffnung!

Hören's, Oncle Johann, rief der Kaiser ihm zunickend mit einem fröhlichen Lachen, hören's Oncle Johann, das sind ja drei schöne Worte, und ich mein', sie haben eine ganz hübsche Melodie! Die Fürsten müßten gut darnach tanzen können, glaub' ich, und ich begreif' halt gar nit, warum der hochselige Kaiser diese drei hübschen Worte so sehr gehaßt hat.

Ich will Ew. Majestät sagen, warum er das gethan hat, sagte Erzherzog Ludwig. Der Kaiser, Ihr hochseliger Herr Vater, war der festen Ueberzeugung, daß diese drei Worte genügten, um jede Monarchie zu stürzen und jeden Thron zu zerschmettern. Er erachtete es aber für seine heilige Pflicht, den Thron, den er von seinen Vätern ererbt, für seine Nachfolger und Erben zu erhalten und zu bewahren, damit er nicht dereinst vor dem Throne Gottes zur Rechenschaft gezogen werde als ein schlechter Verwalter, der das Gut, welches ihm anvertraut, verschleudert habe.

Meinen's wirklich, daß der liebe Herrgott mich zur Verantwortung ziehen würde, wenn ich die drei Wort' ausspräch? fragte der Kaiser angstvoll und mit zuckenden Mienen.

Ja, ich bin davon überzeugt, erwiderte Erzherzog Ludwig. Ich weiß, daß der Kaiser Franz im Grabe keine Ruhe hätte, wenn sein Sohn den frevlen Muth besäße, diese gehaßten und gefährlichen Worte auszusprechen und sie dem aufgereizten Pöbel als Geschenk zu gewähren. Ich sage Ew. Majestät, wenn es geschähe, würde der Kaiser aus seinem Grabe wieder auferstehen, und würde hierher kommen in die Kaiserburg, um seinem Sohn und Erben zu fluchen, und uns Alle zu verwünschen.

Jesus Maria, rief der Kaiser aufspringend, als wolle er vor der entsetzlichen Erscheinung sich flüchten, Jesus Maria, ich sterb' vor Schrecken, wenn der Herr Vater kommt. Nein, nein, ich will die drei Wort' ja nimmer sagen. Der Herr Vater kann ruhig bei den Kapuzinern bleiben, ich will gar nix ändern, ich will Alles so lassen, wie's gewesen ist!

Wenn Ew. Majestät das thun wollen, so ist Oesterreich, so sind wir alle verloren, rief die Erzherzogin Sophie stürmisch. Nur diese drei Worte sind

jetzt noch im Stande uns zu erretten, diese drei Worte, welche das Volk auf allen Gassen, die Studenten und Professoren in der Universität, welche die Stände in dem Ständehause, welche die Clubbs in jedem ihrer Säle laut und stürmisch wiederholen. Fragen Sie doch unsern theuren Oheim, den Erzherzog Johann, was er gesehen und gehört hat auf seinen Wanderungen durch die Stadt, lassen Sie sich von ihm erzählen, was aus den sonst so fröhlichen und guten Wienern geworden ist, und wohin sie dieses verhaßte System geführt hat, von dem man verlangt, daß Ew. Majestät es aufrecht erhalte.

Ich bitt', Oncle Johann, erzählen's, rief Ferdinand, indem er sich wieder in seinen Fauteuil niedergleiten ließ. Ich hör' Ihnen halt gar so gern zu und schau' Ihnen dabei in's liebe, braune Angesicht und denk' dabei an die schönen Berg', auf denen Sie herumklettern, und der Gems' nachspüren, und such' auf Ihrem Gesicht die liebe warme Sonne von der Hochalp, die Sie so braun gemacht, und sehn' mich dann recht herzlich aus der Burg hinaus auf die Alp. Ach, es muß gar so prächtig und herrlich sein, so frei und fröhlich auf den Bergen umher zu klettern, um dem Gemsbock aufzulauern, und den Hirsch zu treffen,

wenn er nix ahnt und — Wissen's was, lieber Herr Oncle Johann, ich hab' da einen Gedanken, einen prächtigen Gedanken. Wir sollten einmal ein Bissel die Rollen tauschen, Sie sollten Einmal der Kaiser sein, und hier in der Burg wohnen, und all' die Conferenzen anhören, und all' die Namensunterschriften besorgen, und ich geh' spazieren auf die Berg' und ruh' mich ein Bissel aus von dem unausstehlichen Regieren! Ach ja, so soll es sein! Ich mag nit länger Kaiser sein, ich geb' dem Oncle Johann meine Kron' und meinen Scepter.

Aber ich, Majestät, ich nehme Beides nicht an, sagte Johann lachend. Spür' gar keine Neigung in mir zum Kaiserspielen, die Hochalp ist mein Thron und der Stutzen mein Scepter.

Ew. Majestät wollten sich von dem Herrn Erzherzog erzählen lassen, was er heute Alles gesehen und gehört hat, sagte die Erzherzog Sophie rasch. Ich bitte Ew. Liebden, statten Sie doch unserm theuren Kaiser Bericht ab über die Scenen, deren Zeuge Sie waren.

Ach ja, Herr Oncle, erzählen's, erzählen's, rief der Kaiser, sich in seinen Stuhl zurücklehnend.

Ew. Majestät, es giebt indeß Dinge, die sich

schwer erzählen lassen, und die man gesehen haben muß, um an sie glauben zu können, sagte Johann ernst. Wer vermag es, das Meer in seinem Aufruhr, den Himmel in seiner Wolkenschwere, den Wald im Sturm zu schildern? Wenn aber das Volk in Bewegung kommt, so ist es Meeresaufruhr und Gewitterdonner und Waldessturm, Alles zu gleicher Zeit, und man erkennt die Wahrheit des Wortes, welches sagt, daß die Stimme des Volkes die Stimme Gottes sei.

Vox populi, vox dei, murmelte der Kaiser. Ja, ja, wir wissen auch Latein.

Majestät, der ganze heutige Tag war nichts als eine Illustration dieses weisen Wortes, das schon die alten Römer als eine Wahrheit anerkannt. Die Stimme Gottes hörte ich auf allen Gassen, auf allen Plätzen Wiens, die Stimme Gottes vernahm ich in der Aula und im Ständehause, denn überall vernahm ich die Stimme des Volkes, und überall tönte sie in derselben Weise, überall rauschte und donnerte und brauste sie diese drei Worte: Constitution! Preßfreiheit! Volksbewaffnung!

Jesus Maria, Sie haben das Alles selbst gehört? fragte der Kaiser erstaunt. Sie sind überall selbst gewesen, Herr Oncle?

Ja, ich bin überall selbst gewesen, erwiderte Johann, denn um die Wahrheit erkennen zu können, muß man sie selbst aufgesucht haben, und um die jetzige Bewegung richtig zu beurtheilen, muß man mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört haben. Ich habe mich daher in einer angemessenen Verkleidung seit der Frühe des Morgens in der Stadt umhergetrieben, und —

Was hatten's für eine Verkleidung? fragte der Kaiser neugierig.

Die schönste und ehrwürdigste, Majestät. Ich war als ein einfacher Bürger gekleidet, und ich verversichere Ew. Majestät, daß dies jetzt das herrlichste Hofkleid in Wien ist, und daß es mehr geehrt und anerkannt ist als die glänzendsten Uniformen. Als einfacher Bürgersmann fand ich heute Morgen alle Pforten geöffnet, und überall durfte ich eintreten, und überall grüßte man den unscheinbaren, unbekannten Bürger als einen Willkommenen, und sprach zu ihm frei und ohne Rückhalt. Und was für Reden waren es, die ich überall vernommen! Reden voll glühender Begeisterung für die Freiheit, voll fester Zuversicht, daß jetzt endlich die Zeit gekommen, in welcher man sie erringen, oder sterben müsse, Reden voll Er-

bitterung und glühenden Hasses gegen Diejenigen, welche die Zeit der Freiheit und der Volksehre so lange von Oesterreich fern gehalten, und das geliebte Vaterland in Nacht und Dunkelheit gehüllt hätten. Und das Volk horchte all' solchen Reden mit flammender Begeisterung, mit glühendem Enthusiasmus, und überall schwur es mit heiligen Eiden, daß es nicht eher ruhen und rasten wolle, bis es erlangt habe, was ihm gebühre, und daß es seine höchsten Güter sich erkämpfen wolle mit seinem Blut und seinem Leben. „Nicht eher wollen wir wieder schlafen, als bis wir sie erkämpft haben, die heilige Drei, schrie ein Redner aus dem Volk auf dem Kohlmarkt, die heilige Drei: die Constitution, die Preßfreiheit und die Volksbewaffnung!" Und man reichte sich die Hände wie zum heiligen Schwur, man schaute sich an mit strahlendem Angesicht, und doch mit Thränen im Auge, man grüßte einander, wie sich treue Waffengenossen grüßen im Momente der beginnenden Todesschlacht. Es gab kein Schwanken und Zaudern, kein Bedenken nnd kein Zurückweichen mehr. Jeder ist entschlossen zu kämpfen und zu sterben für die heilige und gerechte Sache, und er würde Denjenigen als seinen Feind und Beleidiger ansehen, der ihm jetzt noch von Zu-

rückhaltung, von Gehorsam und Fügsamkeit für das Bestehende sprechen wollte. Glauben es mir Ew. Majestät nur, die Morgenröthe der neuen Zeit, die wir Alle haben herauf dämmern sehen, und die man hier in Oesterreich immer noch verfinstern, und zu umhüllen trachtete, diese Morgenröthe leuchtet jetzt auch mit strahlendem Glanze über Oesterreich, und es wird nicht mehr gelingen, die aufsteigende Sonne erlöschen zu machen und die Nacht zu erhalten, unter deren Schatten man so lange ungestraft das Unrecht begehen und die Rechte des Volkes verbergen konnte. Die drei Worte: „Constitution, Preßfreiheit und Volksbewaffnung" die sind zur Standarte geworden, um welche das Volk in edler Begeisterung sich schaart. Aber überall fügt es jetzt schon dieser heiligen Drei ein viertes Wort hinzu, und dieses vierte Wort rollt, so oft es gesprochen wird, wie der Donner des Zorns durch die Luft dahin, und —

In diesem Moment tönte von der Straße herauf unermeßliches Geschrei, das die Fenster erklirren und den Kaiser erbleichen machte.

Erzherzog Johann verstummte und wandte sein von edlem Muthe strahlendes Angesicht den Fenstern zu. Die Erzherzogin Sophie hatte sich erhoben, und

trat hastigen Schrittes bis dicht an das Fenster, ihren Gemahl, den Erzherzog Franz Carl, mit sich ziehend. Fürst Metternich, der während der ganzen Dauer des Familienrathes sich still und schweigsam verhalten hatte, wie es niemals sonst seine Art gewesen, Fürst Metternich saß gesenkten Hauptes, wie in tiefen Gedanken verloren da, während der Graf Kollowrat den prüfenden Blick auf Erzherzog Ludwig heftete, dessen Stirn sich in tiefe Falten gelegt, dessen Antlitz düster und drohend zugleich war.

Eine bange, athemlose Pause trat ein, Jeder horchte in lautlosem Schweigen hinunter auf die Straße, von welcher es wie wildes donnerndes Meeresgebrause herauftönte.

Auf Einmal hob sich aus diesem Gebrause ein gellender lauter Ruf empor, anfangs wirr durcheinander, hier und dort wiederholt in schrillen Lauten, dann aber sich einigend wie zu Einer unermeßlichen Riesenstimme schallte es empor: Fort mit Metternich! Fort mit dem Fürsten Mitternacht!

Jesus Maria, rief der Kaiser entsetzt, seine Hände wie zum Gebet in einanderfaltend, Jesus Maria, was schreien's denn da?

Majestät, erwiderte Johann feierlich, sie rufen da

unten das vierte Wort, von welchem ich Ihnen vorhin sagte, das vierte Schlachtenwort dieses Tages.

Fort mit dem Fürsten Mitternacht! donnerte es noch lauter, noch drohender herauf.

Von wem reden's denn? murmelte der Kaiser. Wer ist denn der Fürst Mitternacht?

Majestät, derjenige, welcher den frevlen Muth hatte, das aufgehende Licht des neuen Tages von Oesterreich fern halten zu wollen. Aber ich sagte es Eurer Majestät schon vorher: der Tag ist da! Die Sonne bricht hervor, und vor ihren Strahlen muß die Nacht, also auch der Fürst der Mitternacht weichen!

Aber der Tag wird uns alle zerschmettern, wenn Ew. Majestät uns nicht erretten wollen, rief die Erzherzogin Sophie hastig. Das Volk stürmt in ungeheuren Massen heran, es wird wie eine Sturmfluth zu uns sich herein wälzen, es wird uns ermorden oder verjagen, wenn Ew. Majestät uns nicht erretten wollen.

Jesus Maria, ich bin ein armer, kranker Mann, stöhnte der Kaiser, dessen Lippen sich entfärbten, dessen Glieder zu zucken begannen. Ich kann nix thun, um uns zu retten. Der Herr Fürst von Metternich, das ist der eigentliche Kaiser, der hat die Regierung bis

hierher geführt, der muß sie auch ferner führen. Ich mag nix damit zu thun haben. Es ist ein gar gefährlich Ding, die Maschin' jetzt anzurühren. Man muß dazu eben so geschickt sein, wie es der Herr Fürst ist! Nun, sagen's also, Herr Fürst, was sollen wir thun, um die schreienden Menschen da unten zu beruhigen, und sie wieder gut zu machen?

Majestät, begann Metternich mit leiser Stimme, — aber bevor er noch Zeit gehabt, ein Wort hinzuzufügen, öffnete sich die Thür und, der dienstthuende Kammerherr trat ein.

Mit hastigen Schritten näherte er sich dem Fürsten Metternich und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr.

Majestät, sagte der Fürst laut, es sind draußen im Vorsaal zwei Professoren der Universität, sie kündigen sich an als eine Deputation der Studenten und verlangen eine Audienz bei Eurer Majestät.

Jesus Maria, ich will aber nix mit ihnen zu thun haben, rief der Kaiser, indem er aufsprang. Ich weiß halt nix zu sprechen mit den gelehrten Herren; am End' reden's mich noch Lateinisch an, und das Latein ist mir ein rechtes Greuel.

Majestät, sagte Johann lächelnd, ich glaube ver-

sichern zu können, daß die Professoren die Absicht haben, Deutsch mit ihrem Kaiser zu sprechen.

Aber ich will's nit hören, rief der Kaiser, die Hände abwehrend vor sich ausstreckend. Sie haben mich niemals allein regieren lassen, warum sollt' ich's also heut'? Nein, nein, der Herr Erzherzog Ludwig ist mein Stellvertreter, und also kann er die Professoren empfangen.

Ew. Majestät sollten indeß die Gnade haben zu bedenken, daß das Volk erzürnt sein wird, wenn die Professoren von Ew. Majestät abgewiesen würden, rief die Erzherzogin Sophie. Man wird das gar übel auslegen, man wird glauben, daß Ew. Majestät die Stimme des Volkes nicht hören wollen, oder —

Ich will sie auch nit hören, unterbrach sie der Kaiser. Man wird die Wahrheit glauben, Frau Schwägerin, ich will sie nit hören, die Stimme des Volkes. Ich kenne das Volk, und mir graut vor ihm. Mein Herr Vater hat mir immer gesagt, es gäbe gar kein Volk, sondern nur Unterthanen. Warum soll ich also jetzt die neue Bekanntschaft machen, die mir sicherlich nit gefallen wird? Nein, nein, es bleibt dabei, ich will's nit. Herr Erzherzog Ludwig, gehen's nebenan in

den kleinen Empfangssaal und empfangen's da in meinem Namen die Herren Professoren!

Nun wohl, rief die Erzherzogin Sophie heftig, Ew. Majestät haben also den Untergang des Thrones beschlossen. Ew. Majestät sind es müde zu regieren, und Sie wollen den Pöbel an Ihrer Statt zum Herrscher über Wien machen, Sie wollen Ihre Familie entthronen, und uns das Schicksal der französischen Königsfamilie bereiten! Mögen Ew. Majestät thun, was Ihnen für Ihre Person das Beste scheint. Ich aber muß und werde dahin streben, das Unheil abzuwenden und zu retten, was noch zu retten ist. Kommen Sie, mein Gemahl. Die Berathung ist zu Ende! Man hat uns hier nicht hören wollen, so müssen wir denn versuchen, uns anderswo Gehör zu verschaffen. Da der Kaiser mich nicht hören will, muß ich meine Stimme erheben und es bis zum Throne Gottes hinauf rufen: Errette Du uns, Gott, und stehe uns bei, denn das Kaiserreich ist verloren, weil Diejenigen, welche es zu schützen hatten, blind waren mit sehenden Augen.

Gott sei Dank, daß sie fort ist, murmelte der Kaiser hochaufathmend, als die Herzogin mit ihrem Gemahl das Zimmer verlassen hatte. Jetzt, Herr Erz-

herzog Ludwig, jetzt gehen's und empfangen's die Herren Professoren! Ich will mich auch zurückziehen und ich hab' an Sie eine rechte große Bitte, mein lieber Oncle Johann.

Ew. Majestät haben indessen nicht zu bitten, sondern nur zu befehlen, sagte Johann sich tief und ceremoniell verneigend. Wollen Ew. Majestät mich also Ihre Befehle wissen lassen.

Ach, seufzte der Kaiser traurig, ich sehe es wohl, der Herr Oncle sind unzufrieden mit mir, denn Sie machen gar so ein ernstes und finsteres Gesicht. Aber bedenken's doch lieber Herr Oncle, daß ich gar so kränklich und furchtsam bin, und daß ich das Regieren nicht gelernt hab'. Sie haben's immer für mich gethan, die Herren vom Conferenzrath, und so mag's denn nun auch dabei bleiben. Ich bitt' Sie, lieber Oncle Johann, kommen's mit mir! Begleiten's mich in mein Kabinet, und schauen's sich die neuen Sammlungen von Käfern und Schmetterlingen an, und geben's mir Ihren Rath über eine neue Maschin' zum Weben, die ich nit versteh', und die mir heut' schon recht viel Kopfbrechens gemacht hat.

Ueber des Erzherzogs Antlitz flog ein leises

Lächeln, und er näherte sich jetzt mit freudiger Bereitwilligkeit dem Kaiser, um ihm seinen Arm zu reichen.

Sie sollen sehen, daß die Wünsche Eurer Majestät mir allzeit Befehle sind, sagte er freundlich. Ich bin mit Freuden bereit, Ew. Majestät alles Andere, was ich mir für den heutigen Tag vorgesetzt hatte, aufzugeben, und so lange in der Nähe Eurer Majestät zu bleiben, als mein gütiger Kaiser und Neffe mich neben sich dulden wollen.

Ach, daß ist einmal schön von Ihnen, rief der Kaiser vergnügt. Sehen Sie, jetzt freut's mich doch halt wieder, daß ich Kaiser bin, denn als ich noch Erzherzog war, durft' ich meinen lieben Erzherzog Johann gar nit so lange bei mir behalten, als ich's gemocht hätte, und der Herr Vater hätt's am Liebsten gesehen, wenn ich den lieben Oncle Johann gar nimmer gesehen und gesprochen hätt'. Aber jetzt, da ich der Kaiser bin, darf's mir Niemand verwehren, meinen lieben Oncle bei mir zu haben, und da Sie heut' so lange bei mir bleiben wollen, bis ich Sie gehen heiß', so machen Sie sich nur gefaßt darauf, daß Sie den ganzen Tag bei mir bleiben! Und jetzt kommen's, lieber Oncle, kommen's, und

Sie, Herr Erzherzog Ludwig, empfangen's die Herren Professoren!

Er lehnte sich lachend und vergnügt auf den Arm Johann's, und zog sich von ihm gestützt in sein Cabinet zurück.

Wenn mein Bruder, der Kaiser Franz, noch lebte, würde er dieses Zusammensein des Erzherzogs Johann mit seinem Oheim nicht geduldet haben, sagte Erzherzog Ludwig achselzuckend. Aber ich kann's leider nicht hindern, obwohl ich weiß, daß der Erzherzog Johann gefährliche Saat säen wird in dem Herzen des Kaisers. Nun, wir müssen Alles, was da kommt, mit Ruhe und Fassung erwarten. Ich will jetzt gehen, die Professoren zu empfangen! Bleiben Sie hier, meine Herren, und erwarten Sie meine Rückkehr.

Sich von den beiden Herren mit einem leichten Kopfnicken verabschiedend, durchschritt Erzherzog Ludwig mit ungewohnter Eilfertigkeit das Gemach, und begab sich in den anstoßenden Saal, in welchem die beiden Professoren Endlicher und Hye seit eine halben Stunde warteten.

## II.

# Der zwölfte März.

## Zweite Scene.

Der Erzherzog erwiderte die tiefen, ehrfurchtsvollen Verneigungen der beiden Professoren mit einem kaum merklichen Kopfnicken.

Nun, sagte er barsch, was führt Sie zu mir und was haben Sie mir vorzutragen?

Ew. kaiserliche Hoheit mögen gnädigst verzeihen, erwiderte der Professor Hye, wir sind in die kaiserliche Burg gekommen, um Se. Majestät den Kaiser selber um eine Audienz zu bitten.

Und, fügte Professor Endlicher hinzu, und wir haben denen, welche uns gesandt haben, unser Wort darauf gegeben, daß wir nicht eher die kaiserliche Burg verlassen wollen, als bis wir die Adresse, deren Ueber=

bringer wir sind, in die Hände des Kaisers selber niedergelegt haben.

Wer sind Diejenigen, welche Sie hierher gesandt haben? fragte Erzherzog Ludwig barsch.

Es sind die sämmtlichen Studenten der vier Facultäten, erwiderte Professor Endlicher, das will sagen, es sind mehr als tausend junge Männer, die mit begeisterter Liebe an ihrem Vaterlande hängen und bereit sind, ihr Blut und Leben für dasselbe hinzugeben.

Soll das eine Drohung sein? rief der Erzherzog zürnend.

Nein, kaiserliche Hoheit, es soll kaum eine Warnung sein, sondern nur eine Bemerkung.

Also die Herren Studenten sind es, die Sie schicken? Aber seit wann ist es denn erlaubt, daß die Schüler ihre Lehrer zu ihren Boten benutzen dürfen?

Wir haben diese Botschaft übernommen, weil es kein anderes Mittel gab, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen, sagte Professor von der Hye mit leiser, bittender Stimme.

Und weil, setzte Professor Endlicher mit einem düstern Blick auf seinen Begleiter hinzu, und weil das, was die Studenten in der von ihnen abgefaßten

Adresse ausgesprochen haben, mit unserer eigenen Gesinnung vollkommen übereinstimmt.

Und was enthält denn diese Adresse? Geben Sie sie mir! rief der Erzherzog gebieterisch, indem er die Hand nach der Papierrolle ausstreckte, die Professor Endlicher in seiner Hand hielt.

Kaiserliche Durchlaucht, wir haben versprochen, die Adresse in die Hände des Kaisers selber niederzulegen, und wir erlauben uns daher, an Ew. kaiserliche Hoheit die unterthänige Bitte zu richten, daß Sie die Gnade haben wollen, uns zu Sr. Majestät zu führen.

Der Kaiser hat sich entschieden geweigert, die beiden Herren Professoren zu empfangen, sagte Erzherzog Ludwig achselzuckend. Es ist auf seinen ausdrücklichen Befehl, daß ich hierher gekommen bin, um Sie zu empfangen, und ich gestehe Ihnen ganz offen, daß ohne diesen Befehl, ich Sie sicherlich würde abgewiesen haben, da es mir durchaus ungehörig und respectwidrig erscheint, daß eine Schaar von unartigen Schülern sich erlaubt, mit ihren unreifen Wünschen und Meinungen sich bis an den Thron ihres Kaisers selber zu drängen. Aber Se. Majestät hat es mir befohlen, Sie zu empfangen und Sie sehen mich also

bereit, Ihre Botschaft entgegenzunehmen, im Namen und Auftrag des Kaisers.

Ew. Hoheit werden die Gnade haben, dem Kaiser die Adresse zu übergeben, sie in seine eigenen Hände niederzulegen?

Ich habe die bestimmten Befehle des Kaisers und ich werde sie erfüllen. Geben Sie mir also die Adresse und seien Sie versichert, daß der Kaiser sie erhalten soll, vorausgesetzt, daß ihr Inhalt nicht der Art ist, daß der Kaiser dadurch verletzt, oder gereizt wird, denn Sie, Herr Professor Endlicher wissen sehr wohl, daß die schwache Gesundheit Sr. Majestät dergleichen geistige Anstrengungen nicht zu ertragen vermag. Sagen Sie mir also den Inhalt Ihrer Adresse.

Kaiserliche Hoheit, ich fasse ihren Inhalt in diesen kurzen Worten zusammen: die Studenten beschwören Sr. Majestät, Denjenigen zu verabschieden, auf den ganz Oesterreich mit Haß und Zorn hinblickt, als auf den Träger eines Systems, das sich überlebt hat, und das nicht mehr den Anforderungen und der Bildung der Völker entspricht.

Und wer ist es, den die Studenten als den Träger dieses Systems betrachten?

Kaiserliche Hoheit, es ist der Fürst Metternich, um dessen Entlassung die Universität Se. Majestät anfleht.

Die Universität? Ich meinte, Sie kamen als Bote der Studenten.

Kaiserliche Hoheit, ich würde als Mann keine Botschaft übernehmen, die ich nicht gut heißen könnte, und ich würde als Professor der Universität nichts unternehmen und thun, von dem ich nicht wüßte, daß ich für dasselbe der Billigung meiner Collegen sicher wäre. Ich darf aber auch hinzusetzen, daß ich als Unterthan und Diener meines Kaisers niemals bei einer Sache mich betheiligen würde, von der ich nicht glaubte, daß sie zum Wohl, ja zur Rettung des Throns und der Dynastie unumgänglich nothwendig wäre. Ich bin aber der festen Ueberzeugung, daß die Entlassung Metternichs eine Nothwendigkeit ist, weil der Fürst im ganzen österreichischen Staat verhaßt ist, und eine allgemeine Empörung herrscht über die Art und Weise, in welcher er bisher im Staate schalten und walten durfte.*)

---

*) Siehe Nordstern: Geschichte der Wiener Revolution, Erstes Buch S. 41.

Eine Adresse solchen Inhalts werde ich dem Kaiser nicht übergeben, rief der Erzherzog aufgeregt.

Dann bitten wir Ew. kaiserliche Hoheit um die Gnade, uns eine Audienz bei Sr. Majestät zu verschaffen, damit wir ihm Selber die Wünsche, die flehentlichen Bitten des Volkes mittheilen.

Eine Anzahl unartiger und ungesitteter Schüler ist nicht das Volk, sagte Ludwig zürnend, und Sie werden von mir nicht begehren, daß ich sie als solches betrachte. Ich kann Ihnen daher auch nicht versprechen, Ihnen eine Audienz beim Kaiser zu verschaffen, denn es hieße die kaiserliche Würde verletzen, wenn man ihm in unehrerbietiger Weise nahen dürfte, um ihm ungeforderte und unberechtigte Rathschläge zu ertheilen. Gehen Sie und bringen Sie Denen, welche Sie gesandt haben, diesen Bescheid.

Er winkte heftig nach der Thüre hin, und als Professor Endlicher den Mund öffnete, um noch einmal das Wort zu ergreifen, rief Ludwig heftig: Wir haben einander nichts mehr zu sagen! Gehen Sie!

Er wandte sich ab und in eine Fensternische tretend, schaute er unbeweglich und mit düsterem Angesicht hinunter auf den mit Menschen angefüllten Platz. Er sah es, wie die Leute seiner ansichtig wurden, wie

sie sich einander aufmerksam machten auf sein Erscheinen an dem Fenster, er sah es, wie die Kunde davon rasch, wie ein Lauffeuer sich überall hin verbreitete, wie Aller Blicke sich zu dem Fenster emporhoben. Er sah aber auch wie diese Blicke sich verdüsterten, wie die Stirnen sich in Falten legten, wie die Hände, die zu seinem Fenster emporzeigten, sich unwillkürlich zur Faust ballten, und er hörte dieses unheimliche Gemurmel, das drohend wie ein aufsteigendes Gewitter immer ärger anschwoll, und endlich mit lautem Donner zu ihm emporschrie: nieder mit Metternich! Fort mit dem Fürsten der Mitternacht!

Ein seltsames Gefühl von Angst und Schrecken überkam den Erzherzog, er trat vom Fenster zurück, und zum ersten Mal empfand er eine Ahnung von der Gefahr, welche ihn und das Kaiserhaus bedrohte. Ohne zu wissen, was er that, sich selber nicht Rechenschaft gebend über den Zweck seines Thuns durchschritt Erzherzog Ludwig hastig den Saal und öffnete die Thür, durch welche die beiden Professoren hinausgeschritten waren. Er sah, wie sie eben im Begriff waren, den Vorsaal zu verlassen, und er rief sie zurück. Mit jugendlicher Eilfertigkeit schritt er ihnen entgegen bis in die Mitte des Vorsaals, und reichte den beiden

Männern, welche mit ernsten, düstern Mienen, bleich und stumm ihm gegenüber standen, seine beiden Hände dar.

Ich habe Sie vorher nicht freundlich begrüßen können, sagte er, Sie kamen als Abgesandte zu mir, und nur diese durfte ich in Ihnen sehen. Jetzt aber, da Sie Ihren officiellen Empfang gehabt haben, reiche ich Ihnen, als alten Bekannten, gern meine Hand dar und grüße in Ihnen die beiden hochgeachteten und berühmten Professoren der Universität! Und dieser Gruß sei zugleich mein Lebewohl!*)

Ebenso hastig, wie er gekommen, wandte er sich wieder ab und kehrte in den Saal zurück. Aber er trat nicht wieder in die Fensternische, um hinunter zu schauen; er hörte das laute donnernde Geschrei, welches von unten herauf tönte, und dies Tosen und Brüllen gab dem stolzen Erzherzog seine Ruhe und seine Haltung wieder.

Ich werde nicht nachgeben, rief er trotzig, und unheimlich laut hallten diese Worte wieder in dem leeren, schweigsamen Saal. Mit fester, stolzer Haltung schritt aber der Erzherzog vorwärts und trat wieder in den Conferenzsaal ein.

*) Nordstern: Geschichte der Wiener Revolution. S. 41.

Fürst Metternich und Graf Kollowrat waren in demselben, wie es der Erzherzog befohlen, noch gegenwärtig, aber neben ihnen befand sich der Landesmarschall Graf Montecucoli. Er hatte eben, wie es schien, lebhaft und dringend gesprochen, denn sein Antlitz war bewegt, seine Augen leuchteten; aber als der Erzherzog eintrat, verstummte er mitten in seiner angefangenen Rede, und nur das letzte Wort derselben erreichte das Ohr des Erzherzogs.

Dieses Wort war: Revolution.

Ach, sagte der Erzherzog düster, muß dieses verhaßte Wort sogar hier im Conferenzsaal ertönen! Woher kommt Ihnen der Muth es hierher zur Audienz zu führen, Herr Landesmarschall Graf von Montecucoli?

Aus der Gefahr, welche das Kaiserhaus bedroht, kaiserliche Durchlaucht, erwiderte der Graf ruhig und fest. Ich führe, wie Ew. Durchlaucht sagen, das Wort Revolution hier zur Audienz, um dadurch, wenn möglich, zu vermeiden, daß sie nicht in Person sich hier einführe. Ich kam hierher, um Se. Durchlaucht den Fürsten Metternich zu warnen, und eine kurze Unterredung von ihm zu erbitten.

Und ich erlaubte mir, den Herrn Landesmarschall hier eintreten zu lassen, sagte Metternich, sich tief ver-

neigend. Ew. kaiserliche Hoheit ertheilten Audienz und wir konnten die Unterbrechung der Conferenz benutzen um von dem Herrn Landesmarschall uns ein wenig belehren zu lassen über die Stimmung der Stände und über das, was morgen bei der Eröffnung derselben geschehen kann. Der Herr Graf war so gütig uns umfassende Auskunft zu geben, und mich über Vieles zu belehren, was ich nicht wußte und was mir bisher fremd geblieben.

Alles, was er Ihnen sagen konnte, faßt sich am Ende doch zusammen in dem einen Wort Revolution, das ich ihn bei meinem Eintritt aussprechen hörte, rief der Erzherzog heftig. Ja, es ist die Revolution, welche im Begriff ist, ihr Haupt zu erheben; sie heult drunten auf dem Platz vor der Kaiserburg ihre Sturmlieder, sie ist mit dem Ständemarschall hier eingetreten in den Conferenzsaal, sie hat sich mit den beiden Professoren der Universität zu mir herangedrängt und es gewagt an mich, an den Kaiser, den ich vertrete, ihre unverschämten Forderungen zu stellen. Leugnen Sie es nicht, Graf, wenn morgen in dem Ständehause die Landstände ihre Sitzungen eröffnen, so wird es die Revolution sein, welche den Präsidentenstuhl einnimmt, welche den Vorsitz führt bei Ihren Be-

rathungen, welche aus Ihrem Munde spricht, wie Sie heute zu mir gesprochen hat aus dem Munde der Professoren. Aber ich werde ihr morgen so wenig Gehör geben, wie ich es heute gethan, dessen seien Sie versichert, und dessen versichern Sie die Stände.

Fort mit Metternich! fort mit Metternich! brüllte, heulte, donnerte das Volk da unten zu den Fenstern herauf.

Fürst Metternich erbleichte, aber das Lächeln wich dennoch nicht von seinen Lippen.

Haben Ew. kaiserliche Hoheit vernommen? fragte er. Fort mit Metternich! das scheint die Parole des Pöbels.

Die Parole der Revolution, rief Ludwig, denn was der Pöbel da unten brüllt, haben soeben die Professoren der Universität gewagt mir ins Angesicht zu sagen. Aber sorgen Sie nicht, Durchlaucht. Wir werden diesem Rufe nicht nachgeben. Der Kaiser wird sich von einer Adresse und dem Brüllen des Pöbels nicht bewegen lassen, einen Mann zu entfernen, der so viele Verdienste um seine Dynastie hat, und so lange Zeit seinem Hause mit Eifer diente. Ueberdies halte ich diese Agitation gegen Sie, Herr Staatskanzler, nur für gemacht, und die Regierung darf keine Notiz davon nehmen, denn grade jetzt be=

darf sie mehr denn je der Dienste erprobter Männer und treuer Vertheidiger ihrer Rechte.

Kaiserliche Hoheit, ich bin bereit, in diesem Kampfe mein Leben zu lassen, rief Metternich glühend; aber ich bin auch bereit, den Kampf aufzugeben, wenn es dem Wohl des Kaiserhauses förderlich ist. Sollte es der Wunsch, oder die Absicht des Kaisers sein, mich meiner Stellung zu entheben, so werde ich augenblicklich zurücktreten. Ich bin zu alt, um noch ehrgeizig zu sein, zu lange an meinem Platz, um ihn nicht höherer Rücksichten wegen bereitwillig verlassen zu können. Ich habe niemals nach Popularität gestrebt, aber ich werde eben so wenig jetzt wie bei frühern Anlässen aus einer möglichen Unbeliebtheit meiner Person das Motiv ableiten können, von einem Posten zurückzutreten, welchen der Kaiser mir anvertraut hat, und den ich nur mit der mir gebührenden Würde verlassen kann.*).

Sie sollen und Sie dürfen ihn nicht verlassen, am allerwenigsten jetzt, sagte Erzherzog Ludwig entschieden. Der Kaiser, wie gesagt, kann Ihrer Dienste

*) Des Fürsten eigene Worte. Siehe: Schmidt-Weißenfels: Fürst Metternich. Geschichte seines Lebens und seiner Zeit. Band II. S. 248.

nicht entbehren, und es wäre eine Schmach für die Regierung, wenn sie sich zu ihren Handlungen durch das Gebrüll des Pöbels und die Unverschämtheit unreifer Knaben wollte bestimmen lassen.

Zuweilen indessen ist es weiser, dem Sturm nachzugeben, als ihn mit Maßregeln beschwichtigen zu wollen, sagte Graf Montecuccoli ernst. Der Fürst Metternich hat in edler Opfertreue für das Vaterland sich bereit erklärt, von seinem Posten zurückzutreten. Ich beschwöre Ew. kaiserliche Hoheit, nehmen Sie es an, beugen Sie sich unter die harte Nothwendigkeit der gefahrvollen Stunde. Betrachten Sie das Volk als einen Fieberkranken, der im Dilirium Dinge begehrt, und Wünsche hegt, die man ihm befriedigen muß, nur um ihn zu beruhigen, und zu vermeiden, daß er in seinem Fieberwahnsinn nicht noch größere, noch schwerere Opfer begehrt.

Wenn das Volk, wie Sie sagen, im Fieberwahnsinn tobt, so muß man es heilen, indem man ihm sein hitziges Blut abzapft, rief der Erzherzog stürmisch aus. Einem Wahnsinnigen nachgeben, heißt nur ihn aufstacheln zu neuen Thaten des Wahnsinns, und seiner Tollwuth neue Nahrung geben. Gegen solche Tollwuth aber hilft nur festes und entschiedenes Ent-

gegentreten, muthiger und energischer Widerstand. Und zu solchem Widerstand ist die Regierung entschlossen. Wir werden uns nicht einschüchtern lassen, wir werden nicht nachgeben, in der festen Ueberzeugung uns auf dem rechten, von dem hochseligen Kaiser Franz uns vorgezeichneten Wege zu befinden, werden wir uns nicht zu Irrwegen ableiten lassen. Festes Beharren! Das ist die Parole mit der wir dem brüllenden Pöbel gegenübertreten wollen. Kein Nachgeben, keine sogenannten Reformen! Der Kampf der Principien und des Systems muß endlich jetzt zum Austrag kommen, und wir haben, denke ich, doch unsere Schwerter und unsere Kanonen zu diesem Kampfe bereit.

Kaiserliche Hoheit, sagte Metternich seufzend, ich bitte um Gnade, wenn ich zu widersprechen wage, und wenn ich anscheinend jetzt in Widerspruch trete mit meiner ganzen Vergangenheit. Aber die Situation ist auch in Widerspruch getreten mit Allem, was ich als wahr und zu Recht bestehend glaubte. Nach Allem, was mir der Landesmarschall Graf Montecuccoli berichtet hat, scheint es nothwendig, doch Einiges zu thun, um den Sturm zu beschwichtigen, dem ungestümen Drängen der aufgeregten Bevölkerung

Rechnung zu tragen. Gewähren wir ihnen heute Etwas, damit sie nicht morgen Alles fordern!

Wie? rief der Erzherzog zürnend, Sie sind jetzt der Meinung, daß wir dem Pöbel nachgeben sollten?

Kaiserliche Hoheit, was heute nur der Pöbel fordert, das werden morgen die Stände wiederholen, das wird übermorgen das ganze Land zu seiner Lieblingsmelodie machen! „Reformen! Vereinigte Landstände!" — Nun gewähren wir Reformen, berufen wir die Landstände aus allen Provinzen zu vereinten Sitzungen, beschwichtigen wir die wilde Meute, indem wir ihr einen Knochen hinwerfen, an dem sie sich festbeißen kann!

Auch ich wage es, Ew. kaiserliche Hoheit zu beschwören um Nachgiebigkeit, um Reformen, rief Graf Kollowrat dringend. Noch steht es vielleicht in unserer Macht, das schwankende Schiff des Staates aus dem Sturm zu erretten, indem wir Einiges als Ballast über Bord werfen, was veraltet und wurmstichig geworden, und uns hemmt in unserm Lauf. Wenn wir es heute nicht thun, werden wir morgen von dem Sturm in seine wirbelnden Kreise hineingezogen werden, und nichts wird uns mehr erretten können.

Auch ich erkühne mich, meine Stimme zu erheben, sagte der Graf Montecucoli innig, auch ich rufe und flehe: Geben Sie Reformen! Aendern Sie das System der Regierung, da es noch Zeit ist! Es ist unmöglich, das Bestehende noch aufrecht zu halten, nur die Bewegung, nur das Vorwärtsschreiten kann die Revolution noch verhüten.

Der Erzherzog war wie zerbrochen von allen diesen auf ihn eindringenden Mahnungen, wie betäubt von diesen lauten Rufen einer neuen Zeit, die aus dem Munde seiner alten Genossen und Mitarbeiter an sein Ohr drangen, auf einen Stuhl niedergesunken. Der Athem ging schwer und keuchend aus seiner Brust hervor, sein Antlitz war todesbleich geworden, die Schweißtropfen standen auf seiner blassen Stirn, und mit düster zusammengezogenen Augenbraunen starrte er vor sich hin.

Eine bange, athemlose Pause trat ein, mit gespannter Erwartung schauten die drei Herren auf den Erzherzog hin, in dessen Händen jetzt noch, wie es schien, die Entscheidung über das Schicksal Oesterreichs lag.

Und jetzt richtete Ludwig sein Haupt empor, und seine Mienen nahmen einen strengen, entschlossenen Ausdruck an.

Wohlan, sagte er, geben wir, wenn es denn so sein muß, der wilden Meute einen Knochen, in welchen sie sich verbeißen kann. Herr Fürst von Metternich, lassen Sie schnell die nöthigen Schreiben ausarbeiten, um im Namen des Kaisers Ausschüsse aus allen Provinzialständen hierher nach Wien zur gemeinsamen Berathung zusammen zu berufen. Aber nur zur Berathung über ihre eigenen ständischen Interessen und ihre alten Verfassungsurkunden, die indessen unverändert und unangetastet erhalten bleiben sollen. Ein Mehreres darf und kann ich nicht bewilligen, ein Mehreres erlauben Sie sich nicht von mir zu fordern, denn ich würde es nicht gewähren können, es wäre gegen meinen Eid, meine Pflicht und meine Ueberzeugung! Leben Sie wohl und eilen Sie sich, die nöthigen Erlasse zu entwerfen.

Er grüßte die Herren mit einem leichten Kopfnicken und zog sich dann eilig, als fürchte er noch weiteres Drängen und Fordern, aus dem Conferenzsaal zurück.

Sie haben gehört, Herr Landesmarschall, seufzte Metternich. Es liegt nicht an uns, wenn nicht Mehr und nicht Besseres gewährt wird. All unser Wollen zerschellt an der Starrheit des Erzherzogs.

Ich fürchte, auch die Regierung und die Dynastie der Habsburger wird daran zerschellen, sagte Montecucoli traurig. Die kleinen Zugeständnisse genügen nicht mehr, und man wird dann statt zu beschwichtigen nur aufreizen. Mir graut vor dem morgenden Tage, und ich fürchte von ihm das Schlimmste.

Nun, vielleicht täuschen Sie sich doch, Herr Landeshauptmann, entgegnete Metternich mit seinem gewohnten leichten und leichtfertigen Ton, vielleicht sehen Sie die Dinge schlimmer an, als sie in der That sind. Wir haben heute dem Pöbel und den naseweisen Studentenknaben wohl zu viel Nachsicht bewiesen, aber morgen, wo sich Männer versammeln, werden wir es an dem nöthigen Ernst nicht fehlen lassen, und das Volk, welches heute ungehindert toben und brüllen durfte, wird am Ende morgen doch verstummen, wenn es Kanonen und Soldaten sieht!

---

## III.

# Den zwölften März.

## Dritte Scene.

Während man so im Conferenzrath berieth und während Metternich im Namen des Kaisers die Erlasse zur Einberufung der Ausschüsse aller Provinzialstände aufsetzte, war der Kaiser, nichts ahnend von dem, was in seinem Namen geschah, noch immer damit beschäftigt, dem Erzherzog Johann seine neuen Sammlungen zu zeigen, und mit der Neugierde und Gelehrigkeit eines Schülers Fragen an den Erzherzog zu richten, und Belehrung und Aufklärung von ihm zu begehren.

Erzherzog Johann ging mit freundlicher Milde auf die Stimmung des Kaisers ein und war stundenlang unermüdlich in der Beantwortung der oft tiefsinnigen, oft kindischen Fragen seines kaiserlichen Nef-

fen. Aber zuweilen flog doch eine Wolke über sein Angesicht hin und seine sonst so hellen und freundlichen Augen trübten sich zuweilen.

Der Kaiser fühlte das mit dem feinen Instinct seines Herzens, und schob auf Einmal den Kasten mit den Schmetterlingen, die er soeben noch mit lauten Aeußerungen des Entzückens betrachtet hatte, zurück.

Ihnen fehlt Etwas, lieber Onkel Johann, sagte er zärtlich und theilnahmsvoll. Sie haben eben wieder geseufzt, und wenn Sie auch gar gut und freundlich gegen mich sind, so merk' ich doch, daß Sie eigentlich etwas im Herzen gegen mich haben.

Und woran wollen Ew. Majestät das gemerkt haben? fragte Johann mit einem sanften Lächeln.

Grad' daran, daß Sie mich heut immer Ew. Majestät, und nimmer mein lieber Ferdinand nennen, wie Sie's sonst doch thun, wenn wir allein sind. Ich bitt' Sie, lieber Oncle, sagen's mir, was ich gethan hab', daß Sie bös' mit mir sind. Sehen Sie, jetzt können's mir Alles sagen, denn wir sind allein, der gestrenge Herr Oheim Ludwig und der Kaiser Metternich hören uns nicht, und ich versprech Ihnen, nix wieder zu sagen. Also reden's lieber Oncle, was ist's, was habe ich Ihnen Leid's gethan?

Mir haben Sie nichts gethan, aber ich fürchte, Ew. Majestät haben sich selber Leids gethan, erwiderte Johann seufzend.

Wie so denn? fragte der Kaiser erstaunt. Ich hab' mir kein Leids gethan und mir thut halt nix weh.

Aber es wird Ihnen doch weh thun, wenn Sie Ihre schöne Wohnung und Ihre schönen Sammlungen verlassen müssen, wenn man Sie verjagt aus dem schönen, lustigen Wien?

Ja freilich wird mir's weh thun. Aber wer sollt' das wagen? Wer sollt' sich das unterstehn?

Das Volk wird das wagen Majestät, das Volk, welches sich von seinem Kaiser verleugnet und mißachtet sieht, das Volk, an dessen Existenz der Sohn meines Bruders nicht glauben will.

Mein Herr Vater hat mir halt immer befohlen zu glauben, daß es kein Volk, sondern nur Unterthanen giebt.

Aber wenn der Kaiser in diesen Tagen auferstände von den Todten, so würde er wohl inne werden müssen, daß diese seine Unterthanen sich jetzt in ein Volk verwandelt haben, welches muthig und siegesgewiß bereit ist, die Fesseln der Knechtschaft von sich abzustrei-

fen, hinauszutreten in die Freiheit, die Mannheit und Selbstständigkeit.

Ach die glücklichen Leut', seufzte Ferdinand, ich wollt', ich könnt' das auch thun.

Und wer hindert Sie daran, mein theurer Kaiser, mein vielgeliebter Neffe? Haben Sie nur den Muth des festen Wollens, raffen Sie sich auf aus Ihrer Bedrücktheit und fassen Sie den Entschluß selbst zu regieren, selbst. —

Ach Oncle Johann, ich möcht's wohl, aber sie leiden's halt nit, unterbrach ihn Ferdinand. Sie sagen, ich versteh's nit allein zu regieren, und sie haben leider auch Recht. Denn sehen's nur, wenn ich die Krämpf' nit hätt', da möcht's gehen, und wenn die wie jetzt ein paar Tag' ausgeblieben sind, so spür' ich, daß ich manchmal recht viele Gedanken in meinem Kopf hab', und daß es ganz hell und fröhlich in mir wird. Aber es dauert immer nicht lange, dann kommen die bösen Krämpf' wieder, und machen mich elend und schwach, und nehmen alle Gedanken, alle guten Entschlüsse wieder fort!

Aber heute sind Sie gesund und stark, und heute hätten Sie sich daher nicht die Gelegenheit entgehen lassen sollen, einmal selbst der Kaiser und der Herr zu sein.

War denn die Gelegenheit da, daß ich's thun konnt'? fragte der Kaiser ganz erstaunt.

Sicher war sie da, aber Ew. Majestät stießen sie zurück, und ich fürchte Ew. Majestät werden das zu bereuen haben. Der beste und edelste Theil Ihres Volkes, die Jugend, die Männer der Zukunft wollten durch zwei von ihnen erwählte Vertreter zu Ihnen sprechen, und Ew. Majestät verweigerten ihnen die Audienz. Es war in Ihren Willen gegeben aus dem Munde zweier ehrenwerther und hochgeachteter Männer die Wünsche und Anforderungen des Volkes, die Stimme der Wahrheit zu vernehmen und Ew. Majestät verweigerten es! Ew. Majestät stießen die Wahrheit zurück, als sie kam, um Ew. Majestät zu warnen, aber ich fürchte, diese Wahrheit wird sich mit Gewalt zu Ihnen drängen, nur wird sie dann nicht mehr als Warnerin, sondern als Rächerin kommen.

Jesus Maria, das wär' schrecklich, seufzte der Kaiser. Machen's mir nit so angst, herzlieber Oncle, sagen's mir lieber, was ich thun soll, um meinen Fehler wieder gut zu machen?

Empfangen Sie die beiden Professoren, welche die Studentenschaft an Sie abgeschickt hatte.

Ich wollt's gern thun, weil Sie es wün-

schen, aber sie werden halt nit mehr in der Burg sein.

So muß man gehen, sie zurückzurufen! Glauben Sie mir, mein lieber Ferdinand, Sie wenden vielleicht eine drohende Gefahr von Ihrem Haupte ab, wenn Sie dem Volke, — denn hinter der Studentenschaft steht jetzt schon das Volk — wenn Sie dem Volke diesen Beweis geben, daß Sie gern bereit sind seine Wünsche zu vernehmen und sich mit ihm zu verständigen.

Ach, rief der Kaiser vergnügt, Sie haben mich wieder wie sonst, mein lieber Ferdinandl geheißen, jetzt will ich Ihnen dafür gern den Willen thun, und will die Abgesandten der Universität empfangen.

Sie versprechen es mir, mein lieber Ferdinand? Sie geben mir Ihr Wort, daß Sie nicht wankend werden wollen in Ihrem Entschluß?

Ich gebe Ihnen mein Wort darauf!

Nun denn, so werde ich selber gehen, die Professoren zurück zu rufen. Ich ersuche Ew. Majestät demgemäß uns hier zu erwarten; in einer Stunde werde ich mit ihnen hier sein. Aber ich füge noch zwei Bitten hinzu.

Nun sagen's Ihre zwei Bitten, Herr Oncle.

Ich bitte erstens meinen lieben Ferdinand, daß er

weder dem Erzherzog Ludwig, noch dem Fürsten Metternich von der beabsichtigten Audienz etwas verrathen will, und ich bitte zweitens, daß Ew. Maj. mir erlauben wollen, den Schlüssel dort von der geheimen Thür mit mir zu nehmen, und mit den Professoren über die kleine Treppe und durch jene Thür hierher zu kommen.

Alle zwei Bitten sind gewährt, sagte Ferdinand lächelnd, und damit bis zu Ihrer Wiederkehr Niemand bei mir eintreten kann, werde ich die Hauptthür da drüben, durch welche die Herrn Conferenzräth' immer zu mir eintreten, von innen verschließen. Dann können's nit rein kommen, und ich bin sicher, unser Geheimniß an Niemand zu verrathen. Jetzt gehen's rasch, lieber Herr Oncle, und kommen's recht bald mit den Professoren zurück. Ich fang' schon an, recht neugierig zu werden auf das, was sie mir zu sagen haben. Gehen's also, Herr Oncle, gehen's. Ich werd' während der Zeit meine Sammlungen in Ordnung bringen.

Und der Kaiser wandte sich wieder dem Kasten mit den bunten Schmetterlingen zu, und vergaß über denselben bald alle Sorgen und Beängstigungen des heutigen Tages. Aber eine Stunde war kaum ver=

gangen, da schreckte ihn ein Klopfen an der kleinen geheimen Thür aus seiner angenehmen Beschäftigung auf und erinnerte den Schmetterlingssammler daran, daß er der Kaiser sei.

Zugleich vernahm er von der Straße herauf wieder lautes Rufen und Schreien, aber dies Mal klang es nicht wie drohendes Ungewitter, wie grollender Donner, sondern es klang wie vieltausendstimmiges Jubelgeschrei, wie frohes Jauchzen und Grüßen.

Es lebe Erzherzog Johann, der Freund des Volkes! jubelte es jetzt zu den Fenstern des Kaisers empor. Es lebe unser guter Kaiser Ferdinand!

Der Kaiser stieß einen Freudenschrei aus. Sie lassen mich leben, rief er, sie schreien, es lebe der gute Kaiser Ferdinand!

Und er war eben im Begriff, nach dem Fenster zu eilen, als die geheime Thür sich öffnete, und Erzherzog Johann, gefolgt von den beiden Professoren Hye und Endlicher herein trat.

Haben's gehört, lieber Oncle Johann? rief ihm der Kaiser entgegen. Sie haben mich leben lassen, sie haben mich ihren guten Kaiser genannt. Wer sind denn die, welche das rufen? Das können doch halt sicherlich keine Empörer und Aufrührer sein, die mei-

nem lieben Oncle Johann ein Vivat bringen, und mich ihren guten Kaiser nennen.

Nein Majestät, es sind keine Empörer und Aufrührer, sondern es ist ein Theil Ihres Volkes, das da so ruft und jauchzt. Man hat erfahren, daß Ew. Majestät aus eignem freien Willen jetzt die Deputation der Studenten empfangen wollen, deshalb jubelt das Volk und deshalb ist es uns in ganzen Schaaren hierher gefolgt. Und jetzt wollen wir Ew. Majestät erlauben, hier die beiden Herrn Abgesandten der Studenten, die Herren Professor Endlicher und Hye vorzustellen.

Kenn sie alle Beid' recht gut, rief der Kaiser ihnen freundlich zunickend. Freu' mich, Sie zu sehen. Nun sagen's, was wollen Sie von mir?

Majestät, wir kommen als Abgeordnete der Universität und sind beauftragt, Ew. Majestät in ehrfurchtsvoller Unterthänigkeit eine Adresse zu überreichen, in welcher die Studentenschaft alle ihre Wünsche ausgesprochen hat.

Geben's her, lieber Endlicher, sagte Ferdinand, die dargereichte Papierrolle entgegennehmend. Freut mich herzlich, Ihnen auch einmal eine Gefälligkeit erzeigen zu können, haben mir ja so oft einen Gefallen er=

zeigt und mir gar schöne Blumen für mein Herbarium geliefert.

Majestät, erwiderte Endlicher lächelnd, ich habe Ihnen da eben wieder eine Blume gebracht, eine Blume aus dem Garten des Volkes, das ist die Adresse, welche ich die Ehre gehabt Ew. Majestät zu überreichen, und ich bin gewiß, daß Ew. Majestät sie mit eben der Liebe und Aufmerksamkeit prüfen werden, mit welcher Sie die Blumen des lieben Herrgottes betrachten. Das Volk ist die Stimme Gottes auf Erden, und unser gnädiger und gütiger Kaiser wird sie aus dieser Adresse vernehmen.

Na, sagen's, was steht denn darin? fragte der Kaiser neugierig.

Majestät, es steht dasselbe darin, was heute in allen Herzen steht, und von allen Lippen tönt! Dasselbe, was das Volk auf der Straße und jeder Einzelne in seinem Herzen ruft und schreit: Fort mit Metternich!

Fort mit Metternich, rief der Kaiser, indem er entsetzt einen Schritt zurücktrat. Aber das ist ja nit möglich, das kann ja Niemand wollen. Sie haben mir ja halt immer Alle gesagt, daß der Metternich so sehr beliebt ist beim Volk, und daß meine lieben

Oesterreicher gar so glücklich und zufrieden sind mit seinem Regiment.

Ew. Majestät werden jetzt verstehen, warum ich Sie bat, die Herren hier zu empfangen, sagte Erzherzog Johann. Man hat Ew. Majestät getäuscht, man hat Sie hintergangen, wenn man Ihnen sagte, daß der Fürst Metternich beim Volk beliebt, daß man zufrieden sei mit seinem Regierungssystem. Vernehmen Sie jetzt die Stimme der Wahrheit, mein Herr Kaiser, vernehmen Sie dieselbe jetzt aus dem Munde dieser Ehrenmänner, aus denen die Stimmen von dreitausend Jünglingen zu Ihnen reden.

Majestät, im Namen dieser drei tausend Jünglinge, im Namen der ganzen gebildeten Jugend Oesterreichs, im Namen der Männer der Wissenschaft beschwören wir Ew. Majestät, befreien Sie Ihr herrliches Reich von dem Druck, der auf ihm lastet, lassen Sie die Nacht und die Finsterniß endlich aufhören, sprechen Sie, wie am ersten großen Schöpfungstage es Gott gethan, sprechen Sie: es werde Licht! Und ganz Oesterreich wird in liebeseliger Dankbarkeit Ew. Majestät zu Füßen sinken und wird Ihnen den Schwur der Liebe und Treue aus dankerfülltem Herzen erneuern, den Schwur, der jetzt durch die Tyrannei

und den Zwang fast in den Herzen Ihrer Unterthanen erstickt worden ist.

Majestät, hören Sie auf unser Flehen, fügte Professor Hye hinzu, retten Sie den Thron, retten Sie das Volk von einer blutigen Revolution, welche unvermeidlich ist, wenn Ew. Majestät den gerechten Wünschen des Volkes nicht nachgeben. Das ganze Volk, wie es sich einigt in der Liebe zu seinem Kaiser, einigt es sich in dem Haß gegen den Fürsten Metternich. Ihn betrachtet man als den Urheber alles Uebels, aller Leiden und Nothstände, und wenn Ew. Majestät ihn, welchen das Volk den Fürsten der Mitternacht nennt, nicht aus eigener Entschließung entfernt und unwirksam macht, so wird das Volk mit Gewalt erzwingen, was es jetzt noch von der Liebe seines Kaisers als Gnadengeschenk dankbar annehmen würde: die Entlassung, den Rücktritt des Fürsten Metternich!

Aber hören's, rief der Kaiser entsetzt, das ist ja nit möglich, das kann ja nit sein. Es wär' ja halt schlecht und undankbar von mir, wenn ich den Metternich entlassen wollt'. Er hat dem Kaiserhaus und dem Staat seit dreißig Jahren gedient.

Er begann seinen Dienst als ein armer verschul-

deter Graf, rief Endlicher, und er ist jetzt einer der reichsten Fürsten Deutschlands; während das Volk in Oesterreich mit jedem Jahre mehr verarmte, haben sich Metternichs Reichthümer mit jedem Jahre vergrößert. Am Rhein, in Böhmen, in Mähren, in Nieder-Oesterreich, in Ungarn hat der Fürst Metternich Schlösser, Güter und Herrschaften, und dieses Alles schuldet er der Dankbarkeit seiner Herrscher, in deren Dienst er sich seit dreißig Jahren bereichert hat. Er wird also nicht über Undankbarkeit zu klagen haben, wenn er, welcher den Staatskassen niemals über die ihnen entnommenen Gelder brauchte Rechnung abzulegen, jetzt gezwungen wird, den Verhältnissen Rechnung zu tragen, und sich mit seinen Gütern und Schätzen in das Privatleben zurückzuziehen.

Aber mein Herr Vater, der Kaiser Franz, hat mir in seinem Testament streng befohlen, daß ich den Fürsten Metternich immer bei mir behalten, daß ich ihn als meinen treuesten Freund und Rathgeber betrachten soll. Sie sehen wohl, es ist halt unmöglich, daß ich ihn fortschick', denn ich kann doch nicht sündigen gegen den letzten Willen meines Herrn Vaters. Und dann schaun's, die beiden andern Herren von der Staatsconferenz werden's auch nit leiden. Ja, wenn

ich auch gern bereit wär', meine Unterschrift zu geben, sie werden sich wohl hüten, mir das Entlassungs-decret vorzulegen, und also werd' ich's gar nit unterzeichnen können.

Aber Ew. Majestät haben ja nur nöthig zu befehlen, zu wollen, rief Endlicher dringend.

Mein Lieber, seufzte der Kaiser, indem er sich mit dem Taschentuch den Schweiß abtrocknete, der in großen Tropfen auf seiner Stirn stand, mein Lieber, es ist doch nit genug, zu befehlen und zu wollen, sondern es müssen auch welche da sein, welche den Befehlen und dem Wollen gehorchen und sich fügen und ich möchte mal sehen, wo Sie solche im Conferenzrath finden könnten.

Ew. Majestät schlagen es uns also ab? fragte Endlicher schmerzlich. Wir sollen unverrichteter Sache zu den Studenten zurückkehren? Wir sollen ihnen sagen, daß Ew. Majestät die Wünsche des Volkes nicht berücksichtigen, daß Sie den ihm verhaßten Fürsten Metternich nicht entlassen wollen, daß Ew. Majestät lieber eine Revolution als den Rücktritt des Fürsten Metternich wollen?

Nein, das will ich nit, rief der Kaiser ängstlich und mit zuckenden Lippen, nein, ich will keine Revo-

lution, aber ich kann auch nit sogleich mich entschließen, den Staatskanzler fortzujagen. Kommen's morgen wieder! Ich werd's mir bis dahin überlegen.

Majestät, sagte Erzherzog Johann, der bis jetzt schweigend und tiefernst den Verhandlungen zugehört hatte, Majestät, ich fürchte, morgen wird es zu spät sein, und morgen werden Ew. Majestät nicht mehr im Stande sein, den Verhältnissen zu gebieten, oder Ihrem Willen Ausdruck zu geben.

Jesus Maria, was wird denn morgen geschehen? fragte der Kaiser zitternd.

Majestät, wir werden morgen in den Straßen Wien's die Revolution und den Barrikadenkampf haben!

Der Kaiser stieß einen gellenden Schrei aus und sank halb bewußtlos auf seinen Fauteuil nieder.

---

## IV.

# Der dreizehnte März.

### Erste Scene.

Hell und sonnig war der dreizehnte März angebrochen, in seltener Frühlingsbläue leuchtete der Himmel und ungewohnt mild und warm für die Jahreszeit war die Luft. Aber Niemand in Wien achtete heute darauf, Niemand hatte Sinn für den schönen Frühlingstag, Niemand hatte Muße und Ruhe, sich desselben zu freuen, und die balsamische Luft mit Genuß einzuathmen. Eine ungeheure stürmische Bewegung durchfluthete ganz Wien, und von Einem Gedanken, von Einer Frage waren alle Gemüther erfüllt: was wird der heutige Tag bringen?

Und Jeder gab sich auf diese Frage selber die Antwort: Die Revolution! Den Barrikadenkampf,

wenn Metternich nicht zurücktritt, wenn der Kaiser ihn nicht entläßt!

Aber wird er zurücktreten? Wird der Kaiser die Macht haben, den gefürchteten mächtigen Mann zu entlassen?

Das war die Frage, welche man aller Orten, auf der Straße, in den Clubbs, in den Kaffeehäusern, in der Aula, in dem Ständehause, auf den Plätzen, in den Privatgemächern der Kaiserfamilie, der Aristokraten und der Bürger, wie in den Dachkammern der ärmsten Arbeiter wiederholte, — die Frage, welche alle Gemüther in Spannung, in Aufregung erhielt, alle Köpfe entflammte.

Metternich muß zurücktreten, der Kaiser muß ihn entlassen!

Das war das Thema aller der Reden, die von der Frühe des Morgens an auf den Straßen und Plätzen Wiens gehalten wurden und welche die Aufregung, die Exaltation zu immer höhern Springfluthen anschwellten.

Das Revolutions-Comite hatte seine Vorkehrungen gut getroffen, es hatte dafür gesorgt, daß auf allen Plätzen, und besonders in der Nähe der Burg, des Ständehauses und der Universität, welche beide

heute eine wichtige Rolle zu spielen hatten, gewandte und feurige Redner dem versammelten Volke die Bedeutung des heutigen Tages und die Wichtigkeit des energischen, entschlossenen Handelns auseinandersetzten, daß sie mit begeisterten Worten zugleich die Herzen packten und die Köpfe exaltirten.

Hier auf dem Kohlmarkt, wo die Menge in dichten Schaaren sich drängte, stand auf einer von Bänken improvisirten Tribüne ein junger Mann mit trotzigem, kühnem Angesicht, und in schwungvoller Rede, mit hinreißendem Feuer sprach er zu dem Volke von dessen heiligen Rechten, die man so lange ihm freventlich vorenthalten, von dessen erhabener Macht und Größe, die man so lange in den Staub getreten, von den höchsten Gütern der Menschheit, der Freiheit der Rede und der Schrift, die man so lange gewagt dem Volke zu entziehen, als ob es aus unreifen Kindern, und nicht aus mündigen Männern bestehe. Und alsdann forderte er von dem Volke, daß es heute der Regierung seine Mündigkeit und Mannheit beweise, indem es muthig und freudig den Kampf wage um diese höchsten Güter der Menschheit.

Bisher war Metternich der Herr und Kaiser von Wien, rief er mit weitschallender Stimme, mit flam=

menden Augen, aber heute soll das Volk es werden. Heute soll das freie, souveraine Volk den Thron seiner Herrlichkeit besteigen, den die Tyrannei ihm vorenthalten hat. Heute soll das Volk in seiner Herrlichkeit und Heiligkeit sich zeigen als der kühne Löwe, welcher mit dem Schütteln seiner Mähne die giftigen Insecten verjagt, die sein edles Haupt umkreisten.

Und das Volk, begeistert von diesen Worten, die so stolz und so schmeichlerisch in sein Ohr drangen, das Volk jauchzte ihm Beifall zu und schaute auf ihn mit glühenden Augen und stolzem Liebesgesicht.

Er meint es ehrlich mit uns, sagte man untereinander, er liebt uns und will unser Bestes! Warum sollte er sonst so sprechen? Warum sollte er zu uns halten und sich zu unserm Anführer machen? Er, der doch ein so vornehmer, hochgeborner Herr ist? Er, den man mit Freuden in der Kaiserburg empfangen würde, wenn er es mit ihnen halten wollte.

Wer ist er? Wie heißt er? fragten Andere, und mit stolzem Selbstgefühl schrieen wieder Andere die Antwort auf diese Frage: Es ist der Prinz Maximilian von Sulkowski, ein reicher und vornehmer Herr, der sich doch nicht zu stolz hält, mit den armen Leuten zu verkehren, der lieber mit dem Arbeiter Hand

in Hand geht, als mit den vornehmen Leuten vom Hofe.

Und begeistert von diesen Worten, geschmeichelt von dem vornehmen Namen des Volksfreundes brach die Menge in den lauten, oftmals wiederholten Jubelruf aus: Es lebe der Prinz Sulkowski! Es lebe der hochherzige Freund der Armen und des Volks!

Prinz Maximilian grüßte und winkte mit einem glücklichen Lächeln nach allen Seiten hin, und neigte sich dann zu dem hübschen Jüngling mit dem unbärtigen frischen Gesichte hin, welcher an seiner Seite stand, und welcher der erste gewesen, der das Lebehoch für den Prinzen ausgebracht hatte.

Wenn das Volk heute siegt, meine schöne Flora, sagte er, so werde ich morgen Minister und du wirst die Göttin der Vernunft sein. Und als Minister werde ich dir dann eine Pension von hunderttausend Gulden jährlich bewilligen.

Und als Göttin der Vernunft, flüsterte Flora lachend, werde ich dem Volke gebieten, Dich zu seinem Herrn und Herrscher zu erheben.

Es lebe der Prinz Sulkowski, brüllte und jauchzte das Volk auf's Neue, als es den Prinzen so freundlich und liebevoll mit dem Jüngling in der einfachen

Arbeiterjacke sprechen sah, und der Prinz dankte wieder nach allen Seiten und begann eine neue Rede voll flammender Freiheitsbegeisterung. —

Und wie auf dem Kohlmarkt, so war auch auf dem Ballplatz, auf dem Rennweg, auf dem Josephsplatz eine zahllose Menschenmenge versammelt, und auf improvisirten Tribünen, auf Brunnenröhren, Bänken standen auch hier Männer und Jünglinge, die mit flammender Rede das Volk aufregten und enthusiasmirten, und es zu Thaten, zum Kampf anspornten.

Aber am dichtesten drängte und schob sich die Menge in der Herrengasse vor dem Ständehause. Hier bedurfte es keines Redners, der dem Volk die Bedeutung des Tages auseinandersetzte, denn hier war es nicht das Volk, welches sich versammelt hatte, sondern die gebildeten Leute, die Politiker, die Journalisten, die sehr gut begriffen hatten, daß hier in dem Ständehaus die Katastrophe eintreten müsse, daß die ganze Bedeutung des Tages davon abhänge, ob die niederösterreichischen Stände die Sache des Volkes zu der ihrigen machen, oder ob sie gegen das Volk Partei nehmen würden.

Welch ein Tag aristokratischer Herrlichkeit war die Eröffnung der Sitzungen sonst für die Landstände ge=

wesen, mit welchen glänzenden Equipagen, in welchen reichgestickten Uniformen hatten sie sonst an diesem Tage ihre Auffahrt gehalten vor dem großen Porta des Ständehauses, welche reichgalonirten Lakaien hatten ihren stolzen Herrn den Wagenschlag geöffnet und mit welchem ehrfurchtsvollen Staunen hatte das Volk von Weitem gestanden und die Equipagen und Dienerschaft und die vornehmen Herren angegafft.

Aber heute hatten es die vornehmen Herren vorgezogen, so unscheinbar als möglich aufzutreten, heute hatten sie ihre Equipagen, ihre Lakaien und Uniformen zu Hause gelassen, und zu Fuß, in bescheidener bürgerlicher Kleidung kamen die vornehmen Herrn einzeln und unbemerkt durch die Herrengasse, machten sich bescheiden und höflich eine Bahn durch das Gedränge und schlüpften durch die kleine Seitenpforte in das Ständehaus hinein.

Jetzt aber nahete sich ein feierlicher Zug dem Ständehause, begleitet von den Vivatrufen der Menge, gefolgt von ihren Segenswünschen, ihren Liebesgrüßen kam er daher, schweigend, prunklos und einfach und doch von imposanter Größe und Feierlichkeit.

Dreitausend junge Männer, die ganze blühende Studentenschaft, die Jugend, die Zukunft Oesterreichs

war es, welche dahergewallt kam, waffenlos, mit leeren Händen aber mit vollen Herzen, mit glühender Seele, fest entschlossen an dem heutigen Tage dem Volke seine Ehre, seine Freiheit, seine Mannheit zu erkämpfen, fest entschlossen, die Landstände zu zwingen, daß auch sie sich dem Volke verbünden, auch sie für dasselbe kämpfen und streiten sollten.

Und vor diesen dreitausend Jünglingen neigten sich heute in Ehrfurcht die Häupter der Männer und Greise, ihnen winkten die schönen Frauen von den Fenstern ihre Grüße entgegen, vor ihnen wichen die Massen auf den Straßen demüthig zur Seite, und ihnen öffnete sich das große Thor des Landhauses, durch welches die Stände heute nicht ihren Einzug gehalten. Auf dem innern Hofraum machte die junge, imposante Schaar Front, und alle diese von Muth und Entschlossenheit strahlenden Gesichter wandten sich den Fenstern des Ständesaals zu, und alle diese leuchtenden blitzenden Augen blickten hin auf den Landesmarschall, den Grafen Montecucoli, der eben oben an einem der geöffneten Fenster des Ständesaals erschien, und sich tief verneigte vor diesen jungen Männern, die er gestern vielleicht noch keines Grußes, keines Blickes werth gehalten.

Ist es den versammelten Herren genehm, fragte er mit lauter Stimme hinab, daß man Zwölfe von Ihnen unsern Berathungen zur Garantie dafür beigeselle, daß die Stände gewiß die Wünsche des Volkes befürworten werden?

Die Studenten antworteten mit einem lauten, einstimmigen Ja, und sofort traten aus jeder der geschlossenen, hintereinander aufgestellten Reihen zwei Studenten hervor und schritten durch das große Portal hinein in das Haus.

Während sie da drinnen berathen und erwägen, rief jetzt eine Stimme aus der Menge hervor, während wir hier unten ihrer Beschlüsse harren, lasset uns die Zeit benutzen, um uns die Rede vorzulesen, welche Kossuth in der Versammlung der Stände in Pesth gehalten. Ich habe sie hier und ich werde sie Euch vorlesen.

Ja, lies, lies uns die Rede Kossuth's, riefen hundert und aber hundert Stimmen, und hundert Arme waren bereit, den jungen Sprecher empor zu heben auf das Dach des Brunnens, der sich im Innern des Hofes befand.

Und mit klarer, weithin schallender Stimme begann nun der junge Mann die Rede Kossuths vor-

zulesen, diese Rede, welche mit den Drommetenklängen einer neuen Zeit die Schlacht mit dem System der alten Zeit einleitete, in der jedes Wort und jeder Satz wie das Krachen und Donnern von Gewehren und Kanonen ertönte.

Athemlos, in gespannter Aufmerksamkeit lauschte die Menge dem Schlachtendonner dieser Worte; kein Laut, kein Zeichen unterbrach anfangs das tiefe Schweigen, mit welchem man zuhörte.

„Auch unnatürliche politische Systeme, tönten jetzt die Worte des Vorlesers, auch unnatürliche politische Systeme können sich lange erhalten, denn zwischen der Geduld der Völker und der Verzweiflung liegt ein langer Weg; es giebt aber politische Systeme, die dadurch, daß sie lange gedauert haben, nicht an Kraft gewonnen, sondern verloren haben, und zuletzt kommt der Moment, wo es gefährlich wird, sie erhalten zu wollen, denn ihr langes Leben macht sie reif zum Tode."

Ein ungeheurer Sturm des Beifalls unterbrach hier den Vorleser, und schallte wie der Siegesjubel der neuen Zeit empor zu den Fenstern des Saals, in welchem die Stände ihre Berathungen hielten, und in welchem die zwölf Deputirten der Stu=

dentenschaft ihre Plätze neben den Deputirten der Stände eingenommen hatten.

Graf Montecucoli unterbrach sich mitten in einer angefangenen Rede, in welcher er den Studenten versicherte, daß die Stände immer nur das Wohl des Volkes im Auge gehabt, und daß sie „seit Jahren damit beschäftigt gewesen, des Volkes zeitgemäße Reformen zu berathen.“

Aber wenn das Volk uns stört, rief er zürnend, so stört es den gesetzlichen Fortgang seiner eigenen Sache. Warum schreit man denn da unten so gewaltig, und was will denn das Volk?

Es will Thaten und keine Worte, rief Einer von den Zwölfen.

Was das Volk will? rief ein Zweiter, der eben hinabgeschaut hatte in den Hofraum. Ew. Excellenz verlangen zu wissen, was das Volk, was die Studentenschaft, was alle guten und ehrlich gesinnten Oesterreicher begehren? Nun wohlan, meine Herren, ich will es Ihnen sagen: Für's Erste verlangen wir Alle Redefreiheit und Preßfreiheit. Nicht zur Schmähung, nicht zum Schimpfen soll sie dienen! Nein, nur zur Offenbarung gerechter Wünsche, zu gerechtem Tadel, zur freien, ungefesselten Entwickelung des Geistes.

Für's Zweite wird Lernfreiheit und Lehrfreiheit verlangt. Das Maaß des Erlernenden sei Niemandem mehr zugemessen, die Weise, wie er es, und wo und wann er es zu erlernen habe, nicht mehr beschränkt; möge Jeder nach Maßgabe seiner Fähigkeiten ungehindert jene entwickeln, diese verwenden können. Für's Dritte ist Vertretung des Volkes beim deutschen Bunde ein allgemein ausgesprochner Wunsch, und dieser Punkt ist ein hochwichtiger! Deutschlands Einheit ist die mächtige Schutzwehr, die das bis jetzt zerstückelte deutsche Volk dem drohenden Feinde entgegenzustellen im Stande ist. Preß- und Redefreiheit, Lehr- und Lernfreiheit, Vertretung beim deutschen Bunde, das also ist es, was das Volk begehrt.

Eine tiefe Stille war eingetreten nach diesen kühnen Worten des Sprechers, staunend, rathlos blickten die Ständeherren einander an, schweigend, eine Antwort vielleicht überlegend, stand Graf Montecucoli vor seinem Fauteuil.

Da inmitten dieser athemlosen Stille tönte durch das geöffnete Fenster der Klang einer tiefen, machtvollen Stimme herauf, welche rief: Nieder mit Metternich! Nieder mit den Jesuiten! Zu Ende sei es mit der Bevormundung des Volkes. Wir wollen

eine Constitution! Es lebe unser constitutioneller Kaiser!

Wir wollen eine Constitution! Es lebe unser constitutioneller Kaiser, donnerte es wie ungeheures Meeresgebrause in den Ständesaal herauf.

Sie hören es, meine Herren Stände, jubelte einer von den Zwölfen, das Volk, das souveraine Volk ist da, und stellt seine Forderungen! Gewähren Sie dieselbe, oder die Monarchie steht auf dem Spiel!

Es liegt nicht an uns zu gewähren, sondern es liegt in den Händen des Kaisers, erwiderte Graf Montecucoli feierlich.

Abermals erschallte lautes Rufen und Schreien von unten herauf, das mit jedem Moment höher anschwoll, immer zorniger und wilder herauf donnerte.

Kommen Sie, meine Herren, sagte Montecucoli zu den Studenten, zeigen Sie sich mit mir Ihren Freunden da unten!

Er stieß die Thüre des großen Balcons auf und schritt gefolgt von den Zwölfen auf denselben hinaus.

Sofort trat da unten ein tiefes Schweigen ein, und inmitten desselben sprach der Graf: Ihre Wünsche sind den Ständen nicht neu, wir hegen mit Ihnen Allen dieselben Wünsche. Wir wünschen die Erfül-

lung derselben auf das Herzlichste, und werden nicht verfehlen, sie Sr. Majestät dem Kaiser vorzutragen!

Heute noch! Heute noch, schrie die Menge.

Wir waren lange genug ruhig! Wir wollen nicht mehr warten!

Zum Kaiser! Wir bleiben hier, bis man uns willfahrt! Bis man zum Kaiser geht!

Graf Montecucoli, überwältigt, entsetzt von der wilden Zorneswuth der Menge, trat bleich und schwankend von dem Balcon in den Saal zurück, ohne ein Wort der Gewährung an die Menge zu richten.

Die zwölf Studenten waren dem Grafen in den Saal gefolgt, als sie auf einmal von den Ständemitgliedern, die ihre Sitze verlassen hatten, und sich zu Montecucoli herandrängten, auseinander geschoben, getrennt, und hier und dorthin gedrängt wurden.

Der erste Sprecher von ihnen, ein hoher, schlanker Jüngling, schaute suchend umher nach seinen Commilitonen, aber sein forschender Blick konnte nur die Hälfte von ihnen entdecken, und nur sechse gaben Antwort auf seinen lauten Ruf.

Von Schrecken, von düsterer Sorge ergriffen, stürzte der junge Mann auf den Balkon zurück.

Kommt herauf, Ihr Alle, schrie er hinab. Man hat uns getrennt, man hat uns verrathen!

Die Menge antwortete mit einem einzigen Schrei des Zornes, der wilden Wuth. Dann stürzte Alles vorwärts, hinein in das Haus, die Treppe hinauf. Der Thürsteher, der ihnen den Eingang wehren wollte, ward wie ein Federball bei Seite geschwungen, die großen Flügelthüren des Vorsaals, die man von innen verschlossen hatte, wurden mit Gewalt erbrochen, aus ihren Fugen gehoben und hinunter geschleudert auf die Straße. Und von dieser ersten That der Gewalt, von dem, wenn auch geringen Widerstande in äußerste Wuth versetzt, begann die tobende Masse jetzt ihren Zorn, ihren Grimm an den Meubles und Geräthschaften des Vorsaales auszulassen; die Fenster wurden zerschlagen, zertrümmerte Stühle und Tische, und Mobilien aller Art flogen hinab in den Hof zu der dort immer größer anschwellenden Volksmasse, die den Vorgang da oben nicht begreifend und verstehend, angstvoll zu rufen begann: „man ermordet da oben unsere Brüder! Militair ist von der Hinterseite in das Gebäude eingedrungen, und wird herab kommen gegen uns zu kämpfen.“

Um dies Herabkommen des Militairs zu vermei-

den, stürmten die Volksmassen ihnen entgegen, hinein in das Haus, fluchend, donnernd, heulend und stürmend die Treppen hinauf, durch die Vorsäle hin zu den Thüren des großen Sitzungssaales. Hundert und aber hundert Fäuste donnerten gegen dieselben, hundert und aber hundert Stimmen riefen: Oeffnet! Oeffnet! Gebt uns unsere Brüder heraus! Oder wir ermorden Euch Alle!

Auf Einmal, mit einem einzigen schnellen Ruck wurden diese Thüren aufgestoßen, und ihre beiden Flügelthüren schoben mit unwiderstehlicher Gewalt die Stürmenden zurück.

Man konnte jetzt unbehindert hineinblicken in den Saal, und man sah dicht vor der Thür den Landesmarschall Grafen von Montecucoli, neben ihm den Präsidenten Grafen Colloredo, ihnen zu beiden Seiten die zwölf Studenten, und hinter ihnen zu Drei und Dreien in langer Reihe die Ständemitglieder, deren jeder, gleich Montecucoli und Colloredo ein zusammengerolltes Packet Schriften unter dem Arme trug.

Meine Herren, rief Montecucoli ernst und feierlich, meine Herren, wir gehen zum Kaiser, um ihm die vielen bei uns eingegangenen Petitionen zu über=

reichen, und ihm die Wünsche des Volkes vorzutragen. Die Sitzung der Stände ist aufgehoben.

Dann wandte er sich an die neben ihm stehenden Studenten. Schreiten Sie uns voran, meine Herren, sorgen Sie dafür, daß das Volk in uns seine Vertreter ehre, und uns mit Ruhe und Würde nach der Kaiserburg ziehen lasse!

Die zwölf Studenten traten vor und zu Zwei und Zwei ihre Arme in einander schlingend schritten sie hinaus in den Vorsaal unter die plötzlich verstummte Menge.

Wir grüßen das souveraine Volk, riefen sie, wir grüßen es, und vertrauen uns seinem Schutz an. Wir wissen, daß das edle souveraine Volk die Größe und Bedeutung dieses Momentes ehren und ihn nicht entweihen wird durch irgend eine Gewaltthätigkeit! Vorwärts, meine Herren, wir gehen mit den theuren Ständen zum Kaiser, um ihm die Wünsche des Volkes vorzutragen!

Und die vorhin so zornige und wilde Menge wich scheu und ehrfürchtig zurück, öffnete eine breite Gasse, durch welche die Studenten und hinter ihnen die Ständemitglieder dahin schritten, hinab über die breite Treppe, hinunter in den Hofraum.

Unermeßlicher Jubel empfing sie hier bei ihrem Erscheinen, alle Augen strahlten, alle Gesichter leuchteten vor Begeisterung und wie ein heiliger Frühlingsgruß flog es von Mund zu Mund: sie gehen zum Kaiser, um ihm die Wünsche des Volkes vorzutragen. Gott segne sie! Gott segne sie!

Und dieser Ruf und dieser Segenswunsch folgte ihnen auf ihrem ganzen Wege nach der Burg. Ueberall auf diesem Wege begleitete sie eine ungeheure, immer höher anschwellende Menschenfluth, überall öffneten sich die Fenster, und die Frauen und Mädchen, die Kinder und Greise grüßten sie mit wehenden Tüchern, mit winkenden Händen, mit strahlenden Augen, während die Männer und Jünglinge hinunter gegangen waren auf die Straße, um den feierlichen Zug dicht an sich vorbei wallen zu lassen, und Zeuge zu sein des großen Momentes, in welchem die neue Zeit ihre ersten Morgenstrahlen über Oesterreich aufflammen ließ.

## V.

# Der dreizehnte März.

## Beim Fürsten Metternich.

Fürst Metternich hatte sich nach einer unruhig durchwachten Nacht erhoben, und war im Morgennegligée in sein Kabinet eingetreten, um zu arbeiten und sich vorzubereiten zu der Staatsconferenz, die in einer Stunde schon ihren Anfang nehmen sollte.

Fürst Metternich war allein, und er durfte es sich also erlauben seine Stirn in düstere Falten zu legen, und das freundliche Lächeln von seinen fest zusammen gepreßten Lippen weichen zu lassen. Ein Gefühl unendlichen Mißbehagens, tiefer Beschämung erfüllte seine ganze Seele, denn er durfte es sich nicht mehr verbergen: er hatte sein System verleugnet, er hatte Concessionen gemacht! Der erste Stein war abge=

brochen von dem Zwing Uri, den der Kaiser Franz mit seinem Staatskanzler für das österreichische Volk aufgerichtet, und seit dreißig Jahren so streng bewacht hatte. Der erste Stein war abgebrochen, der Mörtel war gelöst, und nun konnte es kommen, daß das ganze Gebäude zusammenbrach und in Trümmer zerfiel.

Ja, das System war erschüttert, Concessionen waren gemacht worden. Wie gering sie auch sein mochten, wie wenig diese verheißene Berufung der Ausschüsse aller Stände auch dem Volke genügen mochte, es war doch immer eine Concession, ein Abweichen von dem befolgten System, ein abgedrungenes Zugeständniß gewesen!

Und Metternich schämte sich derselben, und fühlte doch zugleich, daß er nicht anders habe handeln können, daß er durch die drohenden Verhältnisse zum Nachgeben war gezwungen worden.

Gezwungen! Er, der Mächtige, der Herrschende, Er, der langjährige Gebieter des Kaiserstaates, er, gezwungen zu thun, was wider seine Ueberzeugung war!

Ich werde diesen Fehler wieder gut machen, murmelte er vor sich hin, ich werde heute unerbittlich sein, ich werde nicht mehr nachgeben, von keinem Drängen und Stürmen mir weitere Zugeständnisse abnöthigen

lassen! Aber, unterbrach er sich selber, was ist denn das für ein Lärm da drunten? Wer schreit denn da so wüthend?

Er trat an das Fenster und blickte hinunter auf den Platz, auf dem eine tosende Volksmenge sich zu sammeln begann, und mit drohendem Wuthgeschrei, mit erhobenen Fäusten auf den Palast des Fürsten hinzeigte.

Ach, sagte der Fürst achselzuckend, wie unverschämt dieser Pöbel heute ist. Ein Krawall unter meinen Fenstern, unter den Fenstern des Staatskanzlers! Nun, man wird den Pöbel bald durch Soldaten vertreiben lassen! Ach, da kommen sie schon, die guten Soldaten! Jetzt werden wir sehen, mit welcher Geschwindigkeit der heulende Pöbel auseinander stäuben wird!

Aber der Fürst hatte sich geirrt, das Volk floh nicht zurück vor dem Detachement Soldaten, das mit geschultertem Gewehr, in ernster und düsterer Haltung auf dem Platz aufmarschirte. Das Volk zog sich nur noch mehr nach der andern Seite des Platzes zurück und bildete jetzt vor dem Palais des Fürsten eine dichte, undurchdringliche Mauer.

Verhaltet Euch ruhig, meine Freunde, rief jetzt ein junger Mensch, aus den Reihen des Volkes her-

vortretend, und sich emporschwingend auf einen der steinernen Pfeiler, die zu beiden Seiten des Metternich'schen Palastes standen. Verhaltet Euch ruhig, meine Freunde! Imponirt durch Eure friedliche Haltung den Schergen der Gewalt, gebt ihnen keinen Vorwand Euch anzugreifen. Und Ihr da drüben, fuhr er fort, Ihr Soldaten erinnert Euch, daß auch Ihr zum Volke gehört, daß Ihr aus demselben hervorgegangen seid, und zu demselben zurückkehrt. Laßt Euch nicht verleiten auf Eure Brüder, Eure Freunde zu schießen, versündiget Euch nicht an Eurem eigenen Fleisch und Blut.

Die Soldaten schienen diese Worte gar nicht vernommen zu haben, unbeweglich mit geschultertem Gewehr standen sie da und blickten düster hin auf die Volksmassen, die sich ihnen gegenüber befanden.

Der junge Redner mit dem bleichen Angesicht, den blitzenden Augen, und dem großen, schwarzen Bart wandte sich wieder dem Volk zu und mit begeisterten, schwungvollen Worten, in flammender Zornesrede sprach er zu ihnen von dem „Fürsten von Mitternacht", von dem Staatskanzler, dem verhaßten Metternich und dessen fluchwürdigem System, das Oesterstereich jetzt an den Rand des Abgrunds getrieben,

das Volk mit Schmach und Demüthigung beladen habe.

Fürst Metternich hörte mit vollkommener ruhiger Miene dem Redner zu, und auch jetzt, als das Volk, hingerissen von der Gluth des Redners, ihn unterbrach mit dem lauten Schrei: nieder mit Metternich, auch jetzt trat er nicht vom Fenster zurück, sondern schob nur ein wenig den Kopf zur Seite hinter die verhüllenden Fenstervorhänge.

Aber Du duldest das? rief hinter ihm eine zürnende Stimme. Du läßt den Pöbel ungestraft unter Deinen Fenstern schreien?

Metternich wandte sich langsam um, und schaute mit einem seltsamen Lächeln auf seine Gemahlin, die Fürstin Melanie Metternich hin, welche mit glühenden Wangen, mit hochwogendem Busen, mit blitzenden Augen in der Mitte des Gemaches stand.

Hörst Du nicht, Metternich, rief sie, da ihr Gemahl schwieg, noch lauter, noch stürmischer, hörst Du denn nicht, daß sie es wagen Dir zu drohen? Daß sie „Nieder mit Metternich" schreien?

Ich höre es, meine Liebe, sagte der Fürst ruhig. Aber was geht mich das an? Ihr Rufen und Schreien bringt mich doch nicht nieder.

Aber wie dürfen sie es wagen? Wer giebt dem wahnwitzigen Pöbel das Recht Dir zu drohen? Wie darf diese Rotte sich unterfangen gegen ihren Herrn und Gebieter sich aufzulehnen?

Meine liebe Fürstin, sagte Metternich achselzuckend, das sind gar stolze Fragen, auf die man leider am Tage des Krawalls nicht eine ebenso stolze Antwort geben kann.

Aber warum treibt man den Pöbelhaufen nicht auseinander? Warum schickst Du nicht Jemand hinunter zu den Soldaten, und läßt ihnen gebieten Feuer zu geben auf das Volk?

Ach, ich werde mich wohl hüten, das zu thun, denn das hieße aus einem Krawall eine Revolution machen!

Da schreien sie schon wieder: Fort mit Metternich! Nieder mit dem Fürsten Mitternacht! rief die Fürstin außer sich, mit Thränen des Zornes in den Augen.

Gönne ihnen doch das Vergnügen, meine Liebe, sagte Metternich. Lassen wir sie heute schreien, wir werden morgen unsere Revanche dafür nehmen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und der Kammerdiener der Fürstin trat ein.

Durchlaucht, sagte er, es ist da ein Frauenzimmer, welches dringend Ew. Durchlaucht zu sprechen begehrt.

Abgewiesen! herrschte die Fürstin. Ich bin für Niemand zu sprechen!

Aber der Kammerdiener zog sich nicht zurück, sondern blieb unschlüssig und verlegen an der Thür stehen.

Nun, warum gehen Sie nicht? rief die Fürstin erstaunt.

Durchlaucht halten zu Gnaden, das Frauenzimmer ist begleitet von sechs fürchterlichen Kerl's, welche, so wie sie eingetreten waren, schwuren, sie würden nicht eher fortgehen, als bis das Mädchen ihren Wunsch erreicht, und die Frau Fürstin gesprochen hätte.

So mögen sie eine Woche da stehen und warten, denn ich werde dieses Frauenzimmer nicht sprechen, rief die Fürstin.

Aber wer ließ dieses Volk ein? fragte Metternich.

Durchlaucht, sie drangen in das Thor ein, in demselben Augenblick als der Portier die Thorflügel schließen wollte. Es war unmöglich, sie zurück zu halten.

Und wie sieht das Fauenzimmer aus? Ist sie anständig gekleidet?

Anständig und sauber, und sie ist sehr schön, aber sieht bleich und traurig aus. Sie bat mich mit Thränen in den Augen, sie nur einen Moment zur Frau Fürstin zu führen, sie wolle Ihrer Durchlaucht nur etwas zeigen, nur eine einzige Frage an dieselbe richten.

Nehmen Sie die Person an, Fürstin, lassen Sie dieselbe hier eintreten, empfangen Sie sie in meiner Gegenwart, rief Metternich mit einem gebieterischen Ton, wie ihn seine Gemahlin noch niemals von ihm vernommen hatte, und ehe die Fürstin noch Zeit gehabt, zu widersprechen, wandte er sich an den Kammerdiener und befahl ihm, das Frauenzimmer hierher in sein Cabinet zu führen.

Ich werde nicht mir ihr sprechen, sagte die Fürstin mit vor Zorn zitternden Lippen, ich werde mich nicht so weit erniedrigen, diesem brüllenden Pöbel nachzugeben! Oh, es ist schmachvoll, es ist unerhört! Dem Pöbel nachgeben und ihm seinen Willen thun zu müssen!

Durchlaucht, rief der Kammerdiener, die Thür öffnend, hier ist das Frauenzimmer.

Ein bleiches junges Weib in zierlicher, einfacher Kleidung erschien schüchtern und befangen auf der

Schwelle, aber hinter ihr sah man sechs Männer in der gewöhnlichen Tracht der Arbeiter, mit dunklen bärtigen Gesichtern, mit trotzigen Mienen, die festen, unehrerbietigen Blicke in das Gemach hinein werfend und mit prüfendem Ausdruck sie jetzt auf die hohe stolze Gestalt der Fürstin heftend.

Ja, sagte einer von ihnen, ja, mein liebes Mädel, das ist die Fürstin Metternich. Ich kenn' sie ganz gut, hab' oft genug sie in ihrer glänzenden Equipag' an mir vorübersausen sehen. Das ist die Frau Fürstin. Jetzt sagt Ihr halt, was Ihr ihr zu sagen habt. Wir warten hier vor der Thür, bis Ihr wieder kommt. Aber wenn man Euch nur im Geringsten grob begegnet, oder Euch ein Leids anthun will, dann ruft nur, und wir kommen herein.

Die Fürstin, bleich vor Zorn, warf einen fragenden Blick auf ihren Gemahl, aber dieser hütete sich wohl, demselben zu begegnen, sondern befahl nur mit gedämpfter Stimme dem Kammerdiener hinauszugehen, und die Thür zu schließen; dann, als derselbe diesem Befehl nachgekommen war, wandte sich Metternich an das Weib, das noch immer schweigend und still neben der Thür stand.

Wie heißen Sie, mein Kind, und was wollen Sie von der Frau Fürstin? fragte er.

Sie hob langsam ihr gesenktes Haupt empor und blickte mit stolzer ruhiger Würde dem Fragenden in's Angesicht.

Ich bin die Generalin Gräfin Marie von Santjago, sagte sie langsam, indem sie die Augen auf die Fürstin richtete, als wolle sie in ihren Mienen den Eindruck lesen, den dieser Name auf sie machen würde.

Und allerdings, dieser Name machte Eindruck auf sie sowohl, wie auf den Fürsten, nur war das nicht der Eindruck, den Marie erwartet hatte. Metternich blickte sie erstaunt an, und seine Gemahlin brach in ein spöttisches, nervöses Lachen aus.

Es ist also eine Wahnsinnige, welcher Ew. Durchlaucht bei mir Audienz verschafft haben? fragte sie mit einem stolzen Blick auf ihren Gemahl. Ein Frauenzimmer, das mit einem Pöbelhaufen hier eindringt, nennt sich eine Gräfin und Generalin! Lassen Sie die Person in ein Irrenhaus führen, Durchlaucht, denn dahin gehört sie.

Liebe, gnädige Fürstin, sagte Marie mit sanfter, flehender Stimme, ich bin nicht wahnsinnig und es geschieht wahrlich nicht aus Stolz und Uebermuth,

daß ich mir einen so vornehmen Namen beilege. Dieser Name ist ja gerade mein Unglück, und ich bin von Helgoland hierher gekommen, um zuerst in aller Demuth Eure Durchlaucht zu fragen, ob Sie den General Grafen von Santjago kennen, und ob er, wie er mir gesagt, Ihr Cousin ist?

Er hat Ihnen gesagt, daß er mein Cousin ist? fragte die Fürstin, die in ihrem Erstaunen es vergaß, daß sie gelobt, kein Wort an das fremde Frauenzimmer zu richten.

Ja, er hat es mir gesagt, Fürstin Melanie Metternich, erwiederte Marie ruhig, und darum komme ich, Sie zu fragen, ob Sie wirklich einen Cousin dieses Namens haben?

Die Fürstin hatte schon die Lippen zu einer Verneinung geöffnet, aber sie besann sich und warf einen langen, prüfenden Blick auf das junge Weib. Und was berechtigt Sie zu dieser Frage? Woher nehmen Sie den Muth, dieselbe an mich zu richten? fragte sie.

Ich nehme den Muth aus meiner Verzweiflung und aus meinem Unglück, erwiederte Marie sanft, ich bin berechtigt zu dieser Frage, weil ich die rechtmäßige Frau des Generals Grafen von Santjago bin. Und

also beschwöre ich Ew. Durchlaucht bei der Liebe, die Sie zu Ihrem Gemahl hegen, bei Allem, was Ihnen heilig und theuer ist, sagen Sie mir die Wahrheit, haben Sie Mitleid mit seinem armen Weibe, das allein, schutzlos hinaus gegangen ist in die Welt, um ihrem Kinde den Vater, sich selbst den Gatten zu suchen. Denn er hat uns verlassen, oh, er hat uns grausam, mitleidlos verlassen. Er hat uns dem Hohn, dem Gespött von ganz Helgoland ausgesetzt, er hat das ehrwürdige Haupt meines guten alten Vaters beschimpft, er hat mich der Schande, dem Gelächter Preis gegeben. Oh, gnädige Fürstin, haben Sie Erbarmen mit mir! Sagen Sie mir, ob Sie einen Verwandten haben, welcher diesen Namen führt.

Sie hatte sich der Fürstin genähert, sie war vor ihr auf die Kniee niedergesunken, und ihre gefaltenen Hände erhebend, blickte sie zu ihr empor mit bleichem, von Thränen überfluthetem Angesicht.

Selbst die stolze Fürstin Melanie Metternich fühlte sich bewegt von der rührenden Schönheit des armen jungen Weibes und sie schauete mit milderen Augen zu ihr nieder.

Nein, sagte sie ernst und fest, nein, ich habe keinen Verwandten, welcher sich General Graf von Sant=

jago nennt, ich kenne überhaupt keinen Mann dieses Namens.

Ich dachte es, oh, ich dachte es mir wohl, seufzte Marie, indem sie wie zerbrochen in sich zusammen sank.

Armes Weib, murmelte Metternich, es scheint, man hat Sie hintergangen.

Ja, man hat mich hintergangen, rief sie, sich emporrichtend. Mich und meinen Vater, und den Priester, der uns getraut hat, und die Zeugen, die bei der Trauung zugegen waren. Aber ich werde ihn dennoch entdecken, ich werde ihn dennoch finden, und Sie, Frau Fürstin, werden Erbarmen mit mir haben. Sie werden mir seinen wahren, seinen wirklichen Namen nennen.

Ich? rief die Fürstin. Aber wie sollte ich dazu kommen, ihn zu wissen?

Marie riß mit bebenden Händen die goldene Kette von ihrem Halse und hielt das an der Kette befestigte, von Brillanten blitzende Medaillon der Fürstin entgegen.

Sehen Sie dieses Portrait an, rief sie mit flehender Stimme, und dann sagen Sie mir, ob Sie den Mann kennen, dem es gleicht.

Die Fürstin heftete ihre Augen auf das Bild, dann zuckte sie zusammen und stieß einen Schrei aus. Mit einer wilden Hast riß sie das Medaillon an sich und betrachtete es mit staunender Aufmerksamkeit. Mit einem Wink ihrer Augen rief sie darauf den Fürsten zu sich, und auch dieser konnte ein leises Ah! der Ueberraschung nicht unterdrücken, als er des Bildes ansichtig ward.

Sie kennen ihn, nicht wahr, Sie kennen ihn? fragte Marie in athemloser Spannung.

Die Fürstin warf ihre Blicke von dem Bilde hinüber auf das junge Weib. Das ist das Portrait Dessen, den Sie den General von Santjago nennen? fragte sie.

Ja, es ist sein Portrait. Er gab es mir an unserm Hochzeitstage.

Und er hat sich wirklich und in Wahrheit mit Ihnen trauen lassen?

Wirklich und in Wahrheit. Derselbe Prediger, welcher mich getauft und confirmirt hat, derselbe Priester hat unsere Trauung vollzogen.

Und wo war das? Wie heißen Sie? Wer ist Ihr Vater?

Es war in meiner Heimath, in Helgoland. Ich

heiße Marie Jackson und mein Vater ist der Fischermeister und Lootse Jackson auf Helgoland. Aber jetzt, liebe, gnädige Fürstin, jetzt haben Sie Erbarmen mit mir. Jetzt sagen Sie mir, ob Sie ihn kennen, ob Sie seinen Namen wissen?

Die Fürstin blickte unschlüssig, tief bewegt auf die Flehende hin. In diesem Moment hallte abermals von der Straße herauf wüthendes Toben und Schreien und die Fenster klirrten von dem vieltausendstimmigen, donnernden Ruf: „Nieder mit Metternich. Fort mit dem verhaßten Minister!“

Der Pöbel, rief die Fürstin, wie eine zürnende Löwin sich hoch aufrichtend, der Pöbel ist noch immer da! Freilich, er wartet auf diese Person, deren sechs Schildwachen hier vor unserer Thür stehen!

Oh, gnädige Fürstin, rief Marie, ich bitte Sie, antworten Sie mir. Kennen Sie das Bild? Ist es das Portrait Ihres Cousins? Wissen Sie seinen Namen?

Nein, sagte die Fürstin mit einem Ausdruck flammender Verachtung, nein, ich kenne das Bild nicht! Ich habe niemals einen Mann gesehen, der ihm gleicht, und niemals würde ein Verwandter von mir es wagen, sich mit einer gemeinen Fischerstochter zu verheirathen.

Gehen Sie, Sie wissen jetzt, was Sie wissen wollten, gehen Sie.

Marie ächzte tief auf und schlug ihre Hände vor ihr todesbleiches Angesicht. Sie kennt ihn nicht, murmelte sie schluchzend, meine letzte Hoffnung ist zerstört.

Gehen Sie, herrschte die Fürstin. Befreien Sie uns von Ihrer Gegenwart.

Ja, ich gehe, sagte Marie, langsam sich umwendend, ich gehe weiter, um ihn zu suchen, und Gott wird barmherzig sein, er wird mich ihn finden lassen, und wär's auch erst in meiner Todesstunde.

Sie öffnete leise die Thür und schritt geräuschlos und still wie ein Schatten über die Schwelle.

Armes Weib, sagte der Fürst mitleidsvoll. Es scheint, Dein liebenswürdiger Herr Cousin hat da eine recht romantische Aventure durchgelebt. Aber warum wolltest Du ihr seinen Namen nicht sagen, Melanie, da Du ihn doch hassest?

Ich hasse ihn, weil er es verdient, weil er mich beleidigt hat, sagte die Fürstin. Doch das ist meine Privatsache und ich werde ihn schon zu strafen wissen. Aber ich werde mich nicht mit dem Pöbel verbinden, um meine Rache zu nehmen. Dem Pöbel gegenüber müssen wir Aristokraten alle fest zusammen halten,

und Keiner von uns darf den Andern verrathen. Wie hätte ich wohl dieser Person, deren Freunde eben da unten Ihnen ein Pereat brachten, wie hätte ich der wohl den Namen eines Verwandten nennen, einen Aristokraten als einen Betrüger bezeichnen können!

Meine stolze und kluge Melanie hat immer Recht, lächelte der Fürst, und so hätten wir also denn für das Geschrei des Pöbels schon unsere Revanche bekommen. Aber da schlägt es zwölf Uhr! Es ist die höchste Zeit, um mich in die Staatsconferenz zu begeben.

Ich hoffe, Du wirst energisch sein und strenge Maßregeln ergreifen, rief die Fürstin.

Ich werde sie mindestens vorschlagen, sagte der Fürst, aber Gott weiß, ob ich mit meinen Vorschlägen durchdringen werde. Wenn der Erzherzog Johann und die Erzherzogin Sophie sich wieder in unsere Berathungen eindrängen, so fürchte ich, daß man den Kaiser zur Nachgiebigkeit zwingt. Aber ich werde jedenfalls fest bleiben in meiner Weigerung. Allzuviel Milde ist Schwäche und die Schwäche führt immer in's Verderben. Entschuldige mich, meine Liebe, wenn

ich Dich jetzt bitten muß, mich zu verlassen. Ich muß Toilette machen.

Er grüßte die Fürstin mit einem freundlichen Lächeln und klingelte dann seinem Kammerdiener, um sich sofort anzukleiden und sich in die Hofburg zu begeben.

---

## VI.

# Der dreizehnte März.

## In der Hofburg.

Mit anscheinend heiterer und sorgloser Miene war Fürst Metternich durch eine kleine Seitenpforte in die Hofburg eingetreten, aber bei jedem Schritte, den er jetzt vorwärts that, verfinsterte sich sein Angesicht mehr und mehr, und seine Stirn, die seit so vielen Jahren mit heiterer Ruhe den größten Stürmen Trotz geboten, legte sich heute in düstere Furchen.

Der Fürst sah Etwas, was er noch nie gesehen, und dieses Etwas, dieses schreckensvolle, düstere Etwas, dem er keinen Namen zu geben wußte, schritt wie ein Gespenst jede Stufe der Treppe mit ihm empor und hauchte ihn an mit eisigem Grabeshauch und flüsterte zum ersten Mal ihm unheilvolle Ahnungen von sei-

nem nahen Sturz, seinem unvermeidlichen Fall in sein Ohr.

Niemals war der Fürst die Treppe der Hofburg hinaufgeschritten, umgeben von solchem Gefolge, niemals in den langen Jahren seiner Regierung hatte man gewagt, die feierliche Stille der Kaiserburg mit solch lautem Toben, mit so wüthendem Geschrei zu unterbrechen. Sonst hatte man drunten in der weiten Vorhalle nur den langsamen Schritt der auf und ab gehenden Schildwachen vernommen, heute war diese Halle gedrängt voll Menschen jeden Standes, und Alles schrie und rief durcheinander, und dennoch einigten wieder alle diese Stimmen sich zu dem gemeinsamen Ruf: Wir wollen den Kaiser selber sprechen! Wir wollen ihn bitten, daß er Metternich entläßt!

Begleitet von diesen Rufen, umwogt und gefolgt von dieser Menge, die aus Deputationen aller Art, aus Deputationen der Bürger, der verschiedenen Clubbs und Vereine, der Gelehrten, so wie der Arbeiter bestand, schritt Fürst Metternich die Treppe hinauf und trat jetzt in den großen Vorsaal ein, der zu den Gemächern des Kaisers führte.

Aber auch hier, welch ein wüstes, ungewohntes Geräusch, welch ein Durcheinander von Stimmen,

welch ein Gewoge von Menschen, und mit welchen düstern, drohenden Blicken sich alle diese Gesichter dem Fürsten zuwandten, welch ein unheilvolles Gemurmel ihn bei jedem Schritte begleitete und wie eine rauschende Springfluth mit ihm weiter wogte.

Endlich jetzt erblickte der Fürst unter allen diesen fremden, drohenden Physiognomieen wenigstens Ein bekanntes Gesicht, sah er den Landesmarschall Grafen von Montecucoli, der gefolgt von einer Schaar junger Männer hastig vorwärts schritt und jetzt dicht vor der Thür stand, welche in die innern Gemächer führte, als der Fürst Metternich ihn erreicht hatte.

Wohin wollen Sie, Herr Graf? fragte Metternich, indem er den Grafen unmerklich ein wenig bei Seite drängte und die Hand auf den Griff der Thür legte, als wolle er damit bezeichnen, daß nur Seine Hand dieselbe zu öffnen vermöge.

Ich will zum Kaiser, erwiederte der Graf lakonisch.

Fürst Metternich zuckte lächelnd die Achseln. Bedaure, sagte er. Der Weg zum Kaiser geht durch mich, und ich beklage es, daß ich Ihnen für die nächsten Stunden keine Audienz bewilligen kann. Der Kaiser ist beschäftigt, er muß der Staatsconferenz beiwohnen, die sogleich beginnen wird.

Ew. Durchlaucht werden die Güte haben, die Staatsconferenz etwas später beginnen zu lassen, sagte Montecucoli barsch. Es ist dringend nothwendig, daß ich den Kaiser spreche, denn ich habe ihm Dinge von der äußersten Wichtigkeit zu melden, Dinge, welche keinen Aufschub leiden.

Metternich blickte dem Grafen mit unverholenem Erstaunen in das trotzige Angesicht.

Sie haben mich also nicht verstanden, Herr Graf? fragte er. Ich hatte die Ehre, Ihnen zu sagen, daß Sie den Kaiser nicht sprechen werden.

Und ich erwiedere Ihnen darauf, daß ich den Kaiser sprechen will und daß ich ihn sprechen muß, sagte der Graf stolz. Ich bin nicht hierher gekommen als ein einfaches Individuum, sondern als der Vertreter und Sprecher der Stände und der Universität zu gleicher Zeit, und Niemand darf heute von sich sagen, daß der Weg zum Kaiser durch ihn führt.

Se. Durchlaucht haben sich ohne Zweifel nur falsch ausgedrückt, rief jetzt mit spöttischem Lachen einer der Studenten, die neben dem Grafen standen. Se. Durchlaucht sagten: der Weg zum Kaiser führt durch mich, aber Se. Durchlaucht meinten gewiß: der Weg zum Kaiser führt über mich!

Diese so lauten und spöttischen Worte wurden von den übrigen Studenten mit einem beifälligen Lachen begrüßt, das bald durch den ganzen Saal sich verbreitete und die Wangen des Fürsten ein wenig erbleichen machte.

Oeffnen Sie entweder die Thür, Durchlaucht, rief der Graf ungeduldig, oder erlauben Sie, daß ich es thue.

Ich werde sie öffnen und ich erlaube ihnen, mir zu folgen, sagte der Fürst mit einem hoheitsvollen Blick auf den Grafen, und mit hochgehobenem Haupt, mit stolzer Haltung schritt er hinein in den zweiten Vorsaal. Nicht ein einziges Mal schauete er zurück nach dem Grafen, sondern ruhig und würdevoll ging er weiter durch die hohen Flügelthüren hinein in den Conferenzsaal.

Graf Kollowrat, der Erzherzog Ludwig und der Erzherzog Franz Carl waren in demselben schon anwesend, aber sie schienen das Eintreten des Fürsten gar nicht bemerkt zu haben, sondern sie fuhren ungestört in ihrem angefangenen Gespräch fort und schienen lebhaft zu debattiren über irgend eine wichtige Staatsangelegenheit.

Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich mich ver-

spätet habe, sagte Metternich mit vollkommen ruhiger Stimme, indem er dicht zu dem Erzherzog Ludwig herantrat und sich tief vor ihm verneigte. Es scheint, Ew. kaiserliche Hoheit haben die Staatsconferenz schon begonnen?

Die Staatsconferenz oder die Familienconferenz, oder was Sie sonst wollen, erwiederte der Erzherzog achselzuckend. Sie sehen wohl, mein lieber Fürst, daß es uns heute zu einer Staatsrathssitzung an der nöthigen Ruhe fehlt.

Ich sehe allerdings, daß die Thüren zum Audienzzimmer geöffnet sind, sagte Metternich lächelnd.

Ja, und die Thüren, die vom Audienzzimmer in das Cabinet des Kaisers führen, sind auch geöffnet, seufzte Ludwig, und drinnen beim Kaiser befinden sich die Erzherzogin Sophie und der Erzherzog Johann, und draußen im Vorsaal warten Deputationen aller Art auf Audienz und bestürmen uns mit unsinnigen Forderungen.

Und darf man fragen, welcher Art die Forderungen sind? fragte Metternich ruhig.

Sie wissen das nicht? fragte Erzherzog Ludwig zögernd.

Nein, erwiederte der Fürst, nein, ich weiß das

wirklich nicht, und ich bitte Ew. kaiserliche Durchlaucht deshalb, es mir sagen zu wollen.

Nun, Ew. Durchlaucht werden das wahrscheinlich noch zeitig genug erfahren, seufzte Ludwig. Ach, da sehe ich schon Jemand kommen, der es Ihnen ohne Zweifel bereitwillig sagen wird.

Und Erzherzog Ludwig trat einige Schritte zurück, und machte dem Erzherzog Johann Platz, der eben mit eiligen Schritten aus dem Audienzzimmer in den Conferenzsaal trat und grade auf den Fürsten Metternich hinschritt.

Sie sehen, Herr Fürst Metternich, sagte Johann ernst und fast feierlich, Sie sehen, daß ich Ihnen die Wahrheit prophezeit habe. Die Rache für jenen März 1812 ist gekommen, und noch ehe Sie des Märzen Idus erreicht haben, vor dem ich Sie neulich warnte. Aber Sie haben nicht auf meine Warnung hören wollen. Sie machten es wie Julius Cäsar, Sie wollten die Macht um jeden Preis bewahren, und auf keine Prophezeihung hören.

Und Ew. kaiserliche Durchlaucht meinen, daß es mir dafür jetzt auch wie dem Julius Cäsar ergehen werde? fragte Metternich. Sollten Ew. Durchlaucht selber für mich das sein, was für den Cäsar die

Säule des Pompejus war, neben welcher er durchbohrt zusammenbrach?

Ach, Durchlaucht, ich glaube nicht, daß Ihr Ende so tragisch und so erhaben sein wird, sagte Johann achselzuckend. Man wird sich nicht die Mühe geben, Sie zu ermorden, man wird Sie nur fortjagen.

Fortjagen? Mich, den Staatskanzler? Wer sollte das wagen können? Wer hat die Macht dazu?

Diejenigen, welche drunten auf der Straße schreien und rufen, welche alle Treppen und Aufgänge der Hofburg belagert haben, welche tobend und gebietend die beiden Vorsäle anfüllen, diese Alle werden es wagen, Hand an Sie zu legen. Und Sie fragen noch, wer die Macht dazu hat, Sie, den gebietenden Staatskanzler zu verjagen? Die Revolution hat die Macht dazu, und glauben Sie mir nur, sie ist jetzt schon als Siegerin in die Hofburg eingezogen. Nehmen Sie also jetzt in der letzten Stunde noch einen Rath von mir an, Durchlaucht. Ziehen Sie sich zurück vor der Siegerin, gönnen Sie ihr nicht die Freude, daß sie den Fürsten Metternich als ihren Gefangenen unter dem Joch vor ihrem Siegeswagen einherschreiten lasse, sondern treten Sie freiwillig, da es noch Zeit ist, bei

Seite. Weichen Sie der Begegnung mit ihr aus, thun Sie es um Ihrer eigenen Würde zu schonen, um der Regierung eine empfindliche und demüthigende Niederlage zu ersparen.

Es wäre, wie mir scheint, eine empfindliche und demüthigende Niederlage für die Regierung, wenn sie sich zu ihren Handlungen durch das Geschrei des Pöbels bestimmen ließe, erwiderte der Fürst. Es hieße meine eigene Würde aufgeben, wenn ich wie ein Feigling fliehen wollte vor einer Rotte bezahlter Schreier, wenn ich von diesem elenden Gesindel mich bestimmen lassen wollte, Etwas zu thun, das wider meine Ueberzeugung ist. Ich habe in die Hände des hochseligen Kaisers Franz geschworen, daß ich bis zu meinem Lebensende als sein treuer Diener und Unterthan dem Dienste seines Sohnes und des Staates mit allem Eifer, aller Kraft und Energie mich hingeben, und nimmer ermatten, nimmer zurückweichen wolle, daß ich leben und sterben wolle treu meinen beschworenen Ueberzeugungen, treu den Principien, die auch die Principien des Kaisers, meines Herrn, waren. Ich muß also meinen Schwur halten, ich darf nicht als ein feiger und ungetreuer Arbeiter von dannen gehen und das begonnene Werk aufgeben in der Stunde

der Gefahr. Nein ich bleibe. Ich werde im Dienste meines Kaisers durch alle Mittel der Energie und Entschlossenheit versuchen, die Revolte zu bezwingen, welche von böswilligen und bezahlten Menschen hier angestiftet worden.

Sie bleiben, sagte Johann achselzuckend. Das heißt, Sie wollen bleiben! Aber ich sage es Ihnen zuvor, es wird Ihnen nicht gelingen, und Sie werden zu spät einsehen und begreifen, daß derjenige, den Sie für Ihren Feind halten, und der allerdings der Feind Ihres Systems ist, Ihnen dennoch heute den besten und freundschaftlichsten Rath gegeben. Ich habe Sie zum letzten Male gewarnt, ich habe der Pflicht meines Gewissens genügt. Jetzt mögen die Dinge ihren Gang gehen, wir werden uns ihnen fügen müssen, Sie sowohl wie wir Alle!

In diesem Augenblick, als Johann eben von dem Fürsten zurücktrat, sah man den Kaiser, gefolgt von der Erzherzogin Sophie und dem Grafen Montecucoli rasch durch das Audienzzimmer heraufschreiten und in den Conferenzsaal eintreten.

Kommen's, mein lieber Graf, rief der Kaiser lebhaft, kommen's und wiederholen's in Gegenwart dieser Herren, was Sie mir da drinnen gesagt haben!

Reden's, lieber Graf, reden's. Weshalb hat man Sie zu mir gesandt? Wer hat's gethan, und was sollen Sie mir sagen?

Majestät, es sind die niederösterreichischen Stände und die Abgeordneten der Studenten, die mich nicht allein zu ihrem Sprecher ernannt, sondern auch mich in feierlichem Zuge hierher begleitet haben. In ihrem Namen, im Namen der Landstände, im Namen der Universität, im Namen endlich der Tausende, welche die Straßen Wiens erfüllen, und welche Alle dasselbe Wort auf der Lippe, denselben Wunsch im Herzen tragen, im Namen endlich der ganzen Monarchie muß ich an das Herz Ew. Majestät die Bitte richten: entlassen Sie den Fürsten Metternich, den Träger eines alten Systems, welches sich überlebt hat, welches nicht mehr für die Gegenwart taugt! Entlassen Sie den Fürsten Metternich, den Repräsentanten der absoluten Monarchie, retten Sie den Thron und das Kaiserhaus, indem Ew. Majestät dem Volke beweisen, daß Sie unwiderruflich und für immer mit der Vergangenheit brechen, daß das System des Absolutismus und der Bevormundung mit dem Fürsten Metternich die Staatskanzlei und die Hofburg verlassen habe.

Nun? fragte der Kaiser, indem er sich dem Fürsten Metternich zuwandte. Nun, Herr Fürst, was sagen's zu der Unverschämtheit?

Ich erwarte die Befehle und die Entscheidung Ew. Majestät, sagte Metternich ruhig.

Nein, rief Ferdinand ängstlich, nein, erwarten's nichts dergleichen. Ich hab' nix zu befehlen und nix zu entscheiden, denn ich bin's ja nicht, der regiert, sondern die Staats-Conferenz ist es. Na, das wär' noch schöner, wenn ich jetzt auf einmal regieren müßt'. Als Alles noch zufrieden und ruhig und fein säuberlich in meinem lieben Oesterreich herging, da hab' ich nit regieren und nit meinen eigenen Willen haben dürfen, und jetzt, da das Gewitter hereingebrochen ist und der Sturmwind heult und donnert, jetzt soll ich auf Einmal anfangen zu regieren und zu entscheiden? Nein, Herr Staatskanzler, das geht halt nit an. Die Staatsconferenz regiert und ich hab' nit das Recht und die Gewalt, den Herrn Staatskanzler zu verabschieden.

Aber der Herr Staatskanzler wird von seinem Recht und seiner Gewalt Gebrauch machen und sich selber verabschieden, rief die Erzherzogin Sophie, indem sie mit glühenden Wangen sich dem Fürsten näherte. Ew. Durchlaucht sagen, daß Sie dem Dienste

des Kaisers und des Staates Ihr ganzes Leben geweiht haben. Nun wohl, Herr Fürst, Sie können heute dem Kaiser und dem Staate den wichtigsten und erhabensten Beweis Ihrer Hingebung und Treue darbringen. Danken Sie ab! Treten Sie zurück von Ihrer Stelle. Beseitigen Sie die Gefahren, welche uns Alle, welche die Monarchie bedrohen, indem Sie sich aus dem Staatsleben zurückziehen, und seine Neugestaltung anderen, geeigneteren Händen überlassen. Ich beschwöre Sie im Namen der ganzen Kaiserfamilie, retten Sie uns Alle, retten Sie den Thron, indem Sie zurücktreten. Und endlich, und vor allen Dingen, fuhr sie fort, indem sie sich dem Kaiser zuwandte, vor allen Dingen beschwöre ich Ew. Majestät, fassen auch Sie jetzt einen kühnen und energischen Entschluß, seien Sie der Kaiser, der Gebieter! Die Abdankung des Fürsten Metternich, das ist es doch zunächst, was alle diese Deputationen, welche die Vorsäle erfüllen, von Ew. Majestät begehren, was das Volk auf der Straße mit lautem Geschrei verlangt. Die Abdankung Metternichs ist die Parole des Tages. Sie nicht annehmen heißt das Schicksal der ganzen Dynastie auf's Spiel setzen, und es wäre freventlich, wenn man dies thun wollte um eines ein=

zelnen Menschen willen, wie hoch derselbe auch immer stehen möge. Ich beschwöre also Ew. Majestät, retten Sie sich, retten Sie meinem Sohn den Thron, indem Sie dem Fürsten Metternich seine Entlassung geben!

Na, und was sagen die Herren Erzherzöge dazu, fragte der Kaiser. Was sagen die übrigen Herren vom Conferenzrath? So reden's doch, so sagen's doch jetzt Ihre Meinung, wie Sie's sonst immer im Conferenzrath thun?

Aber Niemand folgte dieser Aufforderung des Kaisers, Alles blieb stumm, Niemand mochte in Gegenwart des Fürsten gegen ihn das Wort ergreifen, Niemand aber auch hatte den Muth, es für ihn zu ergreifen.

Als er das gewahrte, überzog eine leichte Röthe die bleichen Wangen des Fürsten, und seine Augen hefteten sich mit einem Ausdruck schmerzlichen Erstaunens auf den Erzherzog Ludwig hin. Auf diesen hatte er gehofft, auf seine Zustimmung hatte er gerechnet, und jetzt schwieg auch er, jetzt hatte auch er nicht den Muth für ihn zu sprechen.

Ew. Majestät, sagte jetzt Erzherzog Johann in seiner ruhigen sanften Weise, Ew. Majestät wissen

wohl, daß ich der Erzherzogin Sophie aus voller Seele beistimme, und daß ich die Entlassung des Fürsten Metternich als eine unabweisbare Nothwendigkeit betrachte.

Ja, ich weiß, sagte Ferdinand, seinem geliebten Oheim freundlich zunickend. Aber Sie wissen auch halt, daß ich es nit thun kann, und nit thun darf. Denn der Kaiser, mein Herr Vater, hat mir in seinem Testament befohlen, den Fürsten von Metternich als meinen treuesten Freund und Rathgeber immer an meiner Seite zu behalten, und ich muß diesem letzten Willen und Befehl meines Herrn Vaters gehorchen. denn ich bleib' dabei: wenn man ein guter Kaiser sein will, so muß man zuerst ein guter Sohn sein. Also der Fürst Metternich bleibt auf seinem Posten als mein Staatskanzler, und jetzt bitt' ich die Herren von der Staatsconferenz, dem Herrn Grafen von Montecucoli eine Antwort zu ertheilen. Ich selber fühl mich ein bissel angegriffen und matt. Herr Oncle Johann, ich bitt' geben's mir Ihren Arm und begleiten's mich in mein Kabinet.

Erzherzog Johann folgte schweigend diesem Befehl, und führte den Kaiser hinweg; die Erzherzogin Sophie, nicht mehr im Stande, die Thränen, die in ihren

Augen standen, zurückzuhalten, wandte sich hastig ab, und folgte dem Kaiser gesenkten Hauptes und tief aufseufzend in schmerzlicher Qual.

Sie hatten kaum die Schwelle des Audienzzimmers, unmittelbar neben dem Conferenzsaal erreicht, als Erzherzog Ludwig sich mit stolzer und düsterer Miene dem Grafen Montecucoli zuwandte.

Sie haben die Entscheidung des Kaisers vernommen, mein Herr Landesmarschall, sagte er. Gehen Sie und wiederholen Sie dieselbe den Ständen, welche Sie hierher gesandt. Sagen Sie ihnen im Uebrigen, daß die Staatsconferenz alle sonstigen Forderungen und Petitionen prüfen, und der Kaiser das Dienliche beschließen werde! Gehen Sie!

Graf Montecucoli verbeugte sich, und verließ, ohne ein Wort der Erwiderung, mit bleichem und traurigem Gesicht den Conferenzsaal. Niemand als die beiden Erzherzöge Ludwig und Franz Carl, der Fürst Metternich und der Graf Collowrat waren jetzt noch in demselben anwesend. Es war also die Staatsconferenz, welche da vereinigt war, um, wie sie es seit dreizehn Jahren gethan, in unumschränkter Machtvollkommenheit ihre Gesetze zu geben und ihre Beschlüsse zu fassen.

Nur war heute neben der Staatsconferenz in unmittelbarer Nähe noch eine andere Gewalt auferstanden, nur war es eine Volksconferenz, welche da in dem großen Vorsaal, auf dem Vorplatz, auf den Corridoren und Treppen der Hofburg ihre permanente, stürmische Sitzung hielt, und so laut und stürmisch ihre Beschlüsse ausrief und verkündete, daß dieselben mit gebieterischer Stimme durch die Spalten der hohen Flügelthüren in den Conferenzsaal eindrangen und wider ihren Willen das Ohr der Herren Conferenzräthe erreichten.

Wir wollen die Preßfreiheit! Wir fordern eine Constitution, eine Nationalgarde! Wir wollen die Abdankung Metternichs! Das waren die Rufe, die von dem Vorsaal aus in den Conferenzsaal eindrangen, und die ruhigen und höflichen Debatten der Herren Diplomaten übertönten.

Dazwischen riefen andere, zornige Stimmen: Wir wollen zum Kaiser! Man hat uns hier lange genug warten lassen! Man soll, man muß uns Gehör geben!

Und jetzt öffnete sich vorsichtig und behutsam die Hälfte der großen Flügelthüren, und Graf Hartig trat herein.

Ew. kaiserliche Hoheiten bitte ich um Verzeihung, wenn ich störe, sagte er. Aber es ist nicht länger möglich, die Ungeduld aller dieser Leute, die da im Vorsaal versammelt sind, zu zügeln. Es sind mehr als zwanzig Deputationen da, welche Alle den Kaiser zu sprechen begehren, und jetzt eben ist eine Nachricht angelangt, welche alle diese Menschen in die höchste Aufregung und Wuth versetzt hat.

Was ist das für eine Nachricht? fragte Erzherzog Ludwig.

Eine sehr traurige, beklagenswerthe Nachricht, kaiserliche Hoheit. Es ist zu Excessen gekommen, das Volk ist auf das Zeughaus angestürmt, und hat Waffen begehrt. Die dort aufgestellten Grenadiere haben Feuer gegeben und haben mehrere Menschen getödtet. Dasselbe ist am Schottenthor geschehen, wo das Volk Barrikaden erbaut hatte, die von den Cürassieren mit Gewalt genommen wurden, welche sodann scharf in die Menge einhieben.

Blut! Man hat das Blut unserer Brüder vergossen! schrie und heulte es draußen im Vorsaal. Wir wollen zum Kaiser, wir müssen ihn sprechen. Er muß unsere Forderungen bewilligen, oder ganz Wien

steht heute noch in Flammen, und der blutige Bürgerkrieg ist unvermeidlich!

Ich werde einige dieser Deputationen empfangen, sagte Erzherzog Ludwig gelassen. Sie sollen sehen, daß wir sie nicht fürchten, und daß wir keinen Respect haben vor ihrem Gebrüll! Herr Graf Hartig, lassen Sie eine der Deputationen eintreten und bleiben Sie bei mir!

Er begab sich in das Audienzzimmer, dessen nach dem Conferenzsaal führende Thüren der Erzherzog schloß, während Graf Hartig sich beeilte, durch die gegenüberliegenden Thüren in den Vorsaal zu gehen und die dort Harrenden mit der Versicherung zu beschwichtigen, daß der Erzherzog Ludwig im Namen des Kaisers allen Deputationen nach und nach Audienz ertheilen würde, und daß diejenige Deputation, welche zuerst gekommen, jetzt also zuerst zur Audienz in den anstoßenden Saal kommen solle.

Diese erste Deputation bestand aus vier Herren von den Wiener Bürgeroffizieren und Graf Hartig führte sie also in den Audienzsaal, wo Erzherzog Ludwig ihr mit düsterm Gesicht entgegenschritt, und nach dem Zweck ihres Besuches fragte.

Kaiserliche Hoheit, wir kommen, um Sie zu be-

schwören: entlassen Sie den Fürsten Metternich! Thun Sie es um das Aergste, das Entsetzlichste zu verhüten. Die Revolution ist unvermeidlich, wenn dem Volke nicht Genüge geschieht, wenn man Denjenigen nicht entfernt, dessen Person Allen als das Hinderniß einer bessern und würdigern Zeit erscheint.

Sie sind sehr vermessen, meine Herren, rief der Erzherzog unwillig. Sie erlauben sich mir Rath zu geben, den ich nicht gefordert habe, Sie — Ein heftiges tumultuarisches Geräusch unterbrach ihn, die Flügelthüren, welche in den großen Vorsaal führten, wurden mit donnerndem Ungestüm geöffnet, und laute tobende Stimmen riefen wild durcheinander: Wir wollen nicht länger warten! Der Erzherzog Ludwig soll uns hören! Uns Alle! Alle! Jeder ist gleichberechtigt, zu hören, und gehört zu werden! Jeder hat ein Recht zu erfahren, was beschlossen wird!

Der Erzherzog, in der Mitte des Audienzzimmers stehend, warf einen düstern drohenden Blick durch diese, ohne seine gnädige Erlaubniß geöffneten Fügelthüren in den großen Vorsaal, und eine unheimliche Ahnung beschlich ihn, daß es trotz seines Widerstrebens dennoch zu Ende gehe mit dem Bestehenden, daß die alte Zeit eben ihre letzten Todeszuckungen erleide. Alle

diese Gestalten, welche sich in dichtgedrängten Gruppen in dem Vorsaal befanden, gehörten einer neuen Zeit an, alle diese Gesichter glichen so wenig den lächelnden, höflichen, devoten Physiognomien, welche der Erzherzog sonst gewohnt war, in seinem Vorsaal zu sehen, sie waren drohend, trotzig und finster. Sonst hatte man in diesem Vorsaal nur leise, flüsternde, ehrfurchtsvolle Stimmen vernommen, aber heute war es ein ungeheures Durcheinander von wilden, herrischen, gebieterischen Stimmen; Jedermann, so schien es, glaubte berechtigt zu sein, so laut als möglich seine Stimme zu erheben, so ungestüm als ihm beliebte, sein Begehren zu äußern. Sonst auch hatte man in diesem Vorsaal nur glänzende Gallakleider, nur Uniformen und goldgestickte Hofkleider gesehen, heute sah man da nur dunkle Gewänder ohne Schmuck und ohne Zier, ja, mit einem unaussprechlichen Entsetzen gewahrte Erzherzog Ludwig, daß alle diese Menschen nicht einmal im Frack erschienen waren, nicht einmal gesellschaftsmäßige Toilette gemacht hatten, daß sich sogar gemeine Leute in der Arbeiterjacke unter ihnen befanden! Und Niemand schien daran Anstoß zu nehmen, Niemand schien sich unbehaglich oder genirt zu fühlen, trotz seiner unpassenden Kleidung, Niemand

schien von respectvollem Schauder ergriffen, obwohl er sich in einem kaiserlichen Saal befand, und der unverdienten Gnade theilhaftig ward, einem kaiserlichen Erzherzog, dem Repräsentanten des Kaisers ins Angesicht zu schauen!

Erzherzog Ludwig fühlte sich empört von diesem Blick, den er in den Vorsaal gethan, empört von den Zurufen, die von allen Seiten ihm entgegentönten, empört von diesem lauten Geschrei, diesen übermüthigen Gesichtern, und er war schon im Begriff, ihnen zu beweisen, daß sie der Gnade seiner Gegenwart nicht würdig seien, er hatte schon einen Schritt rückwärts gethan, um sich in den Conferenzsaal zurückzubegeben, als ein lautes Geschrei, ein neuer heftiger Tumult in dem Vorsaal ihn zögern und dorthin blicken ließ.

Eine neue Menschenmenge war soeben in den Vorsaal hineingefluthet, und wälzte sich jetzt mit wildem Ungestüm den Thüren des Audienzzimmers zu. Eine Deputation der Universität! schrieen hundert Stimmen auf Einmal, als wären alle diese Menschen berechtigt, bei dem kaiserlichen Erzherzog Kammerherrndienste zu übernehmen, und ihm diejenigen anzumelden, welche eine Audienz zu erbitten kämen.

Aber freilich, Niemand dachte daran, heute zu bitten, Jeder fühlte sich selbstständig genug um zu fordern, und die angekündigte Deputation der Universität war schon, von dem Menschenstrome getragen, durch den Saal vorwärts gerollt, hatte schon die Schwelle des Audienzzimmers überschritten, bevor noch der Erzherzog Zeit gehabt, ihr den Empfang zu weigern.

An der Spitze dieser Deputation befand sich indessen dies Mal doch eine Gestalt, deren Anblick dem Herzen des Erzherzogs Ludwig wohl that, eine Gestalt in einer Art Hoftracht, die Brust geschmückt mit einer schweren goldenen Kette.

Es war der greise Rector magnificus der Universität, welcher im Gefolge mehrerer Professoren und vieler Studenten sich dem Erzherzog Ludwig nahte. Ohne eine Erlaubniß zu erbitten, ohne eine Aufforderung abzuwarten, wagte es der Rector zu dem kaiserlichen Prinzen, dem Stellvertreter des Kaisers zu sprechen, ihn zu beschwören, daß er die Bewaffnung der Studenten bewilligen, und sofort Befehl ertheilen möge, daß ihnen aus dem kaiserlichen Zeughause die nöthigen Waffen geliefert würden.

Der Erzherzog starrte fast entsetzt dem greisen

Sprecher in das erregte Angesicht. Wie, rief er zornig, die Bewaffnung der Studenten wagen Sie von mir zu fordern? Sind es nicht die Studenten gewesen, welche gestern all das Unheil angerichtet haben? Waren es nicht Studenten, welche gestern Tumulte und Aufläufe anzettelten?

Meine kaiserliche Hoheit, die Studenten haben gestern wie heute die Macht nur an sich gerissen, um das Aergste zu verhindern, um Excesse zu verhüten, und den Pöbel im Zaun zu halten. Aber sie werden es nicht mehr lange vermögen, die auf's Aeußerste gebrachte Bevölkerung, die tobenden Rotten zu beschwichtigen, wenn man ihnen nicht Waffen giebt, welche die Massen zurückschrecken und ihnen imponiren. Ach, kaiserliche Hoheit! bewaffnen Sie die Studenten und Sie gewinnen dem Kaiserhause zweitausend Streiter, in denen sich Muth, Intelligenz und der reinste Patriotismus vereinigen! Keine sicherern Waffen hat je die Residenz, hat je der Monarch gehabt. Glauben Sie mir, kaiserliche Hoheit, zeigen Sie diesen jungen Leuten ein sie ehrendes Vertrauen, und Jeder von ihnen wird künftig freudig sein Blut für die geliebte Dynastie, sowie für die Ruhe und Sicherheit der Residenz hingeben. Erfolgt aber die Be-

waffnung nicht, erfolgt sie nicht bis neun Uhr Abends, so wird diese Nacht der Aufruhr sein furchtbares Haupt erheben, so wird der Pöbel ungefährdet und unbehindert sein Schreckenswerk beginnen, und Mord und Brand wird die Stadt mit Jammer und Entsetzen erfüllen. Ich beschwöre also Ew. kaiserliche Hoheit, haben Sie Mitleid mit uns Allen, bewaffnen Sie die Studenten, damit diese das wüthende Volk in Banden halten.

Bewaffnen Sie die Studenten, schrieen, brüllten, nicht flehend, sondern mit gebieterischer Stimme alle diese im Vorsaal versammelten Menschen, bewaffnen Sie die Studenten, oder —

Ein furchtbarer Aufschrei übertönte in diesem Augenblicke fast alle andern Stimmen. Der wogende Menschenstrom fluthete auf Einmal, wie von Entsetzen ergriffen zurück, und durch die sich öffnende Gasse stürzten drei Bürgerofficiere mit bleichen Gesichtern, mit zornblitzenden Augen nach dem Audienzsaal hin.

Kaiserliche Hoheit! Geben Sie uns Waffen, damit wir uns vertheidigen können, schrieen sie. Waffen für das Volk, für die Studenten, damit wir nicht wehrlos hingeschlachtet werden von den Soldaten und Polizeischergen! Waffen, damit wir unser Haus, un-

sern Heerd und unsere Familie gegen die Soldaten sowohl als gegen den Pöbel vertheidigen können. Aus dem Polizeidirectionshause ist abermals gefeuert worden, und mehrere Menschen sind getödtet, Viele verwundet worden.

Ein einziger Schrei des Entsetzens durchhallte den kaiserlichen Vorsaal und fand selbst in dem Audienzzimmer seinen Widerhall.

Bewaffnen Sie die Bürger und die Studenten, schrie Alles wild durcheinander. Entlassen Sie Metternich! Fort mit dem Fürsten von Mitternacht!

Der Erzherzog entsetzt, außer sich gebracht von diesem Geschrei, diesen stürmischen Forderungen, der Erzherzog wich bleich und sprachlos zurück; mit einem stummen Wink seiner Hand verabschiedete er die Deputationen, und da er sah, daß sie dennoch das Audienzzimmer nicht verließen, zog er selber sich vor ihnen zurück und kehrte in den Conferenzsaal zurück.

Fürst Metternich, sagte er bleich und erschöpft auf einen Stuhl niedersinkend, ich gebe es auf, mit diesen Leuten zu verhandeln. Sie sind der Staatskanzler, an Ihnen ist es, Vorkehrungen zur Ruhe und Sicherheit, zur Wiederherstellung des gesetzlichen Friedens zu treffen. Thun Sie also, was Ihres Amtes

ist! Unterhandeln Sie mit den Leuten, machen Sie ihnen die nöthigen Zugeständnisse. Ich acceptire Alles!

Ich bin bereit, die Befehle Ew. Kaiserlichen Hoheit zu erfüllen, erwiderte Metternich mit vollkommen ruhiger Haltung. Ich werde die Deputationen empfangen, und ich bitte die Herren Grafen Kollowrat und Harting mir in das Audienzzimmer folgen zu wollen.

In unerschütterlicher Haltung, stolzen Hauptes begab sich Fürst Metternich nach dem Audienzzimmer und trat mit lächelnder Ruhe in dieselbe ein. Seine tiefblauen glänzenden Augen überflogen mit einem einzigen raschen Blick alle diese verschiedenen bewegten Gruppen, die im Audienzzimmer wie im Vorsaale sich drängten, und hafteten dann auf einigen Bürgerofficieren, die ihm zunächst im Audienzzimmer sich befanden.

Mit einem freundlichen Neigen seines Hauptes winkte er sie zu sich.

Sind Sie auch als Deputation hier erschienen? fragte er.

Ja, Durchlaucht, wir kommen im Namen der Wiener Bürger. Wir fordern Bewaffnung für uns und für die Studenten.

Bewaffnung, rief Metternich. Mein Gott, Sie sind ja bewaffnet! Wozu bedarf es denn der Be=

waffnung der Studenten! Die Bürger Wiens haben sich bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet, und es wäre eine Schande für sie, wenn sie nicht im Verein mit dem Militair im Stande wären, einen Straßenkrawall zu besiegen.

Durchlaucht, entgegnete der Bürgerofficier seufzend, es handelt sich heute nicht um einen Straßenkrawall, sondern um eine Revolution, an der alle Stände Theil nehmen.

Das ist nicht wahr, rief der Fürst heftig, es sind Italiener, Polen und Schweizer, welche das Volk aufwiegeln.

Durchlaucht, die Petitionen, welche den Ständen übergeben worden, enthalten Tausende von Unterschriften aus allen Klassen der Gesellschaft, vom hohen Staatsbeamten bis zum letzten Handwerker, und würden Ew. Durchlaucht einen Blick in die Straßen werfen, so müßten Sie sich von der Wahrheit meiner Aussage überzeugen. Wir allein sind nicht im Stande die Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, und mit dem Militair können wir uns nicht verbünden, denn seit dasselbe auf das Volk geschossen hat, ist Jedermann erfüllt von dem bittersten Haß gegen dasselbe.

Wir wollen Volksbewaffnung, schrie die Menge. Volksbewaffnung! Preßfreiheit!

Meine Herren, erwiderte der Fürst ruhig, wir werden alle Ihre Wünsche in Berathung nehmen, und was irgend thunlich ist, soll geschehen. Gönnen Sie uns nur so viel Ruhe, um berathen, erwägen zu können! Ich bitte alle die Herren Deputirten, sich in den Vorsaal zurückzuziehen, und uns Zeit zu gönnen, um unsere Beschlüsse zu fassen!

Es lag eine so hoheitsvolle Ruhe, eine so imponirende Würde in dem Wesen des Fürsten, daß es ihm in der That gelang, seinem Willen Achtung zu verschaffen. Die Bürgerofficiere, die Professoren und Studenten, die Kaufleute, Gelehrten und Schriftsteller, welche nach und nach bis in das kaiserliche Audienzzimmer vorgedrungen waren, zogen sich schweigend in den Vorsaal zurück, und hinter ihnen schlossen die kaiserlichen Lakayen die Thüren.

In demselben Moment traten aus dem kaiserlichen Kabinet die Erzherzöge Franz Carl und Maximilian herein, und auch Erzherzog Ludwig schritt aus dem Conferenzzimmer hervor und gesellte sich ihnen zu. Nur der Erzherzog Johann und die Erzherzogin fehlten bei dem Familienrath, welcher jetzt begann, nur sie waren bei dem Kaiser zurück geblieben!

Es war eine stürmische Sitzung, welche der kaiser-

liche Familienrath jetzt in dem Audienzzimmer hielt, stürmisch von innen und außen. Jedes von den Mitgliedern des Familienrathes wollte seiner Ansicht Geltung verschaffen, Jeder meinte das einzige Mittel zu wissen, um in der dringenden Gefahr Hülfe und Abwehr zu schaffen.

Und während man stürmisch, heftig und doch unentschlossen also im Audienzzimmer berieth, während im Kabinet des Kaisers die Erzherzogin Sophie und Erzherzog Johann alle Kraft der Beredtsamkeit aufboten, um den Kaiser für ihre Wünsche zu gewinnen, vernahm man von der Straße her das wilde Heulen und Schreien des Volkes, hörte man aus dem Vorsaal die lauten gebieterischen Rufe nach Volksbewaffnung, Preßfreiheit, Constitution!

Fürst Metternich, betäubt, verwirrt, mußte endlich zu der Ueberzeugung gelangen, daß dies mehr als ein Straßenkrawall, daß es die Revolution sei, welche da zu den Fenstern der Kaiserburg hinaufklirrte, welche ihre Raketen durch die Thüren des Vorsaals mitten hinein schleuderte in den kaiserlichen Familienrath!

Aber diese Ueberzeugung brach seinen starren Muth, und Er, welcher so lange Jahre der öffentlichen Meinung, der Stimme der Völker getrotzt, er wich zurück

in dem ersten Moment, da die Revolution in all ihrer grauenvollen Majestät ihm entgegentrat.

Es hilft nichts mehr, diese wüthenden Springfluthen aufhalten zu wollen, sagte er seufzend. Wir müssen nachgeben, wir müssen dem Volke seinen Willen thun! Es ist das einzige Mittel die Revolution zu dämpfen, den Aufruhr zu beschwichtigen.

Preßfreiheit! Volksbewaffnung! Constitution! krachte es abermals gegen die Fensterscheiben, und gegen die Thürflügel.

Wir müssen ihnen diese drei Dinge gewähren, seufzte der Fürst. Ich bitte den Herrn Grafen Kolowrat die einzelnen Deputationen hier zu empfangen und ihnen diesen Bescheid mitzutheilen. Ich werde in den Conferenzsaal zurückkehren, um sofort im Namen des Kaisers die nöthigen Erlasse aufzusetzen, und sie dem Kaiser zur Unterschrift vorzulegen.

Sie sind in der That der Meinung, daß wir nachgeben müssen? fragte Erzherzog Ludwig schmerzlich.

Kaiserliche Hoheit, erwiderte der Fürst achselzuckend, wie sollen wir das Staatsschiff durch den Sturm und die Brandung geleiten, wenn wir nicht mit dem Winde segeln wollen? Wir sind dazu genöthigt, wenn es nicht an den Klippen zerschellen

soll. Ich gehe also, die nöthigen Erlasse aufzusetzen! Wir müssen wohl dem Beispiel Preußens folgen und Zugeständnisse machen! Zum guten Glück habe ich da drin im Conferenzsaal das Schreiben des Königs von Preußen, mit welchem er seinem Volke schon am achten März die Preßfreiheit gewährt hat. Ich werde es benutzen, um darnach meinen Erlaß zu formuliren.*)

Er wandte sich hastig um und begab sich hochgehobenen Hauptes, aber gesenkten Blickes in den Conferenzsaal. Mit einem lauten Aechzen sank er hier nieder auf den Stuhl vor seinem Arbeitstisch, von dem aus er seit dreißig Jahren Oesterreich Gesetze gegeben, und an dem er jetzt seine ganze Vergangenheit verleugnen, Alles was er gethan und aufgebaut vernichten und selber in Trümmer schlagen mußte.

Aber wie wehe es ihm auch that, wie er sich auch dadurch gedemüthigt fühlte, so war er dennoch entschlossen es zu thun. Es ist der Preis, mit welchem ich mir meinen Platz und meine Stellung erkaufe, sagte er zu sich selber, ich zahle dem Volke mit Preß-

*) Historisch. Siehe: Adolph Schmidt, Zeitgenössische Geschichte. S. 703.

freiheit, Constitution und Bürgerwehr mein Minister-Portefeuille und meine Macht! Es ist immer noch besser, als wie Louis Philippe verjagt zu werden, und unter dem Spott und Hohn der Sieger entfliehen zu müssen!

Und er begann nach dem preußischen Cabinets-schreiben des Königs einen Erlaß aufzusetzen, in welchem auch für Oesterreich die Censur aufgehoben, die Preßfreiheit gewährt wurde.

Indessen hatte die Bewegung in den andern Sälen sich immer noch gesteigert, immer neue Deputationen waren in den Vorsaal hereingestürmt, waren vorgedrungen in das Audienzzimmer und forderten mit lautem Ungestüm den Kaiser zu sprechen, ihm selber ihre Wünsche vorzutragen.

Es sollen alle Wünsche gewährt werden, sagte Erzherzog Ludwig den Studenten, den Bürgeroffizieren. Der Kaiser wird Ihnen Preßfreiheit, Volksbewaffnung gewähren, und auch eine Constituirung des Vaterlandes soll erfolgen.

Das Alles genügt uns nicht, rief eine mächtige Stimme, das Alles ist unwirksam, wenn der Kaiser nicht zuerst und vor allen Dingen die Abdankung Metternich's bewilligt!

Es war zum ersten Male, daß diese Stimme in dem Salon der kaiserlichen Hofburg wiederhallte, in welchem sie indeß bald ein volles und weittönendes Echo finden sollte, denn diese Stimme, welche laut und gebieterisch eben die Abdankung des Fürsten Metternich verlangte, gehörte dem Volkstribunen Alexander Bach, dem Minister der Zukunft!

Abdankung Metternich's! riefen ihm hundert und hundert Stimmen nach. Nieder mit Metternich!

Ich werde dem Kaiser Ihre Wünsche melden, sagte Erzherzog Ludwig laut, und schon morgen soll die Entscheidung erfolgen.

Morgen ist es zu spät, rief Alexander Bach, schon in einer Stunde ist es zu spät! Ganze Schaaren von Arbeitern sind aus den Vorstädten in die Stadt herein gekommen, es herrscht überall die wildeste Aufregung, und wenn nicht jetzt, nicht in fünf Minuten alle Forderungen des Volkes bewilligt werden, so bricht der wüthende Pöbel los, und wir haben nicht mehr die Kraft ihn zurückzuhalten. Führen Sie uns also zum Kaiser, oder entscheiden Sie im Namen des Kaisers. Entscheiden Sie sich schnell, kaiserliche Hoheit! Fünf Minuten, nur noch fünf Minuten, und ich stehe für nichts!

So warten Sie also noch fünf Minuten, mein lieber Bach, und Sie werden hoffentlich zufrieden sein, sagte eine sanfte Stimme neben ihm, und eine Hand legte sich auf seine Schulter.

Herr Erzherzog Johann, rief Bach freudig. Gelobt sei Gott, daß Ew. kaiserliche Hoheit hier sind, denn von Ihnen weiß ganz Oesterreich, daß Sie das Volk lieben, daß Sie sein Wohl, sein Bestes wollen. Uebernehmen Sie es, kaiserliche Hoheit, dem Kaiser unsere gemeinsamen Wünsche vorzutragen!

Ich habe es schon übernommen, sagte Johann, und ein Ausdruck milder, inniger Freude überstrahlte sein Angesicht. Ich habe es übernommen, mein lieber Bach, dem Kaiser die Wünsche seines Volkes vorzutragen, und Sie werden bald erfahren, ob der Kaiser dieselben erfüllen wird! Warten Sie hier also! Warten Sie noch fünf Minuten, und ich kehre zurück.

Er nickte Alexander Bach freundlich zu, und schritt durch das Audienzzimmer nach dem Conferenzsaal hin. Alexander Bach war verstummt, aber desto lauter und stürmischer wiederholten die Andern, welche in dem Getümmel den Erzherzog Johann weder gesehen, noch seine Worte vernommen hatten, diese Worte, welche die ganze Bevölkerung heute zu ihrer Parole gemacht:

Preßfreiheit! Volksbewaffnung! Constitution, und vor allen Dingen: Abdankung Metternich's!

Gerade wie dieser letzte Ruf einer donnernden Lawine gleich durch die Gemächer sich fortwälzte, öffnete Erzherzog Johann die Thür und trat in den Conferenzsaal ein.

Niemand befand sich in demselben, als der Fürst Metternich. Er saß vor dem grünen Tisch und schrieb eifrig an dem Preßfreiheitserlaß nach dem preußischen Vorbild, und jetzt erst, als Erzherzog Johann vor ihm stand, erhob er langsam das Haupt, um zu sehen, wer ihn in seiner Arbeit zu unterbrechen wage.

Die Blicke der beiden Männer begegneten sich und wurzelten einen Moment fest in einander. Seit mehr denn dreißig Jahren waren sie Feinde gewesen, starke, unversöhnliche Feinde, und hatten als solche unermüdlich gegen einander gekämpft — nur daß der Staatskanzler Fürst Metternich in diesen Kämpfen immer der Sieger gewesen zur Verherrlichung des Absolutismus — nur daß Erzherzog Johann in diesen Kämpfen für das Wohl, die Freiheit und Selbstständigkeit des Volkes immer hatte unterliegen müssen!

Aber heute leuchtete es wie ein göttlicher Strahl

der Freude in seinen Augen, und ein glückliches Lächeln umspielte seine Lippen.

Fürst Metternich verstand vielleicht dieses Lächeln, und diesen leuchtenden Blick, er legte die Feder nieder und stand auf.

Ew. kaiserliche Hoheit haben mir, wie ich sehe, einen Triumph zu melden, sagte Metternich mit einem mühsamen Lächeln.

Keinen Triumph für mich, Metternich, erwiderte Johann feierlich, nur Vergeltung für Ihre Vergangenheit. Ich denke an alle Diejenigen, welche Sie Ihrem System geopfert haben. Ich denke an Andreas Hofer, den Märtyrer und Helden, den Sie morden ließen, an Marie Louise, welche Sie verkauften, an den Herzog von Reichstadt, den Sie sterben ließen, ich denke an Roschmann, den Sie zu meinem Ankläger beim Kaiser machten, ich denke daran, wie viele meiner Freunde Ihrem System zum Opfer fallen mußten, und im Namen dieser Aller vergebe ich Ihnen jetzt, Fürst Metternich, denn die Stunde des Gerichts ist für Sie gekommen. Hören Sie also jetzt die Botschaft, die ich Ihnen zu bringen habe! Der Kaiser, mein hoher Herr, sendet mich zu Ihnen. Er läßt Sie durch Mich bitten, um der allgemeinen Be-

ruhigung wegen, und um die sichtlichen Gefahren, welche die Dynastie bedrohen, zu beschwichtigen, von Ihrem Posten zurückzutreten, und Ihre Stelle niederzulegen.

Nieder mit Metternich! hallte es eben aus dem Audienzzimmer herein, nieder mit Metternich! Preßfreiheit, Constitution, Volksbewaffnung!

Man hat sie gut eingeübt, und sie pfeifen ihre Melodie wie der beste abgerichtete Staarmatz, sagte Metternich mit einem ironischen Lächeln und einem verächtlichen Achselzucken. Ich werde, wenn es Ew. kaiserliche Hoheit erlauben, dem lieben Gesindel den Schlußsatz bringen zu ihrer Melodie.

Ohne eine Antwort des Erzherzogs abzuwarten, schritt Metternich durch den Conferenzsaal nach dem Audienzzimmer hin und öffnete in eben dem Moment die Thür, als eine neue Deputation von Bürgern in denselben eingetreten war, und durch ihren Sprecher von dem Erzherzog Ludwig begehrte, daß er sie zum Kaiser führe, damit sie von ihm die Abdankung Metternich's als eine unaufschiebbare Nothwendigkeit fordern könnten.

Fürst Metternich trat dieser Deputation rasch einige Schritte entgegen. Meine Herren, sagte er mit

lauter, fester Stimme, wenn Sie glauben, daß ich dem Staate durch meinen Rücktritt einen nützlichen Dienst erweise, so bin ich mit Freunden dazu erbötig.

Durchlaucht, erwiderte ihm der Sprecher der Deputation, wir haben Nichts gegen Ihre Person, aber Alles gegen Ihr System, und darum müssen wir Ihren Rücktritt mit Freuden begrüßen.

Ich gönne Ihnen das, sagte Metternich mit einem bittern Lächeln, aber ich gönne auch mir das Bewußtsein die Aufgabe meines Lebens treu erfüllt zu haben. Diese meine Aufgabe war, für das Heil der Monarchie auf meinem Standpunct zu wirken; glaubt man, daß mein Verbleiben auf demselben dies Heil gefährdet, so kann es für mich kein Opfer sein, denselben zu verlassen; ich lege meine Stelle in die Hände des Kaisers nieder. Ich wünsche Ihnen Glück zur neuen Regierung. Ich wünsche Oesterreich Glück!*)

*) Fürst Metternich's eigene Worte. Siehe Mailath: Geschichte Oesterreichs. Band V. 406. Vergleiche überhaupt für alle Einzelheiten in dieser Darstellung des zwölften und dreizehnten März, welche treu historisch wieder gegeben sind, folgende Werke: Geschichte der Wiener Revolution. Von Nordstein. S. 38—62. — Schmidt-Weißenfels: Fürst Metternich. Geschichte seines Lebens und seiner Zeit. Band II. S. 245—262. — Adolf Schmidt: Zeitgenössische Geschichten. S. 695—704. — Ge-

Die Menge, welche den Worten Metternichs mit athemlosem Schweigen zugehört hatte, brach jetzt in lautes Triumphgeschrei aus. Von Mund zu Munde ging es mit freudigem Gruß: Fürst Metternich hat abgedankt! Fürst Metternich ist entlassen! Hurrah! Es lebe unser guter Kaiser Ferdinand! Es lebe der Kaiser, der uns von Metternich befreit hat!

Fürst Metternich ließ seine Blicke langsam und prüfend über die schreiende Menge hingleiten, und ein leises, spöttisches Lächeln umspielte seine schmalen, feinen Lippen.

Ich sehe voraus, sagte er laut und mit weithin schallender Stimme, ich sehe voraus, daß sich die falsche Behauptung verbreiten wird, ich hätte die Monarchie mit mir davon getragen. Dagegen aber lege ich feierlich Protest ein. Weder ich noch irgend Jemand hat Schultern, die breit genug sind, um einen Staat davon zu tragen. Verschwinden Reiche, so geschieht dies nur, wenn sie sich selbst aufgeben!*)

---

nesis der Revolution in Oesterreich. S. 161—175. — Füster: Wiener Revolution. Bd. I. S. 96—122. — Anton Peternader: Tyrols Landes-Vertheidigung. Anfang des dritten Bandes: Biographie des Erzherzogs Johann.

*) Metternichs eigene Worte. Genesis der österreichischen Revolution. S. 177.

Er neigte leicht sein Haupt zu einem letzten Abschiedsgruß, und sich dann langsam umwendend durchschritt er den Saal unter dem lautlosen Schweigen aller Anwesenden und verschwand in dem Hintergrunde desselben.

Mein lieber Bach, sagte Erzherzog Johann jetzt mit einem freundlichen Lächeln, ich glaube die von Ihnen bewilligten fünf Minuten sind vorüber. Eilen Sie die Bevölkerung zu beruhigen, verkündigen Sie es überall: Fürst Metternich ist entlassen! Der Kaiser giebt seinen Völkern Preßfreiheit, Volksbewaffnung und eine Constitution! Die neue Zeit ist angebrochen, möge Oesterreich ihrer würdig sein!

---

## VII.

# Die neue Zeit.

Es war am Morgen des vierzehnten März. Fürst Metternich erhob sich nach einer durchwachten Nacht früher als sonst von seinem Lager, auf dem er keine Ruhe hatte finden können. Vielleicht fand er die Ruhe an seinem Schreibtisch, bei seinen Arbeiten wieder, vielleicht gingen die Stunden rascher hin, wenn er sich in die Geschäfte versenkte.

Mit diesem Gedanken trat der Fürst in sein Arbeitscabinet ein und begab sich an seinen Schreibtisch. Aber plötzlich zuckte er leise zusammen und ein Seufzer entrang sich seiner Brust.

Er hatte vergessen! Vergessen, daß er nicht mehr der Staatskanzler, der regierende Minister sei! Es gab also für ihn keine Arbeit, keine Geschäfte mehr!

Er war ja zurückgetreten vom Schauplatz! Er konnte die Hände in den Schooß legen und ausruhen!

Aber nein, flüsterte die Stimme der Hoffnung in seinem Herzen, nein, es konnte doch Alles noch anders kommen. Er hatte freilich laut erklärt, daß er seine Stelle niederlege, und ohne Zweifel hatte Erzherzog Johann dem Kaiser diese Antwort überbracht, aber der Kaiser hatte doch seine Entlassung noch nicht angenommen, er hatte das Decret doch noch nicht unterzeichnet, denn sonst würden seine Feinde, würde Erzherzog Johann sich wohl beeilt haben, es dem Fürsten zuzufertigen, ihm die Gewißheit zu geben, daß es wirklich zu Ende sei mit seiner Macht.

Nein! Er war noch nicht entlassen, und bis dahin konnte es immer noch sein, daß die Verhältnisse sich änderten, daß er auf seiner Stelle bleibe. Mein Gott, er kannte ja den schwachen, kränklichen Kaiser, dessen Entschlüsse ganz und gar von seinem Wohlbefinden abhängig waren. Wenn er gestern Abend vielleicht in Folge der vielen Aufregungen einen Anfall seines Uebels gehabt, so konnte er natürlich das Entlassungsdecret nicht unterzeichnen, und demzufolge war Metternich immer noch Minister, und — man konnte nicht wissen, ob der Kaiser überhaupt heute noch gesonnen

sei, es zu unterzeichnen, ob ihn der abgedrungene Entschluß nicht gereue, ob er nicht Gewissensbisse darüber empfände, dem Testament des Kaisers Franz zuwider zu handeln und den Mann zu entlassen, welchen als seinen treuen Freund und Rathgeber an seiner Seite zu behalten sein Vater ihm so dringend befohlen. Er war immer ein so guter und gehorsamer Sohn gewesen, der gute Kaiser Ferdinand. Warum sollte er es nicht auch diesmal sein!

Nein, es war durchaus noch nicht entschieden, daß er entlassen sei, er durfte sich immer noch als den fungirenden, mächtigen Minister betrachten, so lange immer noch, als bis er die officielle Bestätigung erhalten, daß der Kaiser seine Entlassung angenommen.

Das Gesicht des Fürsten erheiterte sich ein wenig, als er das dachte, und er ließ sich behaglich auf den Divan niedergleiten, um die Eventualitäten des heutigen Tages zu überdenken und sich seinen Calcul darnach zu machen. Ach, wie viel anders, wie viel besser konnte der heutige Tag als der gestrige sein! Gestern war das Volk wie vom Wahnsinn befallen gewesen, oder vielmehr man hatte es durch künstliche Mittel in einen Rausch der Wuth versetzt, und da hatte es freilich sehr viel Tollheiten und Thorheiten

begangen, aber heute mußte es entnüchtert sein von seinem Rausch und Niemand würde sich vielleicht heute mehr über den gestrigen Tag wundern, als die guten Wiener selber.*) Heute war die Ruhe gewiß überall wieder hergestellt und Jedermann mochte sich schämen über die Excesse des gestrigen Tages!

Aber wie? Was war das? Klang das nicht da von der Straße her wie wüstes Geschrei? War's nicht, als hörte man wie gestern das Heulen des Volkes? War's nicht, als käme eine donnernde Woge herangewälzt?

Der Fürst stand auf und näherte sich hastig dem Fenster. Ja, er hatte recht gehört. Es war das Volk, welches heulte und schrie. Es war das Volk, welches sich gegen sein Palais heranwälzte in dicht gedrängten Massen, mit wüthenden Geberden.

Mein Gott, der Rausch von gestern war also noch nicht verschlafen, das Delirium dauerte noch fort, und man mußte sich am Ende noch auf neue Excesse gefaßt machen!

Eben, wie Metternich das dachte, öffnete sich die Thür und die Fürstin Melanie trat ein. Sie war so

*) Fürst Metternichs eigene Worte. Siehe: Fürst Metternich Von Schmidt-Weißenfels. II. 267.

bleich und niedergeschlagen, wie der Fürst sie noch nie gesehen, die Hand, die sie ihm zum Morgengruß darreichte, war eiseskalt und bebte wie im Fieberfrost, die Stimme, mit welcher sie ihn begrüßte, zitterte, und ihre sonst so stolzen und glänzenden Augen schienen von vergossenen Thränen verdüstert zu sein.

Du bringst mir ohne Zweifel schlimme Nachrichten, meine theure Melanie? fragte Metternich ruhig.

Clemens, schlimme Nachrichten, wiederholte sie seufzend. Der rasende Pöbel hat in dieser Nacht unsere Villa auf der Landstraße ausgeraubt, geplündert und die Thüren und Fenster eingeschlagen, Alles zerstört, auch meine Treibhäuser, meine seltenen Pflanzen und —

Ihre Stimme erlosch, Thränen entstürzten ihren Augen, Thränen nicht blos des Schmerzes, sondern auch des Zornes, denn obwohl weinend ballte sie die Fäuste und murmelte zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor: Ach, es wird ein Tag der Vergeltung kommen für dies Gesindel. Sie haben meinen Blumen, meinen schönen unschuldigen Blumen die Köpfe abgeschlagen, aber später wird man ihnen die scheußlichen, schuldigen Köpfe abschlagen.

Arme Melanie, sagte der Fürst theilnahmsvoll.

Es ist allerdings barbarisch, sich so durch rohe Willkür einer Lebensfreude beraubt zu sehen, und ich bedaure nicht blos Deine schönen Treibhäuser, sondern unsere ganze Villa. Sie war mir sehr lieb, wir haben angenehme und genußreiche Tage dort verlebt, und sie enthielt manches seltene und schöne Kunstwerk, das man wahrscheinlich nun auch nicht geschont hat.

Alles ist zerstört, Alles zerschlagen, geplündert und ausgeraubt.

Nun, sagte der Fürst achselzuckend, dergleichen Excesse sind, unter Umständen wie die gestrigen, unausbleiblich, und sie haben auch ihr Gutes, denn sie befördern die allgemeine Abkühlung.

Nennst Du das Abkühlung? fragte die Fürstin, als eben ein donnerndes Gebrüll des Volkes die Fenster klirren machte. Nein, mein Freund, täuschen wir uns nicht, die Aufregung ist heute noch gesteigert.

Weshalb meinst Du das? Woher hast Du überhaupt Deine Nachrichten? fragte Metternich.

Leonhard, der Gärtner aus unserer Villa, hat sie mir gebracht. Er hat sich, während der Pöbel die Villa stürmte und meine schönen Treibhäuser vernichtete, in einem unbeachteten Schuppen versteckt gehalten, und als das abscheuliche Gesindel endlich jetzt vor un=

gefähr einer Stunde die Villa verließ, hat er sich beeilt, hierher zu kommen, um mir die schlimmen Nachrichten zu bringen. Er ist überall auf den Straßen wüthenden Pöbelhaufen begegnet, er hat gesehen, wie man Barricaden baut, wie man gegen die kaiserlichen Stallungen einen Anlauf machte, wie das Militair ruhig und friedlich auf dem Glacis lagert, während man am Zeughaus an die Studenten unter dem enthusiastischen Gebrüll des Pöbels Waffen austheilt. Ganz Wien gleicht heute einem Schlachtfeld, schon liegen hier und da Leichen auf den Straßen und helle Blutlachen stehen auf den Gassen. Oh, mein Freund, ich fange an mich zu fürchten, und daß ich mich fürchte, vor dem erbärmlichen Pöbel mich fürchte, das macht mich weinen vor Zorn!

Und Niemand kommt, uns Nachricht zu geben, murmelte der Fürst. Alle unsere Freunde und Diener bleiben aus; aber nein, vielleicht sind sie da und warten nur auf unsern Ruf.

Er nahm die Handklingel und schellte heftig. Aber es dauerte doch ziemlich lange, ehe die Thür der Antichambre sich öffnete und der Kammerdiener hereintrat.

Haben Sie nicht gehört, daß ich klingelte? fragte der Fürst lebhaft.

Ja, ich habe es gehört, und ich bin deshalb gekommen, sagte der Kammerdiener mit einem Ton, der gar nichts mehr von der Devotion und der tiefen Unterwürfigkeit seines sonstigen Wesens an sich trug.

Metternich schaute ihn überrascht an und sein Auge, vor dem sich sonst alle Blicke zu senken pflegten, begegnete jetzt dem Auge seines Kammerdieners, das mit herausforderndem, spöttischem Ausdruck ihn anstarrte. Der Fürst runzelte die Stirn, denn diese kleine Nüance in dem Benehmen seines Dieners sprach deutlicher zu ihm, als Alles, was die Fürstin Melanie gesagt, es verkündete ihm, daß die Ratten im Begriff seien, das Schiff zu verlassen, dessen nahen Untergang sie witterten.

Viel Leute im Vorzimmer? fragte der Fürst fast verlegen.

Nicht ein einziger Mensch, erwiederte der Kammerdiener mit einem kaum unterdrückten Lächeln. Das Vorzimmer ist vollkommen leer.

Nun, rief der Fürst ungeduldig, wenn keine Menschen gekommen sind, was ich bei dem Tumult und der Unsicherheit auf den Straßen ganz natürlich finde, so werden doch die Zeitungen nicht ausgeblieben sein. Ist die Wiener Zeitung noch nicht da?

Zu Befehl, Durchlaucht, sie ist da.

Warum bringen Sie mir dieselbe nicht?

Ich wußte nicht, ob ich es wagen durfte.

Aber indem der Kammerdiener das sagte, zog er das Zeitungsblatt doch aus seinem Busen hervor und reichte es dem Fürsten dar.

Legen Sie das Papier dort auf den Tisch und gehen Sie hinaus, befahl Metternich, dem es zum ersten Male geschah, daß sein Kammerdiener es wagte ihm nicht auf dem goldenen Präsentirbrett, sondern mit der bloßen Hand etwas zu überreichen.

Der Kammerdiener entfernte sich zögernd, und dann erst, als die Thür sich hinter ihm geschlossen, nahm Metternich das Zeitungsblatt und heftete seine Augen auf dasselbe.

Eine glühende Röthe flog einen Moment über sein Angesicht hin und ein leises Zucken durchfuhr seine ganze Gestalt, aber das dauerte eben nur einen Moment, dann nahmen seine Züge wieder ihre gewohnte freundliche Undurchdringlichkeit an, und der Schimmer eines Lächelns kehrte auf seine Lippen zurück.

Meine liebe Freundin, sagte er, sich an seine Gemahlin wendend, dieses Zeitungsblatt enthält die Bestätigung dessen, was ich Dir gestern Abend mittheilte.

Ich bin nicht mehr im Dienste. Der Kaiser hat meine Entlassung angenommen. Die Wiener Zeitung hier enthält die amtliche Bestätigung.

Und man ist so rücksichtslos, dies in der Zeitung zu publiciren, noch bevor man Dir davon die officielle Anzeige gemacht? fragte Melanie heftig.

Meine Liebe, erwiederte der Fürst sanft, ich glaube, man wird eine solche officielle Anzeige gar nicht für nothwendig erachten, sondern sich damit begnügen mich die Annahme der von mir geforderten Entlassung durch dies officielle Zeitungsorgan wissen zu lassen. Ueberhaupt werden wir uns darauf gefaßt machen müssen, daß man uns in der nächsten Zeit nicht alle die Rücksichten gewähren wird, die man uns bisher mit so viel Bereitwilligkeit und Devotion darbrachte. Wir sind eben gefallene Größen, und die dadurch sich erhebenden Kleinen werden ein Vergnügen dabei finden, uns unsern Sturz empfinden zu lassen. Gegen solche Erbärmlichkeiten muß man sich nun waffnen mit Ruhe und Stolz, und nicht zu sehen und zu empfinden scheinen, was Einem indessen innerlich klar und empfindlich genug sein mag.

Es ist abscheulich, oh, es ist abscheulich, seufzte die

Fürstin, deren stolze Augen überflossen von Thränen. Ich fühle, daß —

Ein ungeheures Gebrüll, das von der Straße her zu den Fenstern herauf klang, unterbrach die Fürstin, zugleich vernahm man dazwischen noch ein anderes Geräusch, — das Geräusch von dumpfen, dröhnenden Schlägen, welche die Wände erzittern und die Meubles in dem Cabinet des Fürsten erbeben machten.

Ich glaube, man wirft Steine gegen die Mauern, sagte Metternich gelassen, indem er aufstand und nach dem Fenster hinschritt.

Mein Gott, Clemens, rief die Fürstin, ihn zurückhaltend, Du wirst doch jetzt nicht an's Fenster treten, Dich dem Pöbel zeigen wollen? Wenn sie Dich sehen, werden sie Dich verhöhnen, werden sie vielleicht sogar nach Dir ihre elenden Wurfgeschosse richten.

In den Stunden der Gefahr muß man den Muth haben, jedem Schrecknis in die Augen zu schauen, sagte Metternich ruhig. Wenn mich der Pöbel verhöhnt, so werde ich mir das alle Mal zur Ehre anrechnen, und wenn sie nach mir mit Steinen werfen, so sollen sie sehen, daß ich solche Angriffe nicht fürchte.

Er machte sich sanft von Melanie's Händen los und trat an eins der Fenster. Aber der Anblick, der

sich ihm darbot, überraschte Metternich dennoch, und trotz aller der erkünstelten Ruhe, zu der er sich gezwungen, nahmen seine Mienen dennoch auf einen Moment den Ausdruck des Erschreckens und Staunens an.

Der ganze Platz vor seinem Hotel war von ungeheuren Menschenmassen angefüllt, immer noch strömten aus den angrenzenden Straßen neue Haufen herbei, und diese Alle hatten ihre wüthenden Blicke, ihre zornigen Gesichter seinem Palais zugewandt. Hier und dort in den dichten Gruppen sah man auf den Schultern zweier Männer einen Dritten sich erheben, der in flammenden Zornesworten dem Volke erzählte von der Schmach des Vaterlandes, welche Metternich verschuldet, von der heiligen Rache, welche das Volk sich selber schulde und die es in dieser Stunde an dem verhaßten Manne üben müsse.

Und jede solcher Phrasen ward von der Menge mit einer donnernden Beifallssalve begrüßt, und nach jeder derselben bückte sich das Volk, um aus dem aufgerissenen Pflaster die Steine hervorzuheben und sie mit wüthender Gewalt gegen die Mauern des Palais zu schleudern. Jetzt auf einmal hoben sich mehrere Arme empor und wüthende Stimmen brüllten: Da

ist Er! Seht, seht, da ist Er! Ein Pereat, ein Pereat dem Fürsten von Metternich!

Ein Pereat dem Fürsten von Metternich, brüllte, heulte, pfiff und lachte die wüthende Menge, und ein Hagel von Steinen flog gegen die Mauern.

Um Gotteswillen, Metternich, zurück, zurück, rief die Fürstin, man wird Dich tödten, Dich —

Ein heftiges Klirren ertönte, dicht über dem Haupte des Fürsten flog ein Stein in die Fensterscheibe und fiel mit donnerndem Gepolter gerade auf den in der Mitte des Zimmers stehenden Schreibtisch Metternichs nieder.

Der Fürst trat vom Fenster zurück und sich dem Schreibtisch nähernd, betrachtete er mit einer Art staunender Neugierde den Stein, welcher gleichsam der Herold des Volkes war, durch den dasselbe ihm mit Donnerstimme sein Nahen verkündete.

In diesem Moment und während die Fürstin zu ihrem Gemahl hingeeilt war, um sich zu vergewissern, daß er nicht getroffen, nicht verwundet sei, in diesem Moment öffnete sich hastig die Thür, und zwei Männer in groben, beschmutzten Gewändern, Jeder ein Paket auf dem Arm tragend, traten herein.

Die Fürstin stieß einen Schrei aus und klammerte

sich fester an den Arm ihres Gemahls. Sie werden uns ermorden, murmelte sie mit bleichen Lippen, sie werden uns ermorden.

Ah, bist Du denn so kurzsichtig geworden, meine Liebe, daß Du unsere Freunde nicht mehr erkennst? fragte der Fürst lächelnd, indem er den Männern seine beiden Hände entgegen streckte. Schau Dir doch diese Wüthriche ein wenig näher an und dann begrüße sie, wie man treue Freunde in der Noth begrüßen muß, mit dankbarem Herzen.

Karl und Friedrich von Hügel, rief Melanie mit einem fröhlichen Lachen, ja, jetzt erkenne ich Sie Beide und heiße die Freunde willkommen. Aber weshalb diese Verkleidung und was bringen Sie uns denn da?

Wir haben die Verkleidung angelegt, um sicher und ungefährdet hierher zu gelangen, sagte Baron Karl von Hügel, und in den Paketen, die wir hier bringen, befinden sich zwei Anzüge für den Fürsten und die Frau Fürstin, Anzüge eines Tagarbeiters und einer Wäscherin, die Sie anlegen müssen, um unbemerkt aus dem Palais entkommen zu können.

Sie glauben also, daß die Gefahr so dringend ist? fragte der Fürst, gedankenvoll den Stein in seiner

Hand wiegend, welchen das Volk ihm hereingeschleudert hatte.

Ja, Durchlaucht, die Gefahr ist dringend und sie wächst mit jeder Minute. Ganz Wien scheint heute von Raserei befallen und Ew. Durchlaucht haben den Paroxismus dieses Deliriums zu fürchten. Keine Macht ist heute stark genug, den wüthenden Massen zu trotzen; sie fühlen sich siegreich, seit man ihnen das Tragen von Waffen bewilligt hat, und sie richten diese Waffen zuerst gegen Ew. Durchlaucht, um sich zu rächen dafür, daß man ihnen dieselben so lange verweigert hat. Ew. Durchlaucht müssen entfliehen, müssen sich bergen gegen die Wuth des wahnsinnigen Pöbels, der sich vorgesetzt, dies Palais mit Sturm zu nehmen.

Ja, laß uns fliehen, rief die Fürstin todesbleich. Setze uns nicht der Gefahr und der Schmach aus, daß der wüthende Pöbel Hand an uns legt, daß sie uns beschimpfen und erniedrigen, wie sie es den Ministern Carls des Zehnten, den Ministern Louis Philippe's gethan.

Fliehen Sie, Durchlaucht, fliehen Sie, flehten die beiden Herren von Hügel. Hören Sie das Geheul des Volkes, es wälzt sich immer mächtiger, immer

lauter heran. Mit jedem Moment vergrößert sich die Zahl der Angreifer, denn aus allen Vorstädten ziehen Schaaren von Arbeitern in die Stadt, und Alle richten sie ihre Schritte hierher zu Ihrem Palais.

Ja, ja, ich sehe es wohl, sagte Metternich ruhig. Ich bin heute das bête de souffrance des Aufruhrs. Meine Feinde haben ganz geschickt operirt, sie haben die Dinge so zu lenken gewußt, daß die Wuth des Pöbels mich allein zu ihrer Zielscheibe macht und alle ihre Wurfgeschosse gegen mich richtet. Dadurch bleiben dann freilich alle Andern ungefährdet und mich allein bedroht der Zorn der Massen.

Aber Ew. Durchlaucht dürfen sich ihr nicht länger aussetzen, rief Karl von Hügel.

Sie müssen fliehen, Sie müssen Wien verlassen, bestätigte sein Bruder.

Zweifle, zaudere nicht länger, rief die Fürstin. Du hörst es, unsere treuesten, unsere besten Freunde rathen uns zur Flucht.

Unsere besten Freunde, sagte Metternich gedankenvoll, sage lieber unsere einzigen.

Nein, Fürst, sagen Sie das nicht, rief Karl von Hügel. Sie haben noch Freunde außer uns und mit diesen haben wir Alles zu Ihrer Flucht mit der Für-

stin vorbereitet. Wir führen Sie verkleidet von hier aus zu Fuß über die Bastei in den Palast des Fürsten von Liechtenstein, der Sie Beide erwartet. Dort bleiben Sie bis zum Einbruch der Dunkelheit und dann werden wir versuchen, Sie aus der innern Stadt hinaus nach der Jägerzeile zu bringen, wo bei einer Ihnen ganz ergebenen Person für Sie Beide ein sicheres Versteck bereit steht.

Ich soll also wie ein Verbrecher, wie ein Dieb verkleidet entweichen? sagte Metternich kopfschüttelnd.

Nein, Sie sollen es machen, wie der große Napoleon, der auch bei seiner großen Niederlage nach so vielen Siegen als Postillon verkleidet durch Frankreich reisen und sich verhüllen und verstecken mußte.

Ich danke Ihnen, mein Freund, für diese großmüthige Erinnerung, sagte der Fürst mit einem freundlichen Neigen seines Hauptes, und ich will Ihnen meine Dankbarkeit für Ihre Güte dadurch beweisen, daß ich Ihren Vorschlägen mich füge, vorausgesetzt, daß Du mit mir auch einverstanden bist, meine liebe Melanie.

Ich bin mit Allem einverstanden, was zu Deiner Sicherheit nothwendig ist, und bereit Dir überall hin zu folgen.

So wollen wir also fliehen, wollen uns auf unsere Güter in Böhmen zurückziehen, sagte Metternich ruhig.

Auf Ihre Güter in Böhmen? fragten beide Herren von Hügel zu gleicher Zeit und wie aus Einem Munde.

Nun ja. Sind Sie nicht damit einverstanden? Finden Sie nicht, daß diese Retraite weit genug entfernt ist von der revoltirenden Hauptstadt?

Aber Durchlaucht wollen nur bedenken, sagte Friedrich von Hügel verlegen, daß die Revolution sich nicht auf Wien beschränkt, sondern daß sie zu gleicher Zeit in allen übrigen Kronländern ausgebrochen ist.

Und, fügte Karl von Hügel bedeutungsvoll hinzu, Ew. Durchlaucht wollen ferner bedenken, daß die Revolution außerdem in ganz Deutschland ihr Haupt erhoben, daß sie überall siegreich gewesen und daß sie, durch ihre Siege übermüthig geworden, überall in ganz Deutschland mit erbitterter Wuth Diejenigen verfolgt, welche ihr mißliebig sind und die sie als ihre Feinde betrachtet.

Ich verstehe, was Sie mir begreiflich machen wollen, sagte Metternich gedankenvoll. Sie meinen, es sei überhaupt meines Bleibens nicht in Deutschland.

Laß uns nach England gehen, Metternich, rief die Fürstin dringend, ich bitte Dich, ich beschwöre Dich, mein Freund, laß uns nach England gehen. Das ist die einzig würdige und angemessene Zuflucht für uns.

Es sei, ich willige ein, sagte Metternich. Gehen wir nach England. Nur bedarf es zu einer so großen Reise bedeutender Geldmittel, und ich gestehe, daß ich darauf nicht vorbereitet bin.

Du wirst also, wie Du das immer zu thun pflegst, eine Anweisung nach der Staatskasse senden und man wird Dir wie immer das Geld schicken.

Es ist wahr, das ist die sicherste und bequemste Art, sich sofort die nöthigen Reisemittel zu verschaffen, erwiederte Metternich, indem er an seinen Schreibtisch trat.

Aber es ist von der äußersten Wichtigkeit, daß Alles rasch und ohne Zögerung geschieht, drängte Karl von Hügel, der einen Moment an das Fenster getreten war und hinab geschaut hatte auf den Platz. Die Menge da unten ist zu immer gewaltigeren Massen angeschwollen, die wüthenden Phrasen der einzelnen Redner haben die Köpfe immer mehr erhitzt, Alles schreit wild und tobend durcheinander, Alles drängt mit Steinen, mit Aexten oder Gewehren bewaffnet

gegen das Palais, und man wird sicher einen Sturmangriff gegen dasselbe machen. Die höchste Eile ist daher nothwendig, wenn wir es wagen sollen, den Gang über die Bastei zu machen.

Meine Anweisung ist fertig geschrieben, sagte Metternich. Es bleibt nur noch übrig, das Geld auf der Staatskasse zu erheben. Aber wen werde ich dahin schicken?

Wen haben Ew. Durchlaucht sonst dazu verwandt?

Ganz einfach meinen Kammerdiener.

Dann wird es am besten sein, es auch diesmal so zu thun. Wollen mir Ew. Durchlaucht die Anweisung anvertrauen, so trage ich sie in's Vorzimmer zu dem Kammerdiener. Mein Bruder Friedrich begleitet mich, und während wir dort der Rückkehr des Dieners harren, haben die Herrschaften die Gnade, ihre Toilette zu machen und die von uns mitgebrachten Kleider anzulegen.

Ich werde sogleich meine Kammerfrau schicken, daß sie die Kleider in mein Toilettenzimmer hole, sagte die Fürstin, indem sie nach der Thür hineilte. Aber Karl von Hügel hielt sie zurück, und ihre Hand fassend drückte er dieselbe mit einem tiefen und vielsagenden Blick an seine Lippen.

Verzeihung, Durchlaucht, bat er demüthig. Aber ich beschwöre Sie, machen Sie Ihre Toilette hier im Cabinet des Fürsten und ohne irgend eine Beihülfe. Ziehen Sie Niemand von Ihrer Dienerschaft in's Vertrauen, denn man weiß in diesen schlimmen Stunden nicht, auf wen man sich verlassen kann.

Nun, seufzte die Fürstin, so will ich zum ersten Mal in meinem Leben versuchen, mich allein anzukleiden. Gehen Sie also hinaus, meine Herren. Sobald wir unsere Verkleidung vollendet haben, werden wir Sie rufen.

Die beiden Herren zogen sich zurück und übergaben dem im Vorzimmer bereit stehenden Kammerdiener die Anweisung des Fürsten.

Eilen Sie so rasch als möglich, bedeutete ihn Karl von Hügel, ich gebe Ihnen vier Ducaten, wenn Sie in einer halben Stunde mit dem Gelde wieder zurück sind.

Der Kammerdiener stürzte unter Versicherungen des höchsten Diensteifers fort und die beiden Herren von Hügel blieben allein im Vorzimmer zurück. — Schweigend, in fieberhafter Ungeduld gingen sie neben einander auf und ab, nichts unterbrach die tiefe Stille, nur von außen her tönte das laute Brüllen und To=

ben des Volks, und immer rascher und donnernder flogen die Steine gegen das Haus.

Die halbe Stunde, welche Baron Hügel dem Kammerdiener bestimmt, war noch nicht verflossen, als Fürstin Melanie die Thür öffnete und die beiden Herren bat, wieder einzutreten.

Sie haben mir da einen allerliebsten Anzug besorgt, sagte die Fürstin, sich mit einem freundlichen Lächeln an Karl von Hügel wendend, ich will mir einbilden, wir wären in der Fastnachtszeit und im Begriff, uns auf eine Maskerade zu begeben.

Nur daß die Confetti, mit denen man nach uns wirft, doch etwas sehr ernsthafter und gefährlicher Natur sind, sagte Metternich, als jetzt eben wieder eine volle Salve von Steinen gegen die Mauern prallte. Und Sie glauben wirklich, daß wir unbemerkt und unerkannt uns unter das brüllende Gesindel wagen können?

Durchlaucht, Niemand wird in dem einfachen, schlichten Arbeitsmann mit der grauen Jacke und den plumpen Lederschuhen den allmächtigen Herrn Staatskanzler vermuthen, Niemand wird es wagen, in dieser schönen Wäscherin die erhabene und stolze Fürstin Metternich zu vermuthen. Wir werden ganz unge-

fährdet unter dem Volk dahin gehen und es wird uns überall willig ziehen lassen, denn gegen Seinesgleichen ist dies Gesindel immer freundlich, gefällig und dienstbereit. Ich wünschte nur, wir könnten jetzt fortgehen und der Kammerdiener — ah, da kommt er schon.

In der That, die Thür des Vorzimmers öffnete sich eben und der Kammerdiener des Fürsten trat ein.

Zählen Sie das Geld dort auf den Tisch auf, sagte Metternich, dem es ein unbehaglicher Gedanke war, daß der Kammerdiener vielleicht wieder wie vorher ohne alle Ceremonie ihm das Gebrachte in der bloßen Hand darreichen möchte. Ich habe fünftausend Gulden kommen lassen, zählen Sie sie auf.

Durchlaucht, erwiederte der Kammerdiener mit einem spöttischen Blick auf die Verkleidung des Fürsten, Durchlaucht, ich habe gar kein Geld.

Wie denn? Sie haben kein Geld? Haben Sie denn meine Anweisung nicht wie immer auf dem Büreau der Staatskasse abgegeben?

Ew. Durchlaucht, ich habe sie wie immer dort abgegeben, aber man hat mir nicht wie immer das Geld, das Ew. Durchlaucht angewiesen, dafür ausgezahlt.

Und aus welchem Grunde hat man Ihnen die Zahlung verweigert? fragte der Fürst, über dessen

Wangen einen Moment eine flammende Röthe dahin flog.

Aus dem allereinfachsten Grunde, erwiederte der Kammerdiener achselzuckend. Die Leute lachten mir in's Gesicht und fragten mich, wie der Exstaatskanzler dazu käme, noch Geld aus den kaiserlichen Staatskassen entnehmen zu wollen? Der Unfug habe lange genug gedauert, und es sei ein Glück, daß er endlich aufhöre,*) und daß —

Genug, unterbrach ihn Fürst Metternich, schweigen Sie.

Ew. Durchlaucht fragten und ich antwortete nur, sagte der Kammerdiener trotzig. Uebrigens bitte ich, mich sofort aus Ihren Diensten zu entlassen, meine Ehre verträgt es jetzt nicht länger, bei Ihnen zu bleiben.

Sie werden schweigen, rief Herr von Hügel, oder —

Sie wollen doch nicht wagen, Hand an mich zu legen? fragte der Kammerdiener, indem er sich loszumachen suchte von der Hand, die Friedrich von Hü=

---

*) Historisch. Siehe: Schmidt=Weißenfels, Leben des Fürsten Metternich. II. 267.

gel wie eine eiserne Klammer um seinen Arm gelegt hatte. Wenn Sie mich nicht los lassen, rufe ich um Hülfe, und die guten Leute da unten werden sehr bereit sein, mir beizustehen.

Rufen Sie immerhin, sagte Herr von Hügel, man wird Sie vor dem Gebrüll da unten nicht hören.

Oh, ich werde mir schon Gehör zu verschaffen wissen, ich werde —

Sie werden nichts thun, als eine Stunde hier bei mir bleiben, sagte Herr von Hügel, den Arm des Menschen noch fester packend. Ich bitte Ew. Durchlaucht und die Frau Fürstin, daß Sie jetzt in Begleitung meines Bruders sich entfernen und an den verabredeten Ort gehen. Ich bleibe hier zurück, um diesen Schurken hier festzuhalten und zu verhindern, daß er Sie dem Pöbel da unten nicht verräth.

Nun, sagte der Kammerdiener laut auflachend, wenn der Fürst Metternich auf die Straße kommt, wird er hören, daß man nicht mich da unten einen Schurken nennt, sondern —

Lassen Sie uns gehen, rief die Fürstin bleich und mit Thränen in den Augen.

Ja, kommen Sie, mein lieber Baron, sagte Metternich ruhig. Ich denke nicht, daß uns da unten

auf der Straße Schlimmeres begegnen kann, als uns eben geschehen. Gieb mir Deinen Arm, liebe Melanie, und wagen wir uns getrost hinaus auf die Straße.

## VIII.

# Die Flucht des Fürsten Metternich.

Durch eine kleine Seitenpforte des Palastes trat der Fürst und die Fürstin Metternich, denen der Baron Karl von Hügel voran schritt, hinaus auf den Platz. Niemand beachtete sie, als sie aus der Thür hervorschlüpften, denn Aller Augen waren dem Redner zugewandt, der eben auf der Mitte des Ballplatzes, auf den Schultern zweier riesengroßer Männer stehend, dem Volke mit begeisterten Worten die hohe Bedeutung des heutigen Tages schilderte, und ihnen die Wohlthaten aufzählte, welche das Volk sich durch seinen mannhaften Willen, und seine kühne Haltung erkämpft hätte.

Wir sind keine Sclaven mehr, keine gemaßregelten Unterthanen und Diener, rief er jetzt, nein, wir sind

freie Männer, und wir haben uns die höchsten und heiligsten Güter der Menschheit erkämpft. Wir haben Volksbewaffnung, wir haben die Zusicherung der Constitution und Preßfreiheit, und was mehr als alles Andere ist, wir haben uns befreit von der Schmach und Tyrannei des Metternich'schen Systems, das schwer und unheilvoll auf uns Allen lastete, und jedes Mannesgemüth zugleich mit Scham und Zorn erfüllte. Wir sind den Fürsten der Willkür, der Gewalt, des Polizeistaates und des Absolutismus los, wir haben ihn verjagt den Fürsten von Mitternacht und die Sonne eines neuen Tages ist über uns Allen aufgegangen.

Ich prophezeihe, daß sie nicht lange scheinen wird, diese Sonne des neuen Tages, sagte Metternich lächelnd zu seiner Gemahlin, indem sie mühsam sich Bahn machten durch das Gedränge und vorsichtig immer hinein schlüpften in die Oeffnung, welche der vor ihnen herschreitende Baron von Hügel mit seinen kräftigen Ellenbogen ihnen bereitete.

Um Gotteswillen keine Bemerkungen jetzt, flüsterte die Fürstin, laß uns eilen vorwärts zu kommen.

Aber in diesem Augenblick wälzte sich eine ungeheure Menschenmasse ihnen entgegen und drängte

sie weit abwärts mitten hinein in das Gewühl.

Hurrah, hurrah! Es lebe der Kaiser Ferdinand, schrieen und jauchzten tausend Stimmen auf Einmal. Wir haben Preßfreiheit! Der Erlaß ist aus der Hofburg gekommen. Wir haben Preßfreiheit!

Was flattert denn dort oben in der Luft? fragte Metternich.

Es sind zwei Fahnen, erwiderte Herr von Hügel, auf der einen Fahne steht geschrieben: Ordnung und Sicherheit! Auf der zweiten Fahne steht mit noch größern Lettern: Preßfreiheit!

Als ob das Eine sich mit dem Andern vertrüge, sagte Metternich achselzuckend, als ob sie sich nicht wie die Pferde im Macbeth einander verzehren und zerfleischen müßten, und —

Eben flatterte es wie eine Schaar weißer Tauben über ihren Häuptern dahin — es waren Papierblätter, die von Männern, die auf den Schultern anderer Männer ritten, über der Menge ausgestreut wurden. Eins dieser weißen Blätter sank gerade nieder auf Metternichs Schulter, der es erfaßte und mit lächelnder Ruhe betrachtete.

Was ist es? fragte ein großer, herculischer Mensch,

der eben durch die Menschenmenge herangefluthet war. Was steht auf dem Blatt geschrieben?

Hier, mein Freund, sagte Metternich, nehmt das Papier und les't.

Lesen's uns vor, was drauf geschrieben steht, rief der Kerl gebieterisch. Laßt einmal halt Eure Stimme erheben, kleiner Mann, und les't.

Ja, ja, les't halt einmal vor, was auf dem Papier gedruckt steht, riefen zwanzig Stimmen ringsum.

Lies, oh, um Gotteswillen, lies, flehte die Fürstin leise, sich an die Seite ihres Gemahls schmiegend. Aber in demselben Augenblick entriß Herr von Hügel ihm mit anscheinender Heftigkeit das Blatt.

Nein, schrie er, der kleine Mann kann uns großen Männern halt nichts vorlesen, die Buchstaben sind ihm zu groß. Ich werd's uns vorlesen, von mir sollt Ihr erfahren, was für ein neues Glück uns aufgegangen.

Und mit lauter, donnernder Stimme las er: „Seine kaiserliche, königliche, apostolische Majestät haben die Aufhebung der Censur und die alsbaldige Veröffentlichung eines Preßgesetzes allergnädigst zu beschließen geruht. Erzherzog Ludwig.“

Hurrah! Es lebe die Preßfreiheit! schrie und jauchzte es über den weiten Platz hin, und wie im

Wirbelwind der Freude kräuselten sich die Menschenmassen zusammen, schoben sich wild durcheinander, drängten herüber und hinüber, daß Niemand mehr seinen Weg zu bestimmen vermochte, Jeder widerstandslos mit der rollenden Woge sich weiter drängen mußte.

Auch Metternich und seine Begleitung hatten endlich den Widerstand gegen die fluthenden Massen aufgegeben, und waren willenlos mit dem Strom dahin gerollt, nur bemüht in dem Gedränge beisammen zu bleiben und nicht von einander getrennt zu werden.

Es scheint, man will nach der Hofburg hin, murmelte Metternich, wahrscheinlich soll dem Kaiser ein Vivat gebracht werden für die Preßfreiheit.

Und er hatte sich nicht getäuscht. Nach der Hofburg wogten alle diese Menschenmassen hin, aber jetzt drängten sich ihnen neue Massen entgegen, und im unentwirrbaren Knäuel rollte Alles vorwärts, schreiend, jauchzend und jubelnd.

Auf einmal trat eine tiefe Stille ein, und die Massen standen.

Was ist das? Was bedeutet das? flüsterte die Fürstin, welche sich bleich, halb ohnmächtig auf den Arm Metternichs lehnte. Wo sind wir denn jetzt?

Auf dem Josephsplatz, erwiderte Metternich leise. Gerade vor uns steht ja das Standbild des Kaisers.

Ja, gerade vor dem Fürsten Metternich, den das Volk heute den Fürsten von Mitternacht nannte, gerade vor ihm stand das Monument des Kaisers, der von seinem Volke die Mitternacht und das Dunkel hatte verscheuchen, der ihnen das Licht und die Wahrheit hatte bringen, die Sonne der Geistesfreiheit über Oesterreich hatte wollen aufgehen lassen, und der an diesem vergeblichen Bemühen gestorben war vor Gram und Schmerz.

Dort oben auf seinem ehernen Rosse da hielt der Kaiser Joseph, die segnende Rechte ausgebreitet über diese Menschenmenge, die dicht, Kopf an Kopf gedrängt den ganzen Platz einnahm. Zu ihm empor schauten alle diese Tausende, ihm zugewandt waren nicht bloß Aller Blicke, sondern auch Aller Herzen, und das Antlitz des Kaisers schien aufzuleuchten in Lebenswonne unter dem Sonnenstrahl, der eben aus den Wolken hervorbrach und seine ganze Gestalt wie mit goldner Morgenröthe übergoß, und Manchem wollte es scheinen, als ob ein Lächeln diese Lippen umspielte, die im Leben oft so schmerzlich gezuckt und so wenig gelächelt hatten.

Und auf Einmal von Begeisterung ergriffen, brach die Menge in einen lauten Jubelruf aus, und aus tausend und tausend Kehlen rief es, donnerte es zu der Statue empor: Vivat Kaiser Joseph!

Er muß die Fahnen haben! Die Fahnen! schrie eine mächtige Stimme aus der Masse hervor, und hundert andere nahmen sogleich den Ruf auf und wiederholten jauchzend: Der Kaiser Joseph muß die Fahnen haben! Die Fahnen!

Auf einmal sah man jetzt einen Knaben an der Reiterstatue des Kaisers emporklettern, einen frischen Burschen mit grüner Schürze, mit rothen Wangen, mit goldenen Locken und blitzenden schwarzen Augen.

Die Volksmenge grüßte ihn mit lautem Jauchzen, und folgte dann in athemlosem Schweigen seinem Bemühen, bis zur Gestalt des Kaisers empor zu klimmen.

Jetzt hatte er sie erreicht, jetzt stand er droben auf dem Rücken des Pferdes und lehnte seinen Arm auf die Schulter des Kaisers. Nun jauchzte das Volk auf in unaussprechlicher Wonne und Begeisterung, und alle Arme erhoben sich, und von Hand zu Hand reichte man sich die beiden Fahnen dar, deren oberste Spitzen mit blühenden Kränzen geschmückt waren.

Der Knabe dort oben auf der Kaiserstatue faßte jetzt mit seinen Händen diese obersten Spitzen der beiden Fahnen und zog sie zu sich empor. Den schönsten der beiden Kränze auswählend schwang der kühne Knabe sich höher empor, drückte diesen Kranz dem Kaiser auf die Stirn, und schob sodann die beiden Fahnen dem Kaiser in die erhobene Hand.

Das Volk, das vorher verstummt war vor Erwartung und staunendem Schauen brach jetzt wieder, da der Knabe sein Werk vollendet hatte, in unermeßlichen Jubel aus, es rief und jauchzte sein Entzücken zu der bekränzten Statue des Kaisers empor, und als wolle die Natur selber ihren Antheil haben an der Feier dieses Momentes kam jetzt ein Windstoß daher und bauschte die hängenden Fahnen in der Hand des Kaisers auf, und ließ sie flattern und aufleuchten die Worte, die auf den Fahnen geschrieben standen: „Preßfreiheit! Ordnung und Sicherheit!"

Das Volk verstummte einen Moment in seinem Jubel und schaute andächtig und fromm zu dem Kaiser empor, zu dem Kaiser Joseph, der so viel gelitten, so viel Großes gewollt, mit so viel Großem gescheitert war.

Inmitten dieser Stille ertönte auf Einmal eine

weiche, rührende Frauenstimme, und voll Innigkeit und tiefem Gefühl begann sie zu singen: „Ich denk' so manchmal hin und her, wenn doch noch Kaiser Joseph wär'."

Und auf Einmal, wie heiliges Orgelgebrause rauschte das Lied über den weiten Platz hin und tönte es aus all diesen tausend Lippen wie aus Einem Munde: „Ich denk' so manchmal hin und her, wenn doch noch Kaiser Joseph wär'. Wenn Einem Der in's Auge sah, das war mein Seel' ein' Gloria!"

Das war mein Seel' ein Gloria! wiederholte die Menge noch einmal und die von Thränen der Rührung umdüsterten Augen hoben sich zu der Statue empor, und der jauchzenden Begeisterung folgte jetzt ein Moment tiefen heiligen Schweigens, ein Moment des stillen Gebetes, der innerlichen Feier zum Angedenken des edlen Kaisers, der gestorben war an gebrochenem Herzen, weil er das Ziel seines Lebens nicht erreichen, weil er sein Volk nicht glücklich und frei machen konnte.

Selbst Metternich fühlte sich ergriffen und gerührt, Etwas wie eine Thräne drängte sich in seine Augen, und er vergaß auf einen Moment sogar die Gefahr seiner eigenen Lage.

Aber Baron von Hügel beeilte sich ihn an dieselbe zu erinnern. Jetzt ist der günstigste Moment gekommen, flüsterte er. Die Menge fängt an sich abzukühlen und zu theilen. Jetzt müssen wir versuchen vorwärts zukommen, und die Bastei zu erreichen! —

Nach einer Stunde war die gefährliche Wanderung beendet, hatte man das Palais des Fürsten Liechtenstein erreicht. Der Fürst und die Fürstin Metternich konnten hier nach so vielen Aufregungen, Beängstigungen und Gefahren doch einige Stunden ausruhen und sich erholen.

Aber nur einige Stunden! Dann kam der Baron von Hügel, um Metternich eine Summe Geldes zu bringen, welche einige Ergebene zusammen gelegt, um sie dem Fürsten zu seiner Reise zu leihen, und ihm zugleich zu melden, daß es ihm gelungen, für eine bedeutende Summe Geldes einen Fiacre zu gewinnen, der es übernommen, das fürstliche Paar aus der innern Stadt hinaus nach der Jägerzeile in eine dort bereitete Wohnung zu bringen.

Als der Abend zu dunkeln begann, schlüpften der Fürst und die Fürstin aus dem Palais hinaus zu dem bereit stehenden Wagen. Baron von Hügel, der treue Freund, reichte ihnen die Hand und nachdem er ihnen

beim Einsteigen behülflich gewesen, wollte er sich selber auf den Kutschbock empor schwingen. Aber der Kutscher wehrte ihn zurück.

Nein, Ew. Gnaden, sagte er, das geht halt nicht! 'S würd' Aufsehen machen, und die Leute ärgern, denn heut' leiden's nit, daß Einer vornehm thut, und einen Bedienten auf dem Kutschbock hat. Heut' giebt's keine Bedienten, Jeder ist heute der Herr, und Einer ist so viel werth als der Andere. Verlassen's sich aber auf mich! Ich hab's übernommen, und ich bring' den Fürsten hinaus!

Und er hielt sein Wort! Er brachte den Fürsten hinaus. Freilich war es eine langsame und ängstigende Fahrt, denn nur schrittweise konnte man in dem Menschengewoge vorwärts gelangen, und zuweilen mußte man es sich gefallen lassen, einige Minuten lang zu warten, bis die Massen sich theilten, und die Passage frei ließen. Und welche Reden, welche Ausrufe, welche Verwünschungen seiner Person tönten in solchen Pausen des Haltens an das Ohr des Fürsten, wie viel Haß und Zorn, wie viel Hohn und Spott mußte er vernehmen. Er, gestern noch der allmächtige Minister, heute ein machtloser, flüchtiger, von Allen verlassener und gemiedener Mann!

Auf Einmal jetzt stellte sich ein unerwartetes Hinderniß ihnen entgegen. Das sogenannte Rothethurmthor, das sie passiren mußten, war gesperrt, die Weiterfahrt unmöglich.

Wir sind verloren, oh, mein Gott, wir sind verloren, seufzte die Fürstin sich an ihren Gemahl anklammernd. Aber eben wandte der Kutscher sich zu ihnen um, und nickte ihnen freundlich und wohlwollend zu.

Rühren's sich nit, ich bring' Sie hinaus, flüsterte er.

Und dann begann er mit lauter Stimme zu schelten und zu murren, daß man das Thor gesperrt, und verlangte schreiend und polternd, daß man es öffne. Vier andere Fiacrekutscher, die mit ihren Wagen in gleicher Verlegenheit neben ihm hielten, stimmten ihm bei, polterten, schrieen und zankten wie er über das unzeitige Schließen des Thores und bezwungen von diesem Zorn der Männer aus dem Volk, öffneten die bewaffneten Studenten, welche dort die Wache hielten, das Thor; der Fiacre des Fürsten fuhr mit Blitzesschnelle hindurch, und vorwärts, vorwärts nach der Jägerzeile hin, dem ersehnten Asyle zu!

Zwei Tage der Ruhe durften die Flüchtlinge in diesem Asyle sich bergen. Dann aber mußte man sich

entschließen die Flucht weiter fortzusetzen, aus dem Versteck sich hervor zu wagen, und sich wieder unter das Menschengewühl zu mischen, um den Gefahren zu entweichen, von denen der Staatskanzler auf allen Seiten bedroht war. Der einfachste Reisewagen des Fürsten nahm die Fliehenden auf, und dies Mal ließ Karl von Hügel es sich nicht nehmen, das fürstliche Paar zu begleiten, ihre Gefahren mit ihnen zu theilen.

Auf Umwegen gelangte man bis zur Eisenbahn hinter Olmütz. Jetzt sind wir gerettet, sagte Karl von Hügel aufathmend. Alles kommt jetzt nur darauf an, daß Niemand ahnt, daß der Wagen nicht leer sei. Ich muß daher nur bitten, daß Ihre Durchlauchten sich ruhig verhalten, und die kurze Strecke von Olmütz bis Prag geduldig und still in dem verschlossenen Wagen ausharren.

Wir werden ausharren, verlassen Sie sich darauf, sagte Metternich leise sein Haupt wiegend. Es gelüstet uns nicht von dieser blutgierigen Meute zerrissen zu werden.

Wir werden ausharren, und wär's auch nur um dem treuen Freunde zu danken für die Gefahren, deren er sich unsertwillen aussetzt, rief die Fürstin,

und Beide reichten sie dann zum Abschied diesem treuen Freunde die Hand dar.

Dann schlossen sich die Stores des Wagens, die Pferde wurden abgespannt, nachdem sie ihn bis dicht zum Bahngebäude hingebracht, und Baron von Hügel rief die Packträger und Bahnbeamten herbei, um den „Reisewagen seiner Herrschaft als Frachtgut auf die Schienen zu befördern.“

Und so geschah es. Der rings verschlossene Wagen ward in der That als Frachtgut befördert, und trat die Reise nach Prag an, ohne daß irgend Jemand Verdacht gehegt hätte. Baron von Hügel, als der Begleiter des leeren Wagens, nahm seinen Platz in einem der Waggons dritter Klasse, voll freudiger Zuversicht, daß man nun bald alle Gefahren überwunden, alle Hemmnisse der Reise besiegt habe. In sechs Stunden mußte man in Prag sein, dort kannte Baron Hügel ein kleines Gasthaus, dessen Wirth ihm treu ergeben war, und in dessen Hause er sicher sein durfte, die Flüchtlinge zu bergen, bis man die Reise nach Dresden fortsetzen könnte. Nur noch sechs Stunden und man war geborgen.

Aber ach! Die sechs Stunden waren vergangen, und man hatte noch nicht das Viertel des Weges zu=

zückgelegt! Baron Hügel, der vorsorglich an Alles gedacht, Baron Hügel hatte nur vergessen, daß der Güterzug, mit welchem der Reisewagen als Frachtgut fahren mußte, nicht mit der Schnelligkeit der Courierzüge fahren konnte, daß der Güterzug mehr als das Vierfache der Zeit gebrauchte, um das Ziel der Reise zu erreichen.

Und weil man das nicht bedacht, hatte man auch versäumt dem fürstlichen Paar irgend eine Erquickung, eine Nahrung in den Wagen mitzugeben. Sechs Stunden ließ es sich wohl ertragen, so in einem verschlossenen Kasten eingesperrt zu sein, nichts zu sehen und nichts zu hören von der Außenwelt, als das Gepfeife der Locomotive, und auf den Haltestationen das Hin- und Wiederlaufen, das Plaudern und Schwatzen der Passagiere. Sechs Stunden ertrugen es Beide ohne Klage; nur zuweilen ließ der Fürst seine Uhr repetiren, und berechnete seiner Gemahlin, wie viel Stunden sie schon gefahren, nnd wie wenig Stunden sie daher noch auszuharren hätten.

Aber diese sechs Stunden waren nun längst vergangen, und noch immer öffnete Niemand die Thür ihres beweglichen Kerkers, noch immer, wenn man eine Station erreicht hatte, warteten die beiden Flüchtlinge

vergeblich auf das Erscheinen des Freundes, der sie erlösen sollte. Um Mitternacht hatte man die Eisenbahnfahrt angetreten, jetzt war längst der Morgen angebrochen, jetzt war der Tag längst da, man hatte fast schon zwölf Stunden ohne Luft, ohne Licht, ohne Nahrung in diesem verschlossenen Kasten gesessen, und noch immer kein Ende. Noch immer keine Freundeshand, welche sich der Eingesperrten erbarmte, welche den Schlag öffnete!

Die Fürstin lehnte bleich, todesmatt in der Ecke des Wagens, und die lange zurückgehaltenen Thränen rollten jetzt in hellen Strömen über die Wangen nieder. Etwas Seltsames, etwas Unerhörtes war der stolzen Frau geschehen — die Fürstin hungerte! Zum Ersten Mal in ihrem ganzen Leben empfand sie diese Qualen, von deren Existenz sie in ihren vergoldeten Salons, an ihren reichbesetzten Tafeln nur eine so vague, unbestimmte Ahnung gehabt hatte, wie der Blinde von der Farbe, zum Ersten Male mußte sie jetzt lernen an die Existenz dieses Leidens zu glauben, das sie sonst immer mit unaussprechlicher Verachtung als die Krankheit und den Feind des Pöbels beachselzuckt hatte. Aber heute wagte dieser Feind der Armen, dieser demokratische Feind, der Hunger, sich

auch an die erhabene stolze Fürstin heran und bohrte und nagte an ihrer Gestalt, ganz unbekümmert um ihre vornehme Geburt, ihre bevorzugte Stellung. In ihren Eingeweiden mußte die hohe Aristokratin es schmerzlich empfinden, daß die Zeit eine andere geworden, daß die Revolution den Unterschied aller Stände aufgehoben, die Höchsten den Niedrigsten gleich gemacht hatte!

Oh, wie mich hungert, murmelte sie leise, wie weh das thut! Oh, hätte ich nur ein Stückchen Brot, um meinen Hunger zu stillen!

Und ich, hätte ich nur ein Glas Wasser, um meinen Durst zu löschen, seufzte der Fürst. Dieser Durst brennt mir wie eine verzehrende Flamme in meiner Brust, und ich habe ein Gefühl, als müßte ich den Verstand verlieren, wenn das noch lange so fortgeht!

Er ließ seine Uhr repetiren, und zählte mit seinen vertrockneten, eingesprungen Lippen die Schläge. Zwei Uhr, sagte er ächzend, wir sind nun schon vierzehn Stunden eingekerkert. Mein Gott, wie lange wird das noch dauern?

Herr Conducteur, rief draußen eine laute Stimme, Herr Conducteur.

Horch, das ist unser Freund, das ist Baron von Hügel, sagte Metternich leise. Sicherlich will er uns eine Nachricht zukommen lassen. Horchen wir also auf dieselbe!

Herr Conducteur, rief die Stimme des Barons noch einmal.

Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Sie bemüht habe. Ich wünschte nur zu wissen, wie lange es noch dauern wird, bis wir endlich in Prag anlangen?

Ungefähr noch sieben Stunden, mein Herr.

Sieben Stunden, ächzte Metternich in die Kissen zurück sinkend. Sieben Stunden, das heißt mich zum Wahnsinn, oder zum Tode verurtheilen.

Sieben Stunden, klagte die Fürstin. Aber es ist unmöglich, diese Schmerzen noch sieben Stunden zu erdulden!

Und Beide vergruben ihr Haupt in die Kissen der Wagenecken, uud Beide schwiegen in dumpfer Qual.

Der Zug rollte weiter, langsam, schwer, im gleichmäßigen unbeirrten Tempo eines Güterzuges. Und abermals waren drei Stunden vergangen, und abermals hielt der Zug, aber jetzt konnten sie nicht mehr

hoffen, daß sie am Ende ihrer Leiden angelangt seien, jetzt wußten sie, daß diese Qualen noch vier Stunden, das heißt noch eine Ewigkeit dauern sollten!

Die Fürstin klagte und jammerte nicht mehr. Sie lag bleich und bewegungslos in den Kissen mit düstern Mienen, mit gerunzelter Stirn, die Lippen fest aufeinandergepreßt, trotzig entschlossen sich durch keine Klage mehr zu entwürdigen, den gemeinen verächtlichen Jammer wenigstens hoheitsvoll zu erdulden, und ihm zu unterliegen als eine Heldin.

Der Fürst hatte sich aufgerichtet, keuchend und ächzend, große Schweißtropfen auf der kalten, gelben Stirn, vergeblich bemüht die eingesprungenen Lippen mit seiner vertrockneten Zunge zu netzen und zu kühlen.

Draußen vernahm er wieder die Stimme des Freundes. Herr Conducteur, sagte diese Stimme, also jetzt nur noch vier Stunden und wir sind in Prag?

Ja, in vier Stunden sind wir dort.

Vier Stunden, sagte der Fürst verzweiflungsvoll, vier Stunden kann ich diese Qualen nicht mehr erdulden. Ob ich nun verdurste, oder auf andere

Weise sterbe, das ist ganz Einerlei. Ich muß jetzt trinken!*)

Ohne zu zaudern und sich zu besinnen ließ der Fürst auf Einmal die Stores niedergleiten, öffnete das Wagenfenster und rief mit lauter Stimme: Ich bitte irgend Jemand um ein Glas Wasser! Ich verdurste!

Der Conducteur, der im Gespräch mit Herrn von Hügel gerade vor dem Wagen gestanden, stieß einen Schrei aus. Es sind Menschen in dem Wagen, rief er laut.

Es sind Menschen in dem Wagen, wiederholten die Schaffner und Eisenbahnwärter, und von Mund zu Munde flog der Ruf: Es sind Menschen in dem Wagen, der doch als leeres Frachtgut aufgegeben worden ist.

Die Passagiere, die, weil der Zug auf einer langen Haltestation sich befand, die Waggons verlassen hatten und auf dem Perron auf und ab gingen, vernahmen mit staunender Neugierde die Nachricht von der Entdeckung, die man eben gemacht, und Alle eilten und stürzten nach dem Ende des Trains hin, wo die Packwagen sich befanden, um das Wunder anzuschauen,

*) Des Fürsten eigene Worte. Siehe Mailath: Geschichte von Oesterreich. Band V. S. 409.

die Passagiere zu betrachten, die plötzlich in dem Frachtgutwagen lebendig geworden.

Die Passagiere indessen schienen ganz gleichgültig gegen das Erstaunen, welches sie erregten. Der Herr trank in langen, langsamen Zügen aus dem Glase Wasser, das er in der Hand hielt, die Dame war ganz vertieft in den Genuß einer Tasse Bouillon, welche sie mit sichtlichem Behagen schlürfte, und zu der sie dann und wann einen Bissen von dem Weißbrod und dem Braten aß, welches Alles Herr von Hügel ihr eilfertig herbeigeschafft hatte.

Herr von Hügel aber stand unfern von den räthselhaften Reisenden im leisen eilfertigen Gespräch mit dem Conducteur des Zuges.

Es ist unmöglich, mein Herr, ich kann das nicht verschweigen, erwiederte der Conducteur eben auf die dringende Bitte des Barons. Es ist meine Pflicht, den höhern Aufsichtsbeamten davon Anzeige zu machen, daß hier ein Unterschleif gemacht worden. Man hat nur für einen Wagen als Frachtgut das Fahrgeld bezahlt, und jetzt ergiebt sich, daß in diesem Wagen sich zwei Personen befinden, ohne daß dieselben für ihre Plätze das Fahrgeld gezahlt haben. Das ist eine Verheimlichung, die —

Die sicher nicht in betrügerischer Weise geschehen ist, unterbrach ihn Baron von Hügel. Die beiden Reisenden werden gern bereit sein, den vierfachen Betrag für ihre Plätze zu bezahlen, wenn Sie ihnen nur gestatten wollen, die Reise unbehindert fortzusetzen.

Mein Gott, wer sind denn diese Reisenden? fragte der Conducteur erstaunt.

Und als wollte die Stimme der öffentlichen Meinung ihm Antwort geben auf diese Frage, traten jetzt einige der Passagiere zu ihm heran und riefen mit aufgeregten, drohenden Mienen: Herr Conducteur, das sind verdächtige Personen! Sie haben sich da in dem Wagen versteckt gehalten, weil sie fürchten, erkannt zu werden. Man muß sie verhaften! Sie müssen sagen, wer sie sind, ehe man ihnen erlaubt weiter zu fahren.

Es sind verdächtige Personen! Man muß sie verhaften! so tönte es fort und fort den Perron entlang durch alle die Gruppen der Passagiere und die auf dem Eisenbahnhof beschäftigten Arbeiter, und das neugierig und müßig auf dem Bahnhof umherstehende gaffende Gesindel. Alles drängte und lief nach dem Reisewagen hin, um die „Verdächtigen“ anzuschauen

und sich zu bestärken in dem Verdacht, den man gegen sie hegte.

Herr Conducteur, bat Herr von Hügel in diesem Moment leise und dringend, Herr Conducteur, verhüten Sie einen öffentlichen Scandal, erretten Sie die beiden Reisenden vor einem Unglück, das sicher über sie hereinbricht, wenn Sie sich ihrer nicht annehmen. Sehen Sie diese Menschen an, die den Wagen umstehen, die sich immer mehr erhitzen und in Wuth und Zorn hinein sprechen. Wenn sie erfahren, wer die Reisenden sind, so werden sie in der tollen Raserei, welche jetzt überall grassirt, die beiden schutzlosen Reisenden aus dem Wagen herauszerren, um sie zu mißhandeln, ja um sie vielleicht zu ermorden. Sie allein sind im Stande, dieselben zu schützen, Sie allein haben die Macht, ihnen jede Schmach zu ersparen, ja ihnen das Leben zu erhalten. Thun Sie es also, geben Sie das Zeichen zur Abfahrt. Ich wage nicht Ihnen zu sagen, daß Sie dafür glänzend und fürstlich belohnt werden sollen, daß man Ihnen zum Dank gern tausend Ducaten geben wird, ich wende mich an Ihr Herz, und ich beschwöre Sie, Mitleid zu haben mit einer gefallenen Größe, Mitleid mit einem Manne, der vor acht Tagen noch allmächtig war, vor dem alle Menschen

sich tief in den Staub beugten und der jetzt, Gott möge entscheiden, ob mit Recht oder mit Unrecht, die Zielscheibe der Volkswuth geworden; den man jetzt eben so sehr verhöhnt, als man ihm früher geschmeichelt hat.

Jesus Maria, murmelte der Conducteur erbleichend, es ist doch nicht der Fürst von Met —

Ja, er ist es, aber sprechen Sie seinen Namen nicht aus, unterbrach ihn der Baron. Erkennen Sie jetzt, welch eine ungeheure Verantwortlichkeit das Schicksal in Ihre Hände gelegt hat, und entscheiden Sie, ob Sie zwei Menschenleben retten oder dem Verderben Preis geben wollen.

Mein Herr, sagte der Conducteur leise, aber mit fester, entschiedener Stimme, ich habe darauf nur dies zu antworten: Mein Vater war Inspector auf einem der Güter des Fürsten, meine Mutter erhält von ihm eine Pension, ich verdanke ihm, obwohl er mich nie gesehen, meine Stelle. Ich will ihm beweisen, daß ich dankbar bin. Möge das Volk mich verwünschen, und wenn es will, mich meinetwegen zerreißen, ich muß meine Pflicht thun! Steigen Sie ein, mein Herr!

Er eilte, ohne eine Antwort des Barons abzuwarten, vorwärts nach der Locomotive hin und schwang

sich auf seinen Sitz empor. Die Passagiere standen noch immer in aufgeregten Gruppen umher und debattirten lebhaft darüber, wer die verdächtigen Personen sein möchten, und ob es nicht besser und vernünftiger sei, nicht zu warten, bis die Eisenbahnpolizei ihre Schuldigkeit thue, sondern sie ohne Weiteres aus dem Wagen herauszuholen und sie den Behörden der nahegelegenen Stadt zu übergeben, — auf einmal ertönte die Glocke, ließ die Locomotive ein langes Kreischen vernehmen und der Ruf: Einsteigen! Einsteigen! tönte die Reihe der Waggons hinunter.

Der ruhigere und besonnenere Theil der Passagiere folgte diesem Ruf und eilte, seine Plätze einzunehmen, aber Andere mochten ihre Debatten nicht unterbrechen und waren noch immer lebhaft mit der Frage beschäftigt, ob sie nicht selber die beiden Reisenden verhaften sollten, als der Zug auf einmal sich in Bewegung setzte und mit brausender Schnelle, nicht achtend der Zurückbleibenden, welche schreiend und mit wüthendem Halt! Halt! ihm nachrannten, von dem Bahnhof hinausfuhr auf den Schienenweg. *)

---

*) Fürst Metternich gelangte, nachdem diese schlimme Catastrophe glücklich überwunden war, ungefährdet nach Prag, aber dort ward er von neuen Gefahren bedroht. In dem Gasthof,

Fürst Metternich lehnte sich, behaglich aufathmend, in die Kissen zurück. Meine liebe Freundin, fragte

---

in welchem sie abgestiegen waren und wo man sie für Engländer ausgegeben, fiel es den Dienstboten auf, daß diese „reisenden Engländer" immer französisch sprachen, auch erregten die in der Wäsche eingestickten Fürstenkronen mit dem significanten M. Verdacht, und es verbreitete sich das Gerücht, die Reisenden seien nicht das, wofür sie sich ausgäben, sondern vielleicht gar der Fürst und die Fürstin Metternich. Sofort rotteten sich Haufen von Menschen vor dem Gasthaus zusammen, und nur auf Umwegen und unter allerlei Fährlichkeiten gelangte das fürstliche Paar auf die Eisenbahn und setzte die Reise fort, zunächst nach Dresden, wo endlich nach so vielen Aufregungen, Strapatzen und Gefahren ein Ruhepunkt gemacht werden konnte. Hier in Dresden erhielt der Fürst die Nachricht von den Berliner Ereignissen, von der Revolution des achtzehnten März, und jetzt zum ersten Male bekannte der Fürst, daß er die Bedeutung dieser Volksbewegungen unterschätzt habe und daß es doch in der That eine weitgreifende und allgemeine Revolution sei, welcher Deutschland Preis gegeben. Nach einigen Tagen der Ruhe setzte der Fürst seine Reise fort und gelangte glücklich bis Frankfurt am Main. Auch dort herrschte wie überall die Revolution, auch dort gab es Aufläufe, Zusammenrottungen und Putsche. Metternich hatte sich aber schon an diese Scenen gewöhnt und fürchtete sie nicht mehr. Er wagte es sogar, bei hellem lichten Tage auszugehen, um dem österreichischen Obristen von Nobili einen Besuch zu machen. Aber er ward erkannt, Haufen Volkes rotteten sich vor dem Hause zusammen, in welchem er sich befand, und mit lauten Drohungen und Verhöhnungen rief man nach ihm. Als die Massen immer gewaltiger und drohender wurden, sah sich Metternich endlich genöthigt, durch eine Hinterpforte in den Garten

er, hast Du das angenehme Lustspiel von Scribe gesehen, das den Titel führt: Ein Glas Wasser?

Ja wohl habe ich es gesehen, erwiederte die Fürstin lächelnd.

Nun, sagte Metternich, mir scheint, wir hätten heute beinahe ein Trauerspiel unter diesem Titel aufgeführt, dessen Helden wir Beide hätten sein müssen. Danken wir Gott, daß die Catastrophe vorübergegangen ist und daß das Glas Wasser auch für uns ein Lustspiel geblieben. Ich denke, wir werden uns desselben noch mit Vergnügen erinnern, wenn wir längst wieder nach Wien zurückgekehrt sind.

Du glaubst also, lieber Clemens, daß wir wirklich noch eines Tages nach unserm geliebten Wien zurückkehren können?

Ich glaube das nicht, ich weiß das, sagte Metternich ernst. Die Revolutionen, welche die Völker machen, sind nur wie die Eruption eines Vulkans.

---

und von dort in das anstoßende Hotel des Barons Rothschild zu fliehen, wo er gesichert war. Am andern Tage setzte er seine Reise nach England ungefährdet fort. Aber nach zwei Jahren schon konnte er wieder nach Wien zurückkehren, und der Kaiser Franz Joseph war der Erste, welcher dem greisen Staatsmanne dort seinen Besuch abstattete.

Anfangs gewinnt es den Anstrich, als wolle der feuerspeiende Krater Alles zerstören und Alles, was bis dahin bestand, in seinen Feuergluthen verzehren. Aber nach und nach sinken diese Feuergluthen in sich selber zusammen, erlöschen allmälig und eines Tages sieht man mit Erstaunen, daß im Grunde eigentlich Alles geblieben, wie es vor der Eruption war, nur daß hier und da etwas glühende Lava ausgeflossen ist und einige Zerstörung angerichtet hat. Aber wenn diese Lava sich verhärtet hat, bricht man sie aus und macht daraus angenehme Schmucksachen für reiche und vornehme Leute. Meine Liebe, ich hoffe, wir werden noch eines Tages uns putzen mit dem Schmuck, der für uns bereitet wird aus derselben Lava, welche uns jetzt mit ihren Gluthströmen gern vernichtet hätte, der wir aber ausgewichen sind, wie es kluge und verständige Leute auch thun, wenn sie einem wüthenden Stier oder einem angeschossenen Eber begegnen. Eine Zeit lang tobt solch eine Bestie, dann aber findet sich immer ein geschickter Jäger, der sie erlegt, und dann — verspeisen wir klugen Vernünftigen sie als einen Braten, der uns recht wohl bekommen wird. Ich sage Dir, meine liebe Melanie, wir werden eines Tages von diesem Braten unsern Freunden in Wien

vorsetzen, wir werden ihnen damit ein Gastmahl geben, und das Volk wird, wie es sonst zu thun pflegte, vor unserm Palais stehen und neugierig gaffend die vornehmen Gäste anfahren sehen.

---

## IX.

# Die Entsagung.

Das Ziel war erreicht, die Revolution hatte Oesterreich, hatte Italien, hatte Ungarn frei gemacht. Die Nationen fühlten sich erlöst von dem Druck, der auf ihnen gelastet, erlöst von den Fesseln der Knechtschaft, und seit Metternich hatte aus Wien entfliehen müssen, seit mit ihm auch sein System gestürzt worden, herrschte in Wien nichts als Jubel und Lust, feierte man dort täglich neue Siege für den Fortschritt, für die Freiheit und das Recht.

Wenigstens träumten und dachten das die Studenten, welche in ihrer jugendmuthigen Begeisterung sich jetzt als die eigentlichen Beherrscher Oesterreichs betrachteten und in frommem Freiheitseifer vermeinten, daß man mit den Waffen, die man ihnen gegeben,

auch das Schwert der Gerechtigkeit in ihre Hand gelegt, damit sie es führen sollten im Namen der Freiheit und der deutschen Nation. Denn das einige Deutschland, dieser schöne und rührende Traum der deutschen Jugend, das einige Deutschland tauchte auch jetzt wieder in der Phantasie der jungen Männer auf als das letzte und erhabenste Ziel, nach welchem man ringen und welches zu erstreben man alle seine Kräfte aufbieten müsse. Kaum sah man sich daher befreit von dem Metternich'schen System, kaum hatte man von dem Kaiser, dem armen, geängsteten, kranken Mann, die Preßfreiheit und die Zusicherung einer Constitution erhalten, als hell und glänzend wieder die schöne Fata Morgana der deutschen Einheit vor den Augen der Jugend emportauchte und ihnen so sehr Herz und Kopf verwirrte, daß sie das Unmögliche für das Wahrscheinliche hielten und sich den Kaiser von Oesterreich als den Kaiser von Deutschland träumten. Und der Kaiser Ferdinand mußte sich jetzt für den Moment wenigstens den Träumen der mächtigsten bewaffneten Macht seines Staates, den Träumen der Studenten fügen, er mußte unter dem Zujauchzen des Volkes aus einem Fenster seiner Burg die schwarz-roth-goldene Fahne schwingen, und seine

neuernannten Minister beeilten sich anzuordnen, daß von der Hofburg sowohl, wie von dem Thurm der Stephanskirche die schwarz=roth=goldene Fahne wehen sollte.

Es war ein neuer Sieg, den die Studenten der Regierung abgerungen, und übermüthig gemacht von jedem neuen Siege, verlangte man immer neue Concessionen und bereitete der, von so vielen Niederlagen geängsteten und entnervten Regierung immer neue Niederlagen. Und Niederlagen erlitt die österreichische Regierung überall, nicht blos in Oesterreich, sondern in allen Kronländern. Ungarn, Italien auch machte sich frei, warf die lange verhaßten Fesseln ab, erklärte sich unabhängig und selbstständig und forderte seine Söhne auf, zurückzukehren in das Vaterland und ihm ihre Arme zu weihen zur Vertheidigung seiner heiligen Rechte.

Solche Proclamationen der Italiener wurden überall unter dem Volk wie unter der österreichischen Armee vertheilt und ganze Schaaren von italienischen Soldaten desertirten, um dem Rufe des Vaterlandes zu folgen und mit ihren Armen und ihren Waffen Italien beizustehen.

Auch in die stille Villa in Hitzing, wo Tante Giu=

seppa mit den beiden Töchtern ihrer Schwester wohnte, war ein solcher Aufruf Italiens an seine entfernten Kinder gelangt. Katharina Eibbini hatte ihn jubelnd dort vorgelesen und triumphirend verkündet, daß sie nun bald Alle heimkehren würden in das geliebte Vaterland.

Ja, wir werden heimkehren, sobald ich meinen Abschied erhalten habe, sagte Guido düster. Ich habe, wenn auch moralisch gezwungen, dem Kaiser den Fahneneid geleistet, und es ist wider die Ehre, zu desertiren. Ich bin um meine Entlassung eingekommen, und ich zweifle nicht, daß man mir dieselbe bewilligen wird. Man mißtraut mir ohnedies, man weiß, daß ich in den Tagen der Revolution meiner Compagnie befohlen habe, nicht zu schießen, und man würde mich gern deshalb zur Verantwortung ziehen, wenn man nicht wüßte, daß ich mit den hervorragendsten Führern der Studentenschaft befreundet bin und daß diese über meine Sicherheit wachen. Man wird mir also meinen Abschied geben und dann steht meiner Abreise nichts mehr entgegen.

Auch ich bin um meine Entlassung aus dem Dienst der Kaiserin eingekommen, sagte Katharina lächelnd, und auch mir wird man sie bewilligen, denn auch mir

mißtrauet man jetzt. Wir werden also dem Mißtrauen unsere Freiheit verdanken, und dieses Mißtrauen gereicht uns zur Ehre und zum Glück. Bereitet nun Alles vor für die nahe Heimkehr nach Italien, Ihr theuren Mädchen, und Du besonders, Felicia, bereite Alles zu dem schönen Feste, mit dem wir Abschied nehmen wollen von Wien.

Welch ein Fest meinst Du, Tante Katharina? fragte Felicia, und ihr Blick schien ganz zufällig einen Moment hinüber zu schweifen zu ihrer Schwester Carmela, welche drüben in der Fensternische stand.

Nun, ich meine das Fest Deiner Verheirathung, sagte Katharina lächelnd und sie gewahrte es nicht, daß Carmela erbebte und daß ihre Wangen plötzlich erbleichten.

Felicia aber sah es und sie sah auch den traurigen und leidenschaftlichen Blick, den Guido auf sie heftete, sie meinte den Seufzer zu hören, der sich seiner Brust entwand.

Aber sie zwang sich zu einem Lächeln, sie beherrschte ihre Stimme, daß sie nicht zitterte. Tante Katharina, sagte sie vollkommen ruhig, ich habe an dem Sarge meines Vaters das Gelübde gethan, daß ich nicht eher mein persönliches Glück suchen will, als

bis das Vaterland glücklich ist, daß ich nicht eher mich vermählen will, als bis Italia sich der Freiheit vermählt hat. Ich hoffe, daß Guido mein Gelübde ehren wird und daß er es mir überläßt, den Tag unserer Vermählung zu bestimmen.

Ich füge mich in Allem dem Willen und den Anordnungen meiner theuren Felicia, sagte Guido mit einer leidenschaftlichen Hast, indem er zu ihr hineilte und ihre Hand nahm, um sie an seine Lippen zu drücken.

Sie sah ihn an mit einem langen und innigen Blick. Nicht wahr, Guido, Du liebst mich und Du willst mein Glück?

Ja, Felicia, ich liebe Dich und ich will Dein Glück.

Nun, mein geliebter Freund, so laß uns erwarten, daß Italien frei und glücklich ist, bis dahin gehört uns die Hoffnung, gehört uns der Traum von Glück.

Sie nickte ihm lächeld zu und verließ mit anscheinender Heiterkeit das Gemach. Aber draußen im Vorsaal, wo Niemand sie sah, draußen verblaßte das Lächeln auf ihrem Antlitz, sprach eine tiefe Traurigkeit aus ihren Zügen, und wie sie endlich ihr einsames, stilles Zimmer erreicht hatte, da sank sie nieder auf

ihre Kniee und weinte bitterlich. Doch dies dauerte nicht lange, ihre starke, leidensfeste Seele überwand bald diesen Krampf des Schmerzes und mit fester, ruhiger Entschlossenheit erhob sie sich nun von ihren Knieen.

Ich will, ich muß endlich eine Entscheidung haben, sagte sie zu sich selber. Ich muß wissen, ob es nur eine eifersüchtige Furcht ist, die mich beherrscht, oder ob Master Louis wirklich Recht hat, zu sagen, daß es auf Erden keine Treue mehr giebt. Wenn er Recht hat, dann will ich hingehen und sterben, denn ich, oh mein Gott, ich liebe und mein Herz ist treu. Ich will Gewißheit haben! Heute, jetzt gleich! Dies ist die Stunde, in welcher Guido mit Carmela im Garten seine Schießübungen zu halten pflegt. Aber sie haben in den letzten Tagen wenig geübt und viel geplaudert; oh, ich habe Alles gesehen, Alles beobachtet. Heute aber will ich auch hören.

Sie verließ hastig ihr Gemach, eilte flüchtigen Fußes die Stiegen hinab und schlüpfte durch eine Seitenpforte hinein in den Garten. Niemand sah es, wie sie jetzt mit beflügeltem Fuß durch die Alleen dahin eilte, Niemand sah es, wie sie jetzt eintrat in den kleinen Pavillon, welcher sich am Ende des Parks

befand. Sie wußte es wohl, daß dieser Pavillon jetzt noch leer sei, aber sie wußte auch, daß Carmela und Guido bald in denselben eintreten würden, wenn sie die Schießübungen nach der dem Pavillon gegenüber befindlichen Scheibe beginnen würden. Auf Felicia's eigenen Wunsch war es geschehen, daß Carmela sich solchen Uebungen unterzog und von Guido lernte, Pistolen zu gebrauchen und mit ihnen nach der Scheibe zu schießen.

Ich habe in Amerika täglich mit unserm Vater solche Uebungen getrieben, sagte Felicia, denn der theure Vater war der Meinung, daß in unsern Tagen auch die Frauen verstehen müßten, die Waffen zu gebrauchen, weil auch sie vielleicht berufen sein könnten, für das Vaterland zu kämpfen. Da nun unser theurer und geliebter Vater nicht mehr bei uns ist und seine Carmela nicht einüben kann im Waffendienst, so muß es Guido thun, Er, der uns Vater, Bruder und Freund ist. Er muß meine Carmela zu einer tapfern Waffenträgerin machen.

Und seitdem war Guido jeden Tag gekommen, mit Carmela nach der Scheibe zu schießen, aber — wie Felicia es selber gesagt — sie hatten in der letzten Zeit wenig solcher Uebungen gehalten, sie waren zu

sehr mit sich selber beschäftigt gewesen, um an andere Dinge denken zu können.

Sie werden auch heute keine Uebungen vornehmen, sagte Felicia, indem sie in den Pavillon eintrat, sie werden wie gestern hier im Pavillon bleiben, und ich — ich werde dort sein und sie belauschen. Möge Gott und mein Vater im Himmel mir diese Unwürdigkeit verzeihen, mögen sie aber auch wissen, daß ich nicht in unedler Absicht so handele. Ich — sie kommen, unterbrach sie sich selber, ja, sie kommen hierher. Nun sei muthig und standhaft, mein Herz, und was Du auch hören magst, verrathe Dich durch keinen Schmerzenslaut.

Sie flog hastig durch den kleinen Salon des Pavillons hin und verschwand hinter der Portière, welch dort drüben dicht neben dem Divan sich befand und welche den Eingang in ein zweites kleineres Gemach verhüllte. Hier in der offenen Thür dieses zweiten Gemaches hinter der Portière sitzend, hier konnte Felicia Alles hören, was in dem Salon gesprochen ward, durch die Spalte der Portière konnte sie Alles sehen, was in demselben geschah. Mit bleichem Antlitz, mit hochklopfendem Herzen ließ sie sich nieder auf dem Sessel, den sie sich nahe an die Portière geschoben,

und ihre zitternden Lippen murmelten leise ein Gebet, ein Gebet um Standhaftigkeit, um Geduld und Kraft. Aber mitten in diesem Gebete verstummte sie jetzt, denn sie hörte Schritte sich nahen, und durch die Spalte der Portière sah sie Carmela, gefolgt von Guido, in den Salon eintreten.

Wie bleich sie ist, murmelte Felicia, und wie traurig er aussieht. Wenn ich sie Beide anschaue, füllt ein unermeßlicher Jammer mein Herz, und dennoch —

Nun, Guido, rief Carmela eben, nun rasch die Pistolen her, wir wollen schießen, wir wollen überhaupt lustig sein. Mir scheint, wir sind das in der letzten Zeit gar nicht gewesen. Aber das kommt von Eurer unausstehlichen Revolution her, die Einem gar nicht mehr erlaubt, harmlos und glücklich zu sein, die Euch Alle in so ernsthafte, tiefsinnige Grübler verwandelt, wie mein theurer Herr Guido es seit einiger Zeist ist.

Und wie Carmela es nicht minder seit einiger Zeit ist, sagte Guido mit einem traurigen Blick.

Ich? rief sie mit dem Ausdruck des Erstaunens, ich wäre ernsthaft und tiefsinnig? Nein, mein Herr Revolutionair, ich bin ganz heiter, ganz glücklich.

Und wie könnte es anders sein und was fehlt mir denn, um mich glücklich zu fühlen?

Das Glück fehlt Dir, Carmela, sagte er traurig.

Sie zuckte zusammen und wandte ihr Antlitz zur Seite; aber nur einen Moment, dann schauete sie wieder lächelnd auf und faßte nach der Pistole, die auf dem Tisch lag.

Komm, mein Freund, komm, laß uns schießen, sagte sie mit dem Anschein des Frohsinns. Oh, ich werde mir heute Mühe geben, gut zu treffen, denn alsdann wirst Du mit mir zufrieden sein und wirst mich wieder einmal freundlich ansehen.

Findest Du denn, daß ich Dich sonst nicht freundlich ansehe? fragte er mit leiser, zitternder Stimme.

Nein, rief sie heftig, Du siehst mich nicht blos nicht freundlich an, sondern Du siehst mich gar nicht an, und das kränkt mich, das macht mich unglücklich. Ich habe mir vorgenommen, Dir das heute zu sagen. Ich will wissen, was ich Dir gethan, daß Du mich nicht mehr liebst?

Ich Dich nicht mehr lieben, Carmela? fragte er tonlos. Du glaubst das? Du kannst das wirklich glauben?

Ja, ich glaube das, sagte sie heftig. Und ich frage

Dich, Guido, was habe ich gethan, daß Du jetzt so kalt und gleichgültig geworden bist?

Nichts, oh, nichts hast Du mir gethan, rief er, und Du irrst, wenn Du mich für kalt und gleichgültig hältst.

Nein, Guido, nein. Ich habe es gefühlt von dem Tage an, da Felicia zu uns zurückgekehrt ist. Seit dem Tage bist Du gleichgültig, kalt und fremd gegen mich geworden, seit dem Tage bin ich für Dich nicht mehr die Schwester, die Freundin, nicht mehr Deine Schülerin und Deine Vertraute, sondern nur noch die Schwester Deiner geliebten Braut, die Schwester, der Du ausweichst, so viel Du kannst, und die Dir eigentlich immer im Wege ist, weil sie Dich hindert, immer und ewig allein zu sein mit Deiner Braut.

Du thust mir Unrecht, oh gewiß, Du thust mir Unrecht!

Ich wollte, ich thäte es, rief sie schmerzlich, ich würde dann weniger weinen und mich betrüben. Aber ich habe in der Stille so viel geweint, und oft, wenn Ihr dachtet, ich lachte, habe ich nur zur Lustigkeit meine Zuflucht genommen, um Euch meine Traurigkeit zu verbergen. Aber diese Nacht habe ich einen letzten Entschluß gefaßt, diese Nacht habe ich mir ge-

sagt: ich will die Wahrheit wissen. Ich will ihn fragen, warum er mich nicht mehr liebt, und was ich denn gethan, um seiner Liebe nicht mehr würdig zu sein?

Was Du gethan? Oh, mein Gott, Du bist immer geblieben, was Du warst, ein Engel an Unschuld, an Liebe und Güte, ein Kind an Heiterkeit und Vertrauen, ein holdes, süßes Frauenherz voll Edelmuth, Innigkeit und Heldenstärke.

Worte, Worte, rief sie ungeduldig. Du sprichst schmeichlerische Worte, von denen Dein Herz nichts weiß. Oh, ich weiß das, denn ich habe Dich beobachtet alle diese Zeit her. Ich habe gesehen, wie Du langsam, mit jedem Tage mehr erkaltet bist, wie Du immer mehr von mir zurückgewichen bist, um Dich immer mehr Felicia zu nähern, wie Du nur sie noch hören, nur sie noch sehen magst, und das hat zuweilen mein Herz mit Zorn, zuweilen sogar mit Eifersucht erfüllt. Ja, Gott und die heilige Jungfrau mögen es mir vergeben, aber zuweilen habe ich ein Gefühl gehabt, als liebte ich meine Schwester nicht mehr, als zürnte ich ihr, weil sie die Schuld daran trägt, daß sich Dein Herz ganz und gar von mir gewendet hat. Und dann wieder mache ich mir Vorwürfe über dies

Gefühl und bitte es ihr im Geiste mit tausend Thränen ab und möchte für sie in den Tod gehen, um ihr zu beweisen, wie grenzenlos ich sie liebe.

Arme Carmela, murmelte Felicia, arme Carmela! Sie kennt ihr eigenes Herz nicht, sie weiß nicht, daß sie ihn liebt. Aber Er? Was wird er ihr antworten? Werde ich mein Todesurtheil von seinen Lippen vernehmen müssen?

Aber Guido antwortete nicht. Er stand mit abgewandtem Gesicht, stand hochathmend, keuchend vor innerer Bewegung — aber er blieb stumm.

Guido, rief Carmela schmerzlich, Du schweigst? Dein Herz bleibt stumm bei meinem Schmerzensschrei? Nun wohl, dieses Schweigen ist beredt genug! Es sagt mir, daß alle meine traurigen Vermuthungen begründet sind. Du liebst mich nicht mehr! In Deinem Herzen ist nicht Raum für eine zwiefache Liebe, Du kannst es nicht zugleich einer Braut und einer Schwester weihen. Nur der Einen gehört Deine ganze Liebe, und jedes andere Empfinden muß ihr weichen. Ich klage Dich nicht an, ich beschuldige Dich nicht, daß es so ist, ich danke vielmehr Gott, daß Dein Herz meiner theuren Schwester in so voller, ausschließlicher Liebe gehört, ich gönne ihr dies reiche, schöne

Glück. Aber ich habe nicht den Muth, es anzuschauen ohne Neid und ohne das grenzenlose Gefühl der Vereinsamung, und darum ist es besser, ich trenne mich von Euch. Ich habe schon mit Tante Giuseppa darüber gesprochen, und sie ist bereit, mir meinen Wunsch zu erfüllen.

Was für einen Wunsch? fragte er tonlos. Was willst Du thun?

Ich will nicht mit Euch heimkehren nach Italien, sagte sie fest, ich will mit Tante Guiseppa hier in Wien zurückbleiben, und zwar für immer. Hier ist meine Heimath, hier bin ich auferwachsen und erzogen, hier will ich bleiben bis ich sterbe, und ich glaube, das wird recht bald geschehen. Aber im Sterben werde ich Dich und Felicia segnen, und — Du wirst jetzt doch wissen, daß, wenn ich Euch nicht nach Italien begleite, das von mir kein Mangel an Liebe, keine innere Kälte ist, sondern im Gegentheil, daß gerade die innere Wärme meines Herzens, die sich nicht Eurer kühlen Atmosphäre bequemen will, mich so handeln läßt. Du wenigstens, Guido, sollst mich nicht verkennen, und wenn mir auch Felicia Deine Liebe, Deine Freundschaft entzogen hat, so sollst Du doch wissen, daß Du für mich immer bleibst, was Du

mir warst, mein Geliebter, mein Freund, mein Vater und mein Bruder, mein Lehrer und mein Spielkamerad! Und so will ich an Dich denken allezeit, und will Dich lieben, und für Dich vom Himmel Glück und Segen erflehen! Und jetzt, Guido, jetzt geh' zu Felicia, und laß mich hier ein Viertelstündchen allein. Ich muß mich erst wieder sammeln und fassen, dann aber werde ich heiter und zufrieden zu Euch zurückkehren. Du aber, nicht wahr, Guido, Du wirst Felicia nichts verrathen von dem, was ich Dir anvertraut, und wenn sie mir zürnt und mich kalt nennt, sobald sie erfährt, daß ich nicht mit nach Italien gehen, sondern hier zurückbleiben will, so wirst Du mich ein klein wenig vertheidigen, und wirst Gutes von mir reden, nicht wahr?

Er antwortete auch jetzt nicht, er stand noch immer mit abgewandtem Gesicht, aber seine ganze Gestalt erzitterte, und wie krampfhaftes Schluchzen drang es aus seiner Brust hervor.

Guido, fragte Carmela entsetzt, Guido, Du weinst?

Ja, rief er stürmisch, ja, ich weine, und ich wünschte, daß ich mein Leben hinströmen könnte mit diesen Thränen.

Und jetzt wandte er sich zu ihr um, und sie

schauete in sein bleiches, von Thränen überfluthetes Angesicht, in seine schmerzzuckenden Züge, in seine Augen, die trotz der Thränen auf ihr ruhten mit leidenschaftlicher Gluth.

Und wie geblendet von diesem Anblick, außer sich, sank Carmela auf den Divan nieder und ihre Lippen murmelten: mein Gott, was bedeutet dies?

Das bedeutet, daß ich Dich liebe, rief er, indem er vor ihr niedersank und sein Haupt auf ihre Kniee legte. Ja, Carmela, das bedeutet, daß ich Dich liebe, grenzenlos, unaussprechlich, mit Leid und Wonne, mit Entzücken und Qual. Ach, wohl mir, daß dies Wort endlich gesprochen ist, daß dies Geständniß, wie die volle Granatblüthe in dem Moment der Reife aus ihrer umhüllenden Kapsel hervorbricht, in voller Sonnenblüthe aus meinem Herzen auf die Lippen stürzt, und müßte ich auch daran sterben und zu Grunde gehen. Ja, ich liebe Dich, laß es mich wiederholen, Ewigkeiten lang, ich liebe Dich!

Sie schüttelte traurig ihr Haupt. Wie gut Du bist, sagte sie sanft, willst mich trösten in meiner Vereinsamung, willst mir Dein Erkalten ableugnen, damit ich Deiner Felicia nicht zürne, weil sie mir meinen Antheil an Deiner Liebe genommen.

Ach Du, Du unschuldsvolles, theures Kind, Du hast also nicht geahnt, was in mir vorging? fragte er, ihre Hände an seine Lippen, an seine Augen drückend. Du hast also nicht gesehen, welche Qualen ich erduldete? Du hast den Aufschrei meines Herzens nicht vernommen, die Verzweiflungsklagen meiner Seele nicht geahnt? Gott ist mein Zeuge, ich habe redlich gekämpft, ich wollte nicht unterliegen, ich wollte standhaft sein, und treu. Aber nun, da das Siegel von meinen Lippen gesprungen ist, jetzt sollst Du Alles erfahren, Carmela, jetzt sollst Du in mein Herz schauen, und wenn Du Dich auch nachher von mir wenden, und mich verachten solltest.

Carmela schaute sinnend und träumend zu Guido nieder, und fuhr mit der Hand über sein glänzend schwarzes Haar hin. Was könntest Du mir sagen, Guido, um das ich Dich verachten könnte? fragte sie.

Daß ich ein Treuloser, ein Verräther bin, schrie er außer sich, daß ich Deine unschuldsvolle, reine, göttliche Liebe nicht verdiene, weil ich nicht rein, nicht wünschelos, nicht unschuldig bin wie Du. Carmela, höre mich, und glaube an diese Thränen, die ich weine aus Scham, aus Verzweiflung, aus Selbstverachtung: ich liebe Felicia nicht! Ich liebe Dich!

Ein Schrei tönte von Carmela's Lippen, ein Schrei, so laut und durchdringend, daß er ein Echo zu finden schien hinter der Portière.

Guido, rief sie von dem Divan emporschnellend, die Hände vor sich hinstreckend, als wollte sie ihn von sich wehren, Guido, ich darf Dich nicht hören! Du sollst Dich nicht an Dir selber versündigen, nicht Dich anklagen, um mich zu trösten. Laß mich gehen, ich will Dich nicht hören!

Du sollst mich hören, sagte er fast gebieterisch, indem er sie wieder auf den Divan niederdrückte, Du sollst mich hören, und sollst verstehen, was ich gelitten habe. Ja, gelitten, Carmela, gelitten seit langen Jahren. Denn, Du holde, unschuldsvolle Träumerin, seit langen Jahren liebe ich Dich! Und sage, war's denn meine Schuld, daß ich Dich lieben mußte, konnte ich denn Deine Anmuth, Deine Schönheit, Deine Herzensreinheit und Deinen Geist so ohne Hülle und ohne Falsch mir gegenüber sehen, ohne Dich zu lieben, ohne entzückt, begeistert und erfüllt davon zu sein? Sieh, ich war fast noch ein Knabe, als wir damals an dem Sterbebette Deiner Mutter standen, als sie meine und Felicia's Hände in einander legte, und unsere Liebe segnete. Ich schwur der Ster-

benden, Felicia ewig zu lieben, und es war ein ehrlicher Schwur, denn ich glaubte an die Ewigkeit meiner Liebe! Das macht, ich kannte die Liebe nicht und das Menschenherz, ich kannte mich selber nicht, denn ich war ja auch noch ein Knabe. Und dennoch würde Alles geblieben sein wie es war, und ich hätte durch das Leben gehen können ohne Kampf, in der Ueberzeugung glücklich und befriedigt zu sein, wenn das Schicksal nicht gewollt hätte, daß Felicia sich von uns trennte, daß sie lange, ach und welche wichtige Jahre, von uns entfernt blieb. Ich war ehrlich in meinem Gemüth, Carmela, ich meinte es treu mit meiner Liebe, und ich schloß mich mit ganzer Seele an Dich, an das Kind an, weil ich in Deinen Augen Felicia's Blicke, in Deiner Stimme ihren Ton wieder fand. Weil ich Felicia treu war, mied ich die Welt und alle ihre Zerstreuungen, Genüsse und Freuden, und blieb bei Dir, machte mich mit Dir zum Kinde, und fand in unsern Kinderspielen seliges Genüge, denn ich wußte, daß Felicia lächeln würde vor Glück, wenn sie mich so mit Dir hätte sehen können. Aber Felicia sah uns nicht, sie war von uns getrennt durch unermeßliche Ferne, und kaum Ein Mal im Jahr kam ein Gruß, ein Wort des Erinnerns von ihr zu uns. Die Liebe

aber bedarf der Nahrung, bedarf der Pflege, wenn sie nicht verwelken soll, sie bedarf des Sonnenscheins und auch der Thränen, um zu blühen in holdem Glück und süßem Weh. Das Schweigen, die klanglose Entfernung, die Kälte verträgt die Liebe nicht, sie stirbt daran. Aber ich wollte nicht, daß meine Liebe sterben sollte, ich wollte ihr ewiges Leben einhauchen, darum flüchtete ich mich zu Dir, Du warst der Born, aus welchem ich für meine Liebe stets neue Nahrung schöpfte. Doch eines Tages, Carmela, da ward mir selber ein wunderbares, entsetzliches und doch entzückendes Geheimniß klar. Eines Tages fand ich auf Deinem Angesicht nicht mehr Felicia's Züge, sondern nur Dich selbst, in meinem Herzen nicht mehr die Liebe zu Felicia, sondern zu Dir, die unaussprechliche große Liebe. Ich hatte meiner ersten Liebe treu sein wollen in Dir, und nun fand ich, daß Du meine erste Liebe warst, und daß ich Felicia liebte aber nur in Dir, in Dir allein!

Und ich? fragte Carmela auf Einmal, wie von Entsetzen ergriffen. Mein Gott, was geht in mir vor? Mir ist es, als fielen Schleier von meinen Augen nieder, und ich sehe zum ersten Male klar in mein Herz hinein.

Du siehst, daß Du mich liebst wie ich Dich liebe, sagte er feierlich.

Ein Schauer fuhr durch ihre Gestalt hin, und unwillkürlich hoben sich ihre Arme und legten sich um den Nacken Guido's, der vor ihr kniete; und wie als ob sie ihn jetzt erkannte, jetzt zum ersten Mal ihn sähe, schaute sie ihn erst an mit träumerischen, forschenden Blicken, wie man ein schönes, unbekanntes Etwas anschaut, das man ergründen, sich zu Eigen machen möchte.

Verstehst Du nun, Carmela, weshalb ich Dich mied, weshalb ich kalt erschien? fragte er. Begreifst Du, was ich litt, wenn Du in unschuldsvoller Unwissenheit Deiner Selbst mir zürntest, weil ich Deine reine Zärtlichkeit von mir zurückwehrte, weil ich mein Leben darum gegeben hätte, sie theilen zu können, Dir hart begegnete, weil ich so weich mich fühlte, daß jeder Händedruck von Dir eine unauslöschliche Spur in meinem Herzen zurückließ? Begreifst Du, Carmela, daß ich Felicia suchte, mich in ihre Nähe drängte, weil ich Dich nicht finden durfte, weil Deine Nähe süßes Gift für mich geworden?

Ich begreife, murmelte sie mit einem süßen Lächeln, oh, ich begreife nur das Eine, daß wir uns lieben, Guido!

Und ich, flüsterte Felicia, ihr schwankendes Haupt an den Pfeiler der Thür lehnend, ich begreife nur das Eine: daß ich sterben muß!

Still war es jetzt da drinnen, wo zwei Liebende in schmerzlich süßem Glück sich gefunden, still war es um sie her, wie in ihnen selber, und still war das Herz der Dulderin, die eine große Liebe so groß in sich empfand, daß sie den Schmerz sogar überragte, und die Qual des Nichtgeliebtseins selbst hinzunehmen die Stärke in sich fühlte.

Still war es drinnen bei den Liebenden! Und was hätten ihre Lippen sagen können, da ihre Blicke sprachen? Er lag noch immer vor ihr auf den Knieen, und ihre Hände spielten in seinem Haar, und sie schauten sich an mit einem seligen, traumgleichen Kinderlächeln. Zuweilen flüsterten sie leise ein zärtlich Wort, und wußten's vielleicht selber nicht, es quoll nur mit dem Lebensathem aus ihrer Brust hervor; zuweilen neigten sich ihre Lippen zu einander, und berührten sich, wie Biene und Blume sich einander berühren, Süßigkeiten empfangend, Süßigkeiten nehmend.

Still war es drinnen bei den Liebenden und draußen auch im Garten. Zuweilen ging ein leises

Rauschen durch die Bäume und das Gebüsch, als wolle die Natur sie grüßen mit einem Athem ihrer Liebe; sie aber hörten's nicht und grüßten nur sich selber. Allgemach war die Sonne niederwärts gegangen, und ihre goldenen Abendstrahlen fielen schräg hinein in das Gemach, vergoldeten die Staubatome, die in dem Raume zitterten, und webten eine Glorie von Luft und Glanz um beide Liebenden; sie aber sahen's nicht, sahen nur die Sonne in ihren eigenen Herzen, und den Glanz in ihren eigenen Augen. Einmal kam ein Vogel daher geflattert, setzte sich im Sonnenstrahle nieder auf die Schwelle des Pavillons und schaute mit klugen Augen und nickendem Köpfchen hin zu dem Liebespaar. Sie sahen's nicht, und merktens nicht, wie dann das Vöglein seine Flügel breitete und aufwärts flog und fröhlich sang, als wollt's den Brüdern in der Luft erzählen von dem seligen Mährchen, das es auf Erden angeschaut.

Doch jetzt auf Einmal flog ein Zittern durch Carmela's Gestalt, und aus dem Traum von Glück erweckte sie das Bewußtsein ihrer Pflicht.

Guido, sagte sie mit entschlossener Stimme, Guido, wir müssen scheiden.

Scheiden, Carmela? fragte er auffahrend. Doch ja — Du hast Recht, wir müssen scheiden.

Scheiden, und dennoch beisammen bleiben, fuhr sie fort, starr vor sich hinblickend wie eine Seherin, welche die Zukunft schaut. Wir müssen für jetzt noch beisammen bleiben, und schweigend tragen, was getragen werden muß. Mag die Liebe in uns bleiben, und sich im stillsten Winkel unseres Herzens bergen, aber nach außen darf sie sich niemals wieder verrathen. Felicia darf nicht ahnen, was diese Stunde uns geoffenbaret hat, denn wenn sie's ahnte, würde sie sich selber opfern, um uns zu beglücken. Wir aber, Guido, wir denken besser von uns selbst, um unser Glück auf Anderer Schmerzen aufzubauen. Du hast ihr Deine Liebe nicht bewahren können, aber Du schuldest ihr das Opfer Deiner Treue.

Und ich werde es ihr bringen, sagte er fest und ernst. Ich werde nicht mehr warten, bis meine Entlassung kommt, sondern ich werde Felicia bitten, daß unsere Vermählung schon jetzt stattfinde, und daß wir alsdann sofort abreisen nach Italien.

Und ich werde bei Eurer Trauung gegenwärtig sein, und ich werde nicht weinen, Guido. Werde auch nicht weinen, wenn ich von Euch Abschied nehme,

denn Felicia möchte meine Thränen deuten, und sie würde dann nicht glücklich sein.

Und ich, Carmela, ich werde beim Abschied Dich küssen, denn Felicia würde sonst vielleicht an meiner äußern Kälte meine innern Gluthen ahnen. Doch sage ich Dir, daß dieser Kuß vielleicht das schwerste Opfer sein wird, das ich ihr bringen kann.

Jetzt laß uns scheiden, Guido.

Ja, laß uns scheiden, Carmela!

Wir werden uns niemals wieder allein begegnen.

Nein, niemals wieder.

Und doch dürfen wir uns niemals zu fliehen scheinen, denn Felicia's Augen sind durch die Liebe geschärft, und in ihrem Herzen wohnt ein zartes Verständniß. Wir werden freundlich und herzlich wie sonst uns begegnen, und Guido, wir werden wie sonst mit einander scherzen und lachen, denn unser Ernst möchte Felicia beunruhigen.

Sei es so, Carmela. Und nun, Du Holde, Theure, gieb mir einen letzten Kuß zum ewigen Abschied.

Komm an mein Herz, mein Guido, komm und nimm den letzten Kuß und gieb ihn mir!

Sie breiteten einander ihre Arme entgegen, sie flogen einander Herz an Herz. Und drinnen hinter

der Portière lag auf ihren Knieen ein armes, bleiches Weib, und hob die Hände zu Gott empor, und fühlte nicht die Thränen, die langsam über ihre Wangen niederrollten, und flüsterte leise: Gott, der Du zu uns herniederschaust und siehst, daß sie für mich sich opfern wollen, Gott, der Du in mein Herz schaust, gieb mir die Kraft, das Opfer darzubringen! Ich bin allein, die leidet, sie sind zu Zweien, und ihre Schmerzen würden zwiefach sein. Gieb sie mir, oh Gott, und laß sie mich ertragen!

Sie haben Herz an Herz geruht, ihre Lippen sind sich begegnet in einem letzten glühenden Kuß. Jetzt lösen sich die verschlungenen Arme, jetzt geben ihre Hände sich den letzten Liebesdruck.

Lebe wohl, mein Guido!

Lebe wohl, meine Carmela.

Du bleibst doch diesen Abend?

Ja wohl, ich bleibe, und ich werde versuchen heiter zu sein wie sonst.

Und ich werde lachen, oh ich werde lachen! — Und sie versucht's und lacht, aber es war ein schneidend Weh in diesem Lachen; es machte Guido erbleichen und Felicia's Herz erbeben.

Nun komm, Guido, laß uns in's Haus zurück-

kehren! Es könnte Felicia auffallen, daß wir so lange im Garten bleiben. Komm, laß uns in's Haus gehen, und nicht wahr, gleich heute Abend bittest Du Felicia, daß Ihr Euch bald verheirathet? Oh, in vierzehn Tagen schon verheirathet, nicht wahr?

Gleich heute Abend bitte ich sie, und spätestens in vierzehn Tagen soll unsere Hochzeit sein. Dann reisen wir nach Italien.

Und ich bleibe hier bei Tante Guiseppa. Nun komm, mein Guido!

Sie schritt rasch aus dem Pavillon hinunter in den Garten, und er folgte ihr rasch. Mit kräftigen Schritten, die schönen schlanken Gestalten stolz gehoben, so gingen sie nebeneinander dahin, die breite Allee hinauf und verschwanden hinter den Bäumen.

Und stolz und hoch aufgerichtet wie sie, trat jetzt Felicia hinter der Portière hervor. Ich habe einer heiligen Feier der Treue beigewohnt, sagte sie laut und begeisterungsvoll, und ich werde mich ihrer würdig zeigen. Du wirst mich bitten, Guido, daß ich mich Dir bald vermähle? Ach, Gott wird mir die Kraft geben, daß ich Deine Bitte mit Lachen zurückweise. Du armes, süßes Kind, Du Tochter meines Herzens, Du willst bei meinen Trauung Zeuge sein, und willst

nicht weinen? Ich werde Dir diesen heiligen Willen lohnen mit dem Opfer meines ganzen Lebens! Ja, Du sollst meiner Trauung beiwohnen, und Du sollst nicht weinen, denn Du sollst glücklich sein! Nun, Felicia, fasse Deine ganze Liebeskraft zusammen und sei stark. Gott selbst hat mir den Weg gezeigt, den ich zu gehen habe, und ich will ihn gehen! Noch heute schreibe ich an Master Louis und rufe ihn zu mir. Oh, wohl mir, ich werde ihm sagen können: die Treue lebt, wenn auch die Liebe gestorben ist! Die Treue lebt und ist zu jedem Opfer freudig bereit!

---

X.

## Johann's Einzug in die Hofburg.

Die Revolution hatte gesiegt, so vollständig gesiegt, daß die Erzherzogin Sophie und die mächtige Camarilla es für nöthig erachtet hatten, den Kaiser den schlimmen Einwirkungen derselben zu entziehen, um sein schwaches Kindergemüth nicht noch mehr von dieser Begeisterung erfüllen zu lassen, von welcher Ferdinand ergriffen worden, seit er den Studenten in der Aula einen feierlichen Besuch gemacht, und von ihnen mit so glühendem Enthusiasmus empfangen worden war.

Unter dem Vorwand einer Spazierfahrt hatte man daher den Kaiser eines Tages seinen Wagen besteigen lassen, hatte er an der Seite der Kaiserin sich aus Wien hinaus begeben. Nur war diese Spazierfahrt zum eigenen höchsten Erstaunen des Kaisers sehr

weit ausgedehnt worden; sie hatte so lange gedauert, daß der Kaiser von der Luft und dem raschen Fahren betäubt, endlich eingeschlafen war. Als er aber nach einigen Stunden erwachte, sagte man ihm, daß die Aerzte es für ihn nothwendig erachtet hätten, daß Se. Majestät einige Wochen sich von den vielen Regierungsstrapatzen ausruhten, und die freie Luft der Tyroler Berge einathme, daß man daher auf der Reise nach Insbruck sich befinde, und hoffe, daß der Kaiser mit dieser Luft- und Ortsveränderung einverstanden sein würde.

Ich weiß nit, sagte Ferdinand seufzend, mir ist halt die Luft in Wien gar nit schlecht vorgekommen, und ich wär' recht gern dort geblieben, denn es war halt gar ein lustiges Leben, das wir in der letzten Zeit führten, und es klang gar so gut, wenn mir die Studenten und das liebe gute Volk immer so viel Vivat's brachten. Ich hör' das gar so gern, und's Herz hat mir immer gehüpft vor Freud', wenn's Vivatrufen los ging.

Ew. Majestät werden diese Jubelrufe Ihres Volkes überall vernehmen, wohin Sie kommen, sagte die Kaiserin, am meisten aber in dem lieben und getreuen Tyrol, wo das gute Volk Ew. Majestäst so enthusiastisch liebt.

Nun ja, sagte der Kaiser mit wichtiger Miene, es ist wahr, mein Volk liebt mich aller Orten sehr, besonders seit ich ein constitutioneller Kaiser bin, und mich so sehr freisinnig und liberal gezeigt habe. Ja, ja, ich hab' halt in letzter Zeit sehr liberal regiert, und darum haben's mich auch Alle so sehr lieb gehabt. War das ein Jubel, als ich die Preßfreiheit und die Constitution gab, und die Volksbewaffnung befahl! Na, ein Glück war's, daß der Fürst Metternich nit mehr bei mir war, der würd's nimmer mehr gelitten haben, daß ich solche neue Sachen macht', die er niemals leiden und zugeben wollte. Er würd's auch nit erlaubt haben, daß ich einen allgemeinen Reichstag einberiefe, und die Deputirten von allen Kronstaaten nach Wien kommen ließe. Aber ich hab's gethan, und mein Volk hat sich so sehr darüber gefreut. Werden das Feste geben, wenn der Reichstag eröffnet wird! Aber hören's, Frau Kaiserin, zur Eröffnung des Reichstages müssen wir wieder nach Wien gehen, ich hab's versprochen, daß ich den Reichstag in allerhöchst eigener Person eröffnen will, und ein constitutioneller Kaiser muß sein Wort halten. Nit wahr, Frau Kaiserin, wir gehen zu der Zeit wieder nach Wien?

Wenn die Gesundheit Eurer Majestät es erlaubt, kehren wir natürlich zu der Zeit nach Wien zurück, sagte die Kaiserin, und Ew. Majestät eröffnen, wie Sie es versprochen, den Reichsrath. Bis dahin aber wollen wir in Insbruck ein recht stilles und behagliches Leben führen im einfachen Genuß der Natur und im frommen Dienste Gottes und der heiligen Kirche.

Ja gewiß, das wollen wir, sagte der Kaiser etwas kleinlaut, mir thun nur halt zuweilen vom vielen Beten die Kniee so weh, und ich glaub' halt nit, daß der liebe Herrgott das verlangt, daß man so sehr viel betet. Ich glaub', er nimmt's nit übel, wenn man auch Musik macht, und das wird wohl die einzige Freud' sein, die ich in Insbruck haben werd', das Musikmachen. Die Katharina Cibbini, Ihre liebe Kammerfrau und meine gute, treue Freundin macht doch unsere Spazierfahrt nach Insbruck mit?

Nein, Majestät, erwiderte die Kaiserin mit düsterer und zürnender Miene, Katharina Cibbini geht nicht mit uns nach Insbruck.

Nicht? fragte der Kaiser erschrocken. Warum denn nicht? Sie war immer gar gut gegen mich und spielt gar so gut Clavier und konnt' mir so schöne

Sachen erzählen. Warum nehmen wir sie denn nicht mit uns, da sie uns doch so treu ergeben ist?

Wir nehmen sie nicht mit, weil ich fürchte, daß sie eine Verrätherin ist, sagte die Kaiserin mit ungewohnter Erregung. Ew. Majestät sehen, daß man in diesen schlimmen und gefährlichen Zeiten Niemandem vertrauen, und auf die Treue keines Menschen rechnen darf. Katharina Cibbini, der wir so viel Gutes erzeigt, an die wir so viel Wohlthaten verschwendet haben, Katharina Cibbini war dennoch undankbar genug, sich mit unsern Feinden zu verbünden, und zu conspiriren mit Ihren Gegnern.

Aber sagen's mir, wer sind denn meine Feinde? fragte der Kaiser, und wen nennen's meine Gegner?

Diejenigen, welche Alles verhöhnen und verspotten, was bisher Gesetz und Recht war, das sind Ihre Feinde. Diejenigen, welche Sie gezwungen haben, ihren unheilvollen Forderungen nachzugeben, und die Krone ihrer heiligsten und unantastbarsten Vorrechte zu berauben, das sind Ihre Gegner. Diejenigen, welche darauf drangen, daß Sie Preßfreiheit und Volksbewaffnung bewilligten, die es dahin trieben, daß Ew. Majestät das fluchwürdige und entsetzliche Wort Con=

stitution aussprechen mußten, das sind ihre schlimmsten und gefährlichsten Feinde!

Im Gegentheil, das sind meine besten Freunde, sagte der Kaiser lebhaft, das sind Diejenigen, die mir zum Guten gerathen haben. Denn sehen's, seit ich das Alles gethan hab', ist mein Volk glücklich und zufrieden, und vorher war's unglücklich; seit ich den Metternich und die ganze Sippschaft entlassen hab', liebt mich mein Volk wieder und ruft mir Vivats, während's vorher gar nix von mir wissen wollt'.

Aber Ew. Majestät sehen in Ihrer Güte nur den Anfang dieser Dinge, und das sieht freilich recht lustig und glänzend aus. Doch ich fürchte, ja, ich fürchte in tiefster Seele, daß das Ende desto düsterer und unheilsvoller sein wird, und daß es Ew. Majestät bald schmerzlich werden zu beklagen haben, daß Sie dem Pöbel und seinen Anführern zu viel Macht gegeben.

Das wär' halt recht schlimm und traurig, sagte der Kaiser seufzend, wenn das End' so wenig dem Anfang glich! Aber vielleicht kommt's halt nit so schlimm, und ich glaub's wirklich nit, ich hoff', daß wir noch lange so glücklich und zufrieden bleiben, wie wir's jetzt sein können. Sollt's aber dennoch sein, na, dann weiß ich schon, was ich thun will. Dann ruf'

ich mir den Oncle Johann, der mir beistehen und mir rathen soll, denn der versteht's, und den hat das ganze Volk lieb, und dem vertrauen's Alle! —

Und er hatte Recht, der gute Kaiser Ferdinand, den Erzherzog Johann, den hatte das ganze Oesterreichische Volk lieb, und dem vertrauten sie Alle!

Welch' ein Jubel daher in Wien, in ganz Oesterreich, als der Kaiser am sechszehnten Juni aus Insbruck ein Manifest an seine Völker erließ, in welchem er ihnen mittheilte, daß er wegen seiner fortdauernden Kränklichkeit nicht persönlich zur Eröffnung des Reichstages nach Wien kommen könne, daß er aber statt seiner den Erzherzog Johann, seinen vielgeliebten Oheim senden werde, daß er überhaupt den Erzherzog Johann zu seinem Stellvertreter ernannt habe, und daß er ihn bevollmächtige in seinem Namen alle Regierungsgeschäfte zu leiten.

Erzherzog Johann der Stellvertreter des Kaisers! Das war für ganz Oesterreich eine sichere Bürgschaft, daß es der Regierung Ernst sei mit der Erfüllung ihrer Versprechungen, daß das liberale constitutionelle System in Oesterreich nun wirklich zur Wahrheit und Wirklichkeit werden solle.

Welche Vorbereitungen traf man daher in Wien

zum Empfang des geliebten kaiserlichen Stellvertreters, mit welchem Eifer bereitete man sich zu den Festlichkeiten vor, mit denen man den Erzherzog Johann empfangen wollte!

Aber Johann lehnte alle diese Festlichkeiten, diese Empfangsherrlichkeiten ab, und machte es sich zur ausdrücklichen Bedingung, daß er nach Wien kommen dürfe, ohne den Tag seines Kommens irgend Jemand wissen zu lassen.

Das Volk war entzückt von diesem neuen Beweis der einfachen und schlichten Güte des Erzherzogs, und erwartete nur desto sehnlicher sein Kommen, um ihm in nicht officiellen und vorbereiteten Festen, sondern aus der Fülle seiner Liebe heraus seine Anhänglichkeit zu beweisen.

Aber Johann hatte das geahnt, und ohne alle Begleitung und Dienerschaft, nur in Gesellschaft seiner Anna, langte er am Abend des vier und zwanzigsten Juni in Wien an.

Niemand in der Burg war von seiner Ankunft benachrichtigt worden. Die Wachen, die träge und müßig vor dem Portal auf und ab gingen, traten nicht unter's Gewehr, als der einfache Reisewagen, ohne Schmuck und ohne Wappen, ohne Vor-

reiter und ohne Livréebedienten auf dem Bock, in den innern Hof einfuhr. Keine Lakayen stürzten herbei, um den Schlag zu öffnen, als der Wagen jetzt vor dem Seitenportal anhielt; nur der Portier kam mit mürrischer, stolzer Miene daher, um zu sehen wie ein so bescheidenes Fuhrwerk es wagen könne ohne Weiteres in die Hofburg einzufahren, und vor dem Portal anzuhalten, in welchem sich der Aufgang für die kaiserlichen Erzherzöge befand.

Der Herr Erzherzog Johann, rief er ganz erschrocken von dem Wagen zurücktretend, Se. kaiserliche Hoheit der Herr Erzherzog Johann!

Und er öffnete schon den Mund, um der Wache zuzuschreien, daß sie unter's Gewehr treten solle, und die Hoflakayen herbei zu rufen, als Johann aus dem Wagen springend, ihm sanft die Hand auf die Schulter legte.

Lassen Sie's gut sein, lieber Martins, sagte er freundlich. Sie sehen, ich bin absichtlich incognito gekommen, und ganz incognito möchte ich nun auch mit meiner Frau in die Burg eintreten. Rufen Sie also Niemand, nur tragen Sie Sorge, daß man die von mir bewohnten Zimmer öffne und erleuchte. Sagen Sie Jedermann, daß wir heute ganz still und

ungestört bleiben wollen, morgen kommen die Packwagen und die Dienerschaft, bis dahin aber wollen wir incognito bleiben.

Der Portier eilte von dannen, um die Befehle des Erzherzogs auszurichten. Johann aber reichte seiner Anna die Hand und war ihr sorgsam und zärtlich beim Aussteigen behülflich.

Schau' Dich um, mein Annerle, sagte er, ihren Arm unter den seinen schiebend, Du stehst auf der Stelle, wo meine Frau Großmutter, die Maria Theresia, oft gestanden hat, wenn sie, aus dem Wagen gestiegen, freundlich die Bittschriften entgegen nahm, welche man ihr von allen Seiten darreichte. Du würdest es auch so machen, mein Weible, denn Du hast ein gut und großmüthig Herz, wie die Maria Theresia, und erbarmst Dich gern der Unglücklichen.

Weil ich glücklich bin, mein Herr Hannes, sagte sie zärtlich, und weil ich gern Gott und der Welt meine Dankbarkeit beweisen möchte. Aber wie kannst nur die arme Anna Plochl mit der großen Maria Theresia vergleichen wollen. Versündigst Dich, Herr Hannes, und machst dadurch Deine arme Annerle ganz verschüchtert und ängstlich.

Nun komm' nur in's Haus, mein Weible, rief

der Erzherzog lächelnd. Ich allein will Dich einführen in die Burg meiner Väter, und einfach, herzlich und zärtlich wie wir Zwei immer mitsammen gelebt, so wollen wir auch in das Kaiserschloß einziehen, Du herzliebe Kaiserin meines Herzens.

Ich fürcht' mich, oh ich fürcht' mich, flüsterte Anna, wie sie jetzt am Arm des Erzherzogs die breite Treppe hinaufgeschritten war und in den Vorsaal eintrat. Mein' immer, Deine Ahnen werden mit ihren Geisterhänden mich fassen, und mich voll Zorn hinausstoßen aus dem kaiserlichen Schloß, mein' immer zu sehen, wie der Kaiser Franzl mit seinem bösen, verächtlichen Blick mich anschaut hinter jeder Säule hervor. Ach, lieb Hannes, laß mich umkehren, laß mich wie sonst immer, im Gasthof logiren. Da haben's mich Alle gern, da ruft mir Alles ein freundliches Willkommen zu, und es ist nit so öd' und einsam und vornehm wie hier. Laß uns dahin gehen, Hannes, denn hier fürcht' ich mich.

Nein, nein, Annerle, sagte Johann lächelnd, wirst Dich schon gewöhnen an das bischen Pracht und Flitterstaat, und wirst's schon lernen, darüber hinweg zu schauen und es nicht zu fürchten. Und glaub' mir nur, wenn meine Ahnen uns wirkich zuschauen und

uns hier wandeln sehen, so werden sie segnend ihre Hände über Dich ausbreiten und werden sagen: „nun, da schauen wir doch Einmal etwas gar Köstliches und Seltenes. Ein Kaisersohn, der glücklich und zufrieden ist, wie irgend ein anderes gewöhnliches Menschenkind. Sei gesegnet, Du fromm und lieblich Weib, das sich nit gefürchtet, einen armen Erzherzog zu heirathen, um Seinetwillen gar manche Demüthigung und manchen Spott ertragen hat, und doch standhaft und freudig geblieben ist in Liebe und Treue!“ Und der Kaiser Franz, mein Herr Bruder, der sollt' Dich immer noch anschauen mit seinem bösen und verächtlichen Blick? Nein, meine Geliebte, wenn es ihnen gegeben ist, zu schauen, was auf Erden geschieht, und wenn die seligen Geister Reue und Bedauern empfinden können, so wird er Beides empfinden, wenn er Dich, und wenn er ganz Oesterreich anschauet. Er war es, der böse Saat gesäet hat, und seine Nachfolger müssen sie jetzt erndten. In unsern Herzen aber ist sie nicht aufgegangen, die böse Saat, und wir wollen nicht gedenken, was er mir Leids gethan, denn die bösen Tage sind vorübergegangen, aber die guten sind geblieben, und für alle Schmerzen meiner Jugend habe ich bei Dir Heilung und Balsam gefunden, Du treues und Du

starkes Herz. Und so, indem ich Dich jetzt zum ersten Mal einführe in die Burg meiner Väter, rufe ich dem Geiste meines Bruders Franz aus ganzer Seele zu: „ich vergebe Dir, ich liebe Dich, denn Du bist der Sohn meines Vaters! Dein Haß ist mit Dir gestorben, meine Liebe ist aber lebendig geblieben, und die grüßt Dich über das Grab hinaus, Bruder Franz.“ Und sieh, mein geliebtes Weib, da sind wir gerade in meinem kleinen Empfangssaal angelangt. Das war früher der Empfangssaal meines Vaters, des Kaisers Leopold, und das große Portrait da in der Mitte über dem Divan, das ist das Portrait meines Vaters, ihm zur Seite rechts und links hängen die Bilder von Maria Theresia und Kaiser Joseph, und da kommt das Portrait des Kaisers Franz. Du siehst, wir befinden uns inmitten meiner Ahnen, und so gieb mir denn Deine Hand, daß ich Dich ihnen präsentire.

Ach Gott, lieb Hannes, flüsterte Anna schüchtern, indem sie leise und verschämt dem Erzherzog ihre Hand darreichte, ich werd's nimmer wagen, die Augen zu der Maria Theresia zu erheben, und der Kaiser Franz, der macht mir halt noch im Bild eine erschreckliche Angst.

So schaue denn hin auf den lieben und großen Kaiser Joseph, Du verschüchtert Weible, sagte Johann

freundlich, schaue auf zu ihm, Frau Annerle, und Du wirst Ruhe und Kraft aus seinen großen blauen Augen schöpfen. Sieh, mein theurer Oncle Joseph, sieh, da bringe ich Dir mein Weib, die Mutter meines Sohnes, die Gattin, die Mariandl*) meines Herzens. Glücklicher wie Du, mein großer Oheim, habe ich mein Mariandl in meinen Armen mir gerettet gegen die Feindschaft der Welt und hab' in ihrem Herzen einen Hafen gefunden gegen alle Stürme und alles Ungemach des Lebens. Segne Du nun ihren Einzug in das Kaiserhaus und heiße sie willkommen, denn wenn sie auch keine Fürstentochter ist, so ist sie doch ein liebliches Kind Gottes und ein königliches Frauenherz schlägt in ihrer Brust. Du weißt es aber, mein großer Ahnherr, daß solche königliche Herzen nicht des Purpurs bedürfen und des Stammbaums, und daß die Krone ihrer Liebe herrlicher ihr Antlitz überstrahlt, als alle Erdenkronen. Und nun, ihr lieben und großen Ahnen alle, nun schaut sie an, mein Annerle, und grüßt mir gnädig das liebe Weib, das mich so glücklich macht, und gebt mir Euren Segen, wie sie mich gesegnet hat mit ihrer Liebe.

*) Siehe: Kaiser Joseph und sein Hof. Von L. Mühlbach. Erste Abtheilung. Band IV.

Und gebt ihm Euren Segen, weil er gar ein so herrlicher und prächtiger Mann ist, rief Anna begeistert, indem sie ihr von Thränen überfluthetes Angesicht und ihre gefaltenen Hände zu den Kaiserbildern emporhob. Gebt dem theuren und geliebten Erzherzog Johann Euren Segen auch zu den schweren und kummervollen Tagen, die ihm jetzt bevorstehen, und zu dem großen Werk, das der Kaiser in seine Hand gelegt. Ach, ich fürcht' mich so sehr, daß ihm ein Leids geschehen könnt' von dem wilden und aufgeregten Volk, und ich bitt' Euch, beschützt mir den lieben Herrn Hannes, nit weil er mich so glücklich macht, sondern weil er das Volk so sehr liebt und den Armen, Bedrängten und Unglücklichen immer ein Tröster und Helfer ist.

Ein mächtiger Accord, von kräftigen, edlen Männerstimmen gesungen, tönte auf einmal von unten herauf zu den Fenstern empor und machte Frau Anna verstummen, zugleich erschien in der Thür des Saals der Portier der Burg mit hochrothem Gesicht und demüthiger Miene.

Ich bitt' Ew. kaiserliche Hoheit um Verzeihung, flehte er, aber ich bin nicht schuldig an dem, was geschieht. Es scheint, die Leute haben den ganzen Tag

um die Hofburg herumgelauert auf die Ankunft Eurer kaiserlichen Hoheit, und sie haben's gleich gewittert, daß der Wagen, der vorhin in die Burg einfuhr, den Herrn Erzherzog gebracht hat. So sind sie denn ohne Weiteres wohl ihrer hundert Mann in den Hof gerückt und sagen, sie wären ein Sängerbund und wollten Ew. kaiserlichen Hoheit ein Willkommenlied singen.

Ach, Hannes, rief Anna, froh in die Hände klatschend, ach, Hannes, hör' nur, sie singen ja halt mein Lieblingslied.

Johann winkte mit einem freundlichen Lächeln dem Portier zu, sich zu entfernen, dann legte er mit inniger Zärtlichkeit seinen Arm um Anna's Nacken, und seine Wange an ihr Haupt gelehnt, lauschte er auf das Lied, das jetzt in vollen jubelnden Accorden zu ihm emporrauschte, dasselbe Lied, welches die lieben Steyermärker ihm damals gesungen, als er zu Ehren seines eben vollendeten Hauses, das er sich auferbaut „als ein Haus der Ruhe, der thätigen Zurückgezogenheit“ *), dort oben auf dem Brandhof ein Fest gegeben.

Frau Anna lauschte, die beiden Arme fest um die

*) Siehe: Erzherzog Johann und seine Zeit. Von L. Mühlbach. Dritte Abtheilung. S. 40.

Gestalt ihres „lieben Herrn" geschlungen, mit einem entzückten Lächeln auf jedes Wort dieses Liedes, das in so vielstimmigem, herrlichem Chor zu ihnen herauftönte und mit seinen schlichten Worten und seiner einfachen Melodie gar seltsam contrastirte zu dem glänzenden Saal, in dem es wiederhallte, und zu den ernsten, stolzen Kaiserbildern, welche von den mächtigen Tonwellen, die zu ihnen heranrauschten, in ihren goldenen Rahmen erzitterten. Und auf einmal, hingerissen von ihrer eigenen tiefen Bewegung, von Liebe und Freude, stimmte Frau Anna mit ein in das Lied der Sänger da drunten, und mit jubelnder Stimme begann sie zu singen:

Wer lauschet dort am Felsenhang
Dem silberreinen Alpensang?
Das ist ein deutscher Mann,
Ist unser Prinz Johann.
Er liebt mit uns auch unser Singen,
Und dankbar soll's nach Tag und Jahr
Durch Berg und Thäler wiederklingen,
Was uns Johann von Oest'reich war.

Nun, meine lustige Lerch', sagte Johann lachend, als sie geendet, nun bist wieder Du selbst geworden, und meine lieben Ahnen hier werden jetzt wissen, wie

sie mit Dir dran sind und was es auf sich hat mit Deiner Schüchternheit.

Ach, lieb Hannes, rief Anna freudig, hör' nur, sie bringen Dir ein Vivat, sie rufen: es lebe der deutsche Mann! Es lebe der Prinz Johann! Ja, Ihr lieben, herrlichen Leut' da unten, Vivat hoch, es lebe der Prinz Johann!

---

# XI.

## Der Reichsverweser.

Vivat hoch, es lebe der Prinz Johann! Es lebe der deutsche Mann! schrie und jauchzte, brüllte und sang am andern Tage ganz Wien, und aus allen Ständen der Bevölkerung kamen Deputationen nach der Hofburg, um in ernsten und feierlichen, in gemüthvollen und sinnigen Reden den Erzherzog ihrer Liebe und Anhänglichkeit, ihrer Treue und Ergebenheit zu versichern.

Erzherzog Johann empfing sie Alle mit der ihm eigenen Leutseligkeit und Freundlichkeit, er versicherte Allen, daß es der Regierung wahrhafter Ernst sei, die freisinnigen Institutionen, welche sie zugesagt, in's Leben treten zu lassen, er beruhigte die Zweifelnden, indem er ihnen sagte, daß eine Reaction, ein Abweichen

von dem einmal eingeschlagenen Wege „eine Unmöglichkeit“ sei, und daß er nie zu derselben die Hand bieten werde, er rief in einer Proclamation, die er an das ganze Volk richtete, ihm zu: „Ich will den innersten und aufrichtigsten Willen des Kaisers erfüllen, der dahin gerichtet ist, die den österreichischen Völkern gewährten Freiheiten und Rechte streng und gewissenhaft zu wahren, und in allen Fällen, wo das kaiserliche Wort entscheiden soll, den Geist der Gerechtigkeit und Milde festzuhalten.“

Das Volk jauchzte diesen Zusicherungen mit liebendem Vertrauen entgegen, es pries den Erzherzog als seinen Hort und seine Zuflucht, es machte ihn zu dem Kaiser seines Herzens und erzeigte ihm aus freiwilligem Liebesdrang überall kaiserliche Ehren.

Acht Tage waren so verflossen seit der Ankunft des kaiserlichen Stellvertreters in Wien, acht Tage der Aufregungen, der Festlichkeiten und der Arbeiten, welchen letzteren der Erzherzog mit tiefem Ernst und regem Eifer sich hingab. Es galt, ein neues Oesterreich zu gestalten, neue Institutionen einzuführen, neue Gesetze zu erlassen und zur Durchführung derselben sich neue Minister zu erwählen. Denn mit der alten Zeit, welche man abgethan, hatte man auch die alten

Männer und Beamten, die ihr gedient, bei Seite geschoben und abgethan, und man mußte nun für die neue Zeit auch neue Männer suchen, welche sie verstanden und zu ihrem Dienst befähigt waren. Erzherzog Ludwig und Graf Kollowrat waren schon in den Märztagen von ihrer Wirksamkeit zurückgetreten und hatten ihre Stellen in die Hände des Kaisers niedergelegt; aber das Ministerium Pillersdorf, welches ihm folgte, fand nur wenig Vertrauen bei dem Volk, und seine halben Maßregeln, sein Schwanken, bald zur Reaction, bald zur Demokratie war wenig geeignet, ihm dasselbe zu gewinnen und den unruhigen aufgeregten Massen Respect einzuflößen. Täglich gab es daher Ruhestörungen, Aufläufe, Zusammenrottungen, täglich hatte der Erzherzog zu beschwichtigen, zu versöhnen, Frieden zu stiften und Mißtrauen zu bekämpfen.

Aber er that es mit freudigem Muth und heiligem Ernst, er arbeitete mit jugendlichem Eifer ganze Nächte hindurch, er versenkte sich mit ganzer Seele in die neuen großen Pflichten, welche er übernommen und denen er seine ganze Liebe und Thatkraft hingab.

Acht Tage, wie gesagt, waren vergangen, seit der Erzherzog in Wien eingetroffen war, er saß vor dem

Schreibtisch in seinem Cabinet und war eifrig damit beschäftigt, ganze Stöße von Actenstücken durchzusehen und zu unterzeichnen, als sein Kammerdiener eintrat und dem Erzherzog ein großes versiegeltes Schreiben überreichte.

Woher kommt's und von wem? fragte Johann, noch halb beschäftigt mit dem, was er eben gelesen.

Kaiserliche Hoheit, die Depesche kommt vom Telegraphenamt, und der Beamte, der sie gebracht, sagt, es sei eine sehr wichtige Depesche aus Frankfurt am Main, die ich nur in die Hände Eurer kaiserlichen Hoheit selber niederlegen dürfte.

Eine Depesche aus Frankfurt am Main, sagte der Erzherzog, als er wieder allein war, sinnend zu sich selbst, indem er das Couvert betrachtete, das er noch immer uneröffnet in seiner Hand hielt. Aus Frankfurt am Main, wo jetzt die deutsche Reichsversammlung tagt und wo sie in diesen Tagen sich damit beschäftigen wollten, dem deutschen Reiche, das sie da constituiren wollen, vor allen Dingen ein Oberhaupt zu wählen. Herr Gott im Himmel, sie werden doch nicht gar —

Er sagte nichts weiter, sondern riß mit hastigen, zitternden Händen das Couvert auf, schlug das Papier

auseinander und las. Ein Schrei ertönte von seinen Lippen, eine tiefe Blässe zog über seine Wangen hin, und die Hand, welche das Papier hielt, sank wie erschlafft auf den Tisch nieder.

Aber dennoch waren die Augen des Erzherzogs wie bezaubert immerfort auf das Papier gerichtet und allgemach belebte sich sein Antlitz, nahmen seine Wangen wieder ihre Frische an und ein Ausdruck der Freude flog über seine Züge hin.

Mit lauter, starker Stimme, als sollten die Wände und das Bild des Kaisers Joseph da drüben über dem Divan es hören, mit lauter Stimme las der Erzherzog jetzt: „Am neunundzwanzigsten Juni um zwei ein halb Uhr wurde Erzherzog Johann von Oesterreich von der Reichsversammlung in Frankfurt mit vierhundert und sechsunddreißig Stimmen zum Reichsverweser Deutschlands erwählt.“

Mich haben sie gewählt, sagte Johann sinnend, ich soll Reichsverweser Deutschlands werden! Ich soll nun doch am Ende eines langen entsagungsvollen Lebens eine Krone tragen und mir vor der Welt Ruhm und Ehre erwerben. Wie wunderlich doch die Geschicke der Menschen sich wenden. Als ich noch jung und ehrgeizig war und Jahre meines Lebens

darum gegeben hätte, mir Ruhm und Wirksamkeit zu erwerben, da mußte ich mich darauf beschränken, ein Landwirth und Jäger zu sein, den Acker zu bauen und Gemsen zu schießen; und jetzt, da ich alt bin und ruhen möchte, jetzt ruft mich die Welt und zieht mich hinein in ihre wirbelnden Kreise und will aus dem Landwirth und dem Jäger einen regierenden Herrn machen.

Er stand auf und ging in tiefer Erregung hastig auf und ab. Auf einmal flog ein Lächeln über sein Angesicht hin. Oh, mein Herr Bruder Franz, rief er laut, wenn Du das hättest erleben müssen, wie grenzenlos würde Dein Zorn gewesen sein. Hast mich zweimal in schlimmem Verdacht gehabt, und zwei Kronen von unbekannten Ländern setzten meine Verleumder mir auf mein Haupt, die Krone von Rhätien und die Krone des norischen Herzogthums. Nun und jetzt bietet man mir auch eine Krone, und es ist auch ein unbekanntes Land, dem sie gehört. Denn wo liegt das Deutschland, dessen Reichsverweser ich sein, und wo ist der Thron, den ich besteigen soll? Er liegt noch in der Paulskirche in Frankfurt, und die Krone, die ich tragen soll, gehört noch in's glanzvolle Reich der Träume. Aber es ist ein schöner Traum, wohl

werth, daß man sich ihm hingebe mit ganzer Seele, und daß man sein Leben und seine Ruhe daran wage, ihn zur Wirklichkeit zu machen.

Hast ihn auch geträumt, fuhr er fort, indem er vor dem Bilde des Kaisers Joseph stehen blieb und ihm mit liebevollem Blicke zunickte, ja, hast ihn auch geträumt, diesen Traum vom großen einigen Deutschland, an dessen Spitze Du Dich stellen, das Du zusammenfassen wolltest in der Hand des deutschen Kaisers. „Oesterreich soll aufgehen in Deutschland, und Deutschland soll aufgehen in Oesterreich," so hast Du gesagt, „die deutschen Fürsten müssen wieder die gehorsamen Vasallen sein ihres Kaisers, damit das herrlichste Land Europa's auch wieder das mächtigste werde, beherrscht von Einem Willen und stark daher und unüberwindlich durch seine concentrirte Kraft und Macht." Das war's, mein großer Oheim, wozu Du Deutschland erheben wolltest, und werde ich denn nun erreichen können, woran Du gescheitert bist? Werde ich die Kraft haben, das zerstückelte deutsche Reich zu einigen und die deutschen Fürsten zu demüthigen unter den Willen eines gemeinsamen Oberhauptes? Ach, meine Seele erbebt vor Schrecken über die Größe dieser Frage, auf die sie keine Antwort zu geben wagt,

und dennoch erfüllt sie mich mit Lust und Wonne, und dennoch leuchtet mir das Ziel so göttlich schön und ruhmesstrahlend entgegen, daß ich mein Auge nicht von ihm abwenden kann, daß es mich todesmuthig macht, Alles zu wagen, um Alles zu gewinnen! Aber wenn ich statt dessen nur Alles verlieren sollte? Wenn ich mit meinem Wagniß scheitern und zu Grunde gehen sollte? Oh, sage Du mir, mein großer Oheim, sage Du mir, was ich thun soll! Senke einen Strahl Deines Geistes in meine Seele und künde mir Deinen Willen.

Er hatte die Hände gefaltet und schaute andachtsvoll und tiefbewegt zu dem Bilde Joseph's empor. Tiefe Stille umgab ihn, kein Laut unterbrach das feierliche Schweigen, in welchem der Erzherzog mit kindlich frommem und andächtigem Herzen immer noch die Antwort seines großen Oheims, des Kaisers Joseph, erwartete.

Plötzlich ward diese Stille durch einen donnernden Jubelruf unterbrochen und dann tönte es mit mächtigen Accorden, mit lautem Jubelsang von der Straße herauf:

> Was ist des Deutschen Vaterland?
> Ist's Preußenland, ist's Schwabenland?

Ist's wo am Belt die Möve zieht?
Ist's wo am Rhein die Rebe glüht?
Oh nein, oh nein,
Sein Vaterland muß größer sein!

Der Erzherzog stand noch immer mit gefaltenen Händen und lauschte auf das Lied und blickte mit von Thränen umdüsterten Augen zu dem Bilde des Kaisers empor, und dann, begeistert von den Worten, die wie von unsichtbaren Geisterstimmen gesungen zu ihm empordrangen, begann er mitzusingen, erst leise und schüchtern, und dann aber, wie das Lied die Antwort gab auf die große Frage nach dem deutschen Land, dann hob sich auch die Stimme des Erzherzogs zu volleren Klängen empor und laut und energisch stimmte er ein in das Lied:

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder sind,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne Dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne Dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund!
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
Oh Gott vom Himmel, sieh darein!
Und gieb uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Und gieb uns rechten deutschen Muth, daß wir es lieben treu und gut! wiederholte Erzherzog Johann mit lauter inbrünstiger Stimme, als die Sänger da unten jetzt verstummten. Ich danke Dir, Joseph, Du hast mir Antwort gegeben auf meine Frage, Du hast mir gesagt, was ich thun soll. Ja, ich will rechten deutschen Muth haben, ich will Deutschland lieben treu und gut, und wenn es mich brauchen kann zu dem heiligen Werk seiner Einigung — wohlan, ich bin bereit!

Er hob seine Arme zu dem Bilde des Kaisers empor und neigte in stillem Gebet sein Haupt.

Vivat hoch! Es lebe der deutsche Reichsverweser

Erzherzog Johann! jubelte es von der Straße herauf aus tausend und tausend Kehlen.

Johann hob sein Antlitz empor und ein glückliches Lächeln überstrahlte dasselbe. Mit hastigen Schritten durcheilte er das Gemach, stieß die großen Glasthüren auf und trat auf den Balcon.

Ein unermeßlicher Jubel empfing ihn bei seinem Erscheinen. Der ganze innere Hofraum war angefüllt von Studenten, die mit ihren deutschen Fahnen und mit ihren verschiedenen Abzeichen, Bannern und Costümen einen gar prächtigen Anblick darboten. Früher noch als der Erzherzog selber jene Depesche empfangen, war eine Depesche desselben Inhalts an die Universität und „die Aula" in Wien gelangt; sie war gerade in der Aula eingetroffen, als die ganze Studentenschaft dort versammelt gewesen zu einer gemeinsamen Berathung, und von demselben Impuls getrieben, hatten Alle sich erhoben, hatten Alle wie aus Einem Munde gerufen: zum Erzherzog Johann! Wir müssen ihn bitten, daß er die Wahl annimmt! Wir wollen ihm das deutsche Lied singen und ihn mahnen, daß er sich faßt als ein deutscher Mann.

Erzherzog Johann hatte diese Mahnung vernommen, und wie er jetzt auf dem Balcon erschien, da

fühlte und wußte Jeder, da las es Jeder auf seinem leuchtenden Angesicht, in seinen strahlenden Augen, daß er den Ruf des deutschen Volkes angenommen, daß er bereit sei, demselben zu folgen. Ein einziger Freudenschrei ertönte, und jubelnd sanken die Jünglinge einander in die Arme, umschlangen sich als deutsche Brüder und weinten, Herz an Herz gedrückt, Thränen des reinsten Entzückens, der patriotischen Freude.

Und das deutsche Lied, welches an diesem Tage die Studenten als ersten Gruß dem erwählten Reichsverweser gesungen, das deutsche Lied sang und jubelte am andern Tage die ganze Bevölkerung von Wien dem blumenbekränzten Dampfboot entgegen, das von Linz daher kam und unter dem unermeßlichen Jauchzen des dichtgedrängten Volkes an der Landungsbrücke in Nußdorf anlegte.

Auf diesem Dampfschiff befand sich die Deputation, welche das Frankfurter Parlament abgesandt, um im Namen der deutschen National-Versammlung dem Erzherzog Johann die auf ihn gefallene Wahl zu verkünden und ihn aufzufordern, das Amt eines deutschen Reichsverwesers anzunehmen.

Die Minister, der Magistrat von Wien, der Generalstab der Nationalgarde, Mitglieder der Universi-

tätslegionen empfingen die Deputirten am Landungsplatz, und unter dem Donner der Geschütze, unter dem Geläute aller Glocken der Thürme Wiens, unter dem unermeßlichen Zujauchzen der Bevölkerung, die sich in unübersehbaren Schaaren in allen Straßen drängte, fuhren die Deputirten in sieben glänzenden Hofequipagen nach der Burg hin, wo Erzherzog Johann sie im großen Empfangssaal, umgeben von den Gesandten aller deutschen Staaten, empfing und ihre feierliche Anwerbung entgegennahm.

Ja, eine feierliche Anwerbung war es, welche Germania durch den Mund ihrer Vertreter dem edlen deutschen Fürsten sandte. Vermählen wollte sie sich ihm in Liebe und Vertrauen, ihre Zukunftsgeschicke wollte sie in seine Hand legen, ihren Ruhm, ihre Größe und Selbstständigkeit wollte sie empfangen von dem Herrn und Gebieter, dem sie freiwillig sich ergeben und unterordnen wollte in Liebe und Vertrauen.

Germania, Du ewig junge, ewig schöne Germania, Du träumtest einen schönen Traum, und von den Gluthen Deiner eigenen Begeisterung umleuchtet verwechseltest Du das Morgenroth Deiner eigenen Jugend mit dem Abendroth des Alters, das die Stirn des Erzherzogs Johann umstrahlte. Du schautest

liebeträumend auf seine Vergangenheit, und weil die schön und edel, tugendhaft und gut war, wolltest Du von ihm Dir Deine Zukunft gestalten lassen. Und bedachtest nicht, daß es eines starken Armes und einer riesigen Jugendkraft bedürfte, um zu einigen und zusammen zu halten, was ewig in Sonderinteressen ringt und sich spaltet. Bedachtest nicht, daß zum kräftigen Handeln, zum energischen Wollen Du einen Mann Dir wählen müßtest, einen Ritter, einen Helden, nicht einen siebenzigjährigen Greis, wie edel auch sein Wollen, wie redlich seine Absicht.

Es ist der Fluch des Menschengeistes, daß er gebannt ist in eine Hülle, die altert und vergeht, daß diese Hülle im Stande ist, die Schwingen des Geistes zu lähmen, mit jedem Jahr die Schwungfedern ihm herauszuzupfen, damit er lahm und matt in dem Gefängniß seines Körpers miterlahme.

Erzherzog Johann brachte mindestens Germaniens Brautwerbung einen reinen Willen und ein ehrliches Vertrauen dar. „Ich bin bereit, dem gemeinsamen Vaterlande in meinem vorgerückten Alter meine letzten Kräfte zu weihen," sagte er in seiner Erwiederungsrede zu den Deputirten der deutschen National-Versammlung. „Ich habe keinen andern Ehrgeiz, als dem

Vaterlande nützlich zu sein. Möge mir Gott dazu die Kraft verleihen.

Er hatte ihn also angenommen den Ruf Germania's, er nahm die Hand, die sie ihm bot und ward der deutsche Reichsverweser. Ganz Wien jauchzte auf vor Wonne und Entzücken, deutsche Fahnen flatterten überall, das Lied vom deutschen Vaterlande rauschte über alle Thürme und durch alle Straßen, und zum ersten Male war den Wienern, was hinter Oesterreichs Grenzen lag, nicht mehr das „Deutschland da draußen", sondern das gemeinsame Vaterland.

Und das gemeinsame deutsche Vaterland, es jubelte dem Erzherzog Johann entgegen, als er am elften Juli seinen Einzug hielt in Frankfurt am Main, als der deutsche Reichsverweser kam, um den Repräsentanten seiner Braut in der Paulskirche ewige Treue zu schwören.

Ganz Frankfurt glich bei diesem Einzug von Germania's Bräutigam einem einzigen großen, festlich geschmückten Hochzeitssaale. Eine jubelnde Menge umringte seinen sechsspännigen offenen Wagen, an allen Fenstern und auf allen Balconen standen reichgeschmückte Frauen und Jungfrauen und grüßten den Erzherzog mit strahlendem Lächeln und glänzenden Augen, und

streueten Blumen und Kränze auf seinen Weg. Von allen Häusern wehten deutsche Fahnen und auf das deutsche Reichsbanner legte der deutsche Reichsverweser seine Hand, als er am andern Tage in der Paulskirche den Vertretern Deutschlands schwur: „Indem ich das Amt eines Reichsverwesers antrete, wiederhole ich die Erklärung, daß ich das Gesetz halten und es halten lassen will zum Ruhme und zur Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes."

Das geschah am zwölften Juli des Jahres 1848, an demselben Tage, an welchem vor zweiundvierzig Jahren sechszehn deutsche Fürsten in Paris die Acte unterzeichneten, durch welche sie sich lossagten von Deutschland und mit Napoleon, dem Kaiser der Franzosen, den sogenannten deutschen Rheinbund stifteten, der des deutschen Reiches Einheit auflöste.

Das geschah am zwölften Juli des Jahres 1848, an demselben Tage, an welchem der deutsche Bundestag seine letzte Sitzung hielt, um feierlich seine eigene Auflösung zu erklären und — wie man damals meinte — für immer auseinander zu gehen!

---

## XII.

# Das Liebesopfer.

Ich habe Ihren Brief erhalten, und da bin ich, sagte Master Louis, indem er in den Salon eintrat, in welchem Felicia seiner harrte.

Sie reichte ihm ihre Hand dar und schaute mit einem tiefen forschenden Blick in sein Angesicht.

Wir haben uns lange nicht gesehen, mein Freund, sagte sie traurig, und ich lese auf Ihrem Antlitz, daß Sie in dieser Zeit viel gelitten haben.

Und Sie? fragte er zurück. Auch Sie haben gelitten, meine theure Freundin, ich sehe das an Ihren bleichen Wangen, an dem trüben Blick Ihrer sonst so glanzvollen Augen.

Oh nein, nein, rief sie heftig. Ich habe nicht gelitten, ich will nicht leiden. Wenn meine Wangen

bleich sind, so werde ich Roth auflegen, wenn mein Blick trübe ist, so werde ich mich von nun an zwingen, ihn heiter sein zu lassen.

Arme, geliebte Felicia, seufzte Louis, Sie wollen also die Menschen Ihren Kummer nicht sehen lassen. Dann muß Ihr Leiden bitterer Art sein, denn der geheiligte und berechtigte Schmerz darf ja das Auge der Welt nicht scheuen, er darf sich stolz und frei unter Gottes Himmel stellen, denn von dort ward er ihm gesandt. Ich kenne diese Qualen des geheimen und verborgenen Kummers, den man Niemand ahnen läßt. Aber Sie, Felicia, warum mußten auch Sie ihn kennen lernen?

Warum? fragte sie. Weil ich vielleicht die Kraft der Liebe habe, um ihn zu überwinden, weil Gott mir ein starkes Herz gegeben, damit ich es bewähre.

Und Sie wollen mich Theil nehmen lassen an Ihrem Kummer? fragte er sanft. Wir waren überein gekommen, daß, wenn Sie mein bedürften, Sie mich zu sich rufen wollten. An jedem Tage bin ich zur Post gegangen und habe gefragt nach Briefen für Master Louis. Heute zum ersten Male übergab man mir einen Brief für ihn, und Gott weiß es, ich habe mich dessen nicht gefreut, er war mir nicht die Taube

mit dem Oelblatt, sondern der Unheil krächzende Rabe, und ich weinte, als ich ihn empfing.

Sie sollen nicht über mich weinen, mein Freund, sagte sie sanft. Ich bin nicht unglücklich, und wenn der Kummer auch an mich herangetreten ist, so darf ich sagen, daß ich ihn fast schon überwunden habe. Mein Freund, ich habe Sie gerufen, weil ich Ihrer bedarf, weil Sie mir helfen sollen, ein großes Liebeswerk zu vollführen. Aber damit ich weiß, ob Sie es können und wollen, müssen Sie mir schwören, der ganzen Wahrheit gemäß eine Frage beantworten zu wollen, die ich an Sie richten will.

Ich schwöre es bei Gott und meiner Ehre, daß ich die Frage, die Sie an mich richten werden, der ganzen und lautern Wahrheit gemäß beantworten will.

Nun hören Sie meine Frage: lieben Sie mich noch immer?

Arme Felicia! In dieser Frage liegt das Geheimniß Ihres Kummers! Sie glauben nicht mehr an die Ewigkeit der Liebe. Ich aber, Felicia, ich will Sie lehren, daß es doch eine ewige, unsterbliche, unvergängliche Liebe giebt, denn ich empfinde sie! Ja, Felicia, lassen Sie mich Ihre Frage beantworten: ich liebe Sie!

Und wünschen noch, daß ich Ihnen meine Hand gebe? Wünschen es, obwohl Sie wissen, daß ich, so lang ich lebe und meines Empfindens mir bewußt bin, einen andern Mann geliebt habe?

Wenn Felicia trotz dieser andern Liebe, welche sie so lange in ihrem reinen, unschuldsvollen Herzen getragen, dennoch mir ihre Hand reichte, so würde ich wissen, daß sie mit dieser andern Liebe auf ewig gebrochen hat, daß es ihr ernster Wille ist, dieselbe zu überwinden, und daß sie deshalb zwischen ihr und sich eine heilige, unübersteigbare Schranke aufrichten will. So würde ich wissen, daß sie in heldenmüthiger Kraft die Liebe ihrer Jugend überwinden und versuchen will, darin sich eigenes Glück zu schaffen, daß sie Andere glücklich macht, daß sie vertrauensvoll sich einem Manne verbindet, von dem sie weiß, daß es die heiligste Aufgabe seines Lebens sein, daß er sein höchstes Glück darin finden würde, die Heißgeliebte an seiner Seite zu haben, mit ihr vereint zu leben, wenn sie ihn auch nur liebt als einen Freund. Doch aber als einen Freund, dem sie sich vertrauensvoll auf ewig verbinden will.

Sie reichte ihm mit einem unaussprechlichen Blicke ihre beiden Hände dar. Sie haben auf dem Grunde

meiner Seele gelesen und die geheimsten Schriftzeichen derselben wohl entziffert. Nun denn, mein Freund, ich vertraue Ihnen, ich glaube an Sie, und da Sie mich noch lieben, so sage ich Ihnen jetzt: ich bin bereit, mein Leben Ihnen zu weihen, mich Ihnen zu verbinden mit dem festen Vorsatz, mich zu bemühen, daß die Freundschaft, die ich bisher für Sie empfunden, sich in Liebe verklären möge. Hier ist meine Hand, wollen Sie dieselbe annehmen?

Er sank auf seine Kniee nieder und drückte ihre dargereichte Hand an seine Lippen, und zwei heiße Thränen fielen aus seinen Augen auf dieselbe nieder.

Sie weinen? fragte sie erschrocken, Sie antworten mir auf meine Frage nur mit Ihren Thränen?

Ja, nur mit Thränen, Felicia, denn Sie zeigen mir ein Glück, dessen ich dennoch vielleicht niemals theilhaftig werden darf.

Oh, seufzte sie traurig, Sie schlagen also meine Hand aus?

Nein, rief er leidenschaftlich, ich wäre der glücklichste Mensch, wenn Sie mir dieselbe noch reichen wollten, nachdem auch ich Ihnen mein Herz enthüllt, nachdem ich Ihnen mein unglückselig Schicksal gebeichtet habe. Hören Sie mich also, Felicia, und dann,

wenn Sie es vermögen, wenn Ihr edles Herz den Schauder und das Entsetzen überwinden kann, dann fragen Sie mich noch einmal, ob ich die geliebte Hand annehmen will, die Sie mir bieten. Vernehmen Sie also jetzt meine Beichte. Sie kennen mich nur als den freien Bürger Amerika's, Sie wissen nur, daß ich mich dort Master Louis nenne. Hier aber in Europa führe ich einen andern Namen, einen Namen, der stolz und mächtig klingt, der von einer Herzogskrone überragt wird, und den ich dennoch verleugnen muß, weil er befleckt ist von Blut und Schande. Ich habe vor Jahren flüchtig Europa verlassen, weil ich die Schande nicht tragen mochte, einen Herzogstitel und dennoch einen unehrlichen Namen zu führen, denn mein Vater starb als Landesverräther im Gefängniß und sein Erbtheil reichte nicht hin, um seine Schulden zu bezahlen. Ich überließ Alles, was Mein sein sollte, den Gläubigern und entfloh vor der Schande nach Amerika. Jetzt aber hat ein furchtbares Verbrechen, das ich verhüten wollte, mich von dort zurückgerufen. Ich hatte eine Mutter, einen jüngeren Bruder hier zurückgelassen. Die Mutter trug den Namen meines Vaters, der Bruder die Titel unsers Geschlechtes. Sie lebten auf den Gütern meiner Mutter, die reich

genug war, um sich und den Sohn fürstlich zu erhalten. Dem Sohn aber — wenden Sie Ihr Antlitz ab, Felicia, und vergeben Sie es mir, daß ich Ihre reine Seele schaudern mache mit meiner furchtbaren Erzählung — dem Sohn aber genügte es nicht, daß seine Mutter, was ihr allein gehörte, mit ihm theilte, daß er auf ihren Gütern, an ihrer Seite und an ihrem Hofe mit ihr leben sollte. Er wollte allein besitzen, was der Mutter angehörte, er wollte erben, dazu natürlich war es nothwendig, daß die Mutter stürbe.

Oh, mein Gott, flüsterte Felicia schaudernd. Er konnte es wagen, das nur zu denken, nur zu wünschen?

Er wagte es, und ich erfuhr davon. Ein Warner kam zu mir nach Amerika, er sagte mir: „wollen Sie Ihre Mutter vom Tode retten, so eilen Sie zu ihr und nehmen Sie sie mit sich nach Amerika. Erretten Sie die Mutter vor ihrem Sohn.“ Am selben Tage schon reiste ich ab, und Gott wollte, daß diese Reise, die ich in tiefster Bedrängniß und Qual der Seele unternahm, mir dennoch die Quelle eines unvergänglich schönen Glückes werden sollte, denn ich lernte Sie auf dieser Reise kennen. Ich kam hierher nach Wien, wo sich, wie ich erfahren hatte, mein Bruder

jetzt aufhielt. Oh, Felicia, ich sage Ihnen nicht, mit welcher Todesangst im Herzen ich mich zu ihm begab, wie ich, gleich einem Verbrecher, die Stiegen hinauf schlich, nicht wissend, ob ich nicht da oben das Furchtbarste erfahren sollte. Ich wagte noch zu hoffen, daß es nicht geschehen. Seine Abwesenheit von der Heimath ließ mich glauben, daß er die finstern Pläne aufgegeben, daß er vielleicht ihnen hatte entfliehen wollen und sich deshalb in die Zerstreuungen der Hauptstadt gestürzt hätte.

Und nicht wahr, Ihre Hoffnungen bestätigten sich? fragte Felicia athemlos. Ihr Bruder konnte Ihnen sagen, daß es Ihrer Mutter wohl geht, daß —

Ja, unterbrach er sie tiefbewegt, es geht ihr wohl, Felicia, denn sie ist aller Erdennoth entrückt.

Ist todt? schrie Felicia entsetzt.

Von einer mörderischen Kugel in's Herz getroffen, Felicia.

Gott, erbarme Dich ihres Mörders, rief sie, indem sie auf ihre Kniee niedersank und die gefaltenen Hände zum Himmel emporhob.

Beten Sie, Felicia, sagte er kaum hörbar, ja beten Sie, daß Gott Erbarmen haben möge mit dem — Muttermörder.

Er hat's gethan, er selbst mit eigener Hand? fragte sie flüsternd.

Nein, nicht er selbst. Er war nach Wien gegangen schon einige Wochen früher, als die That geschah. Oh ja, er hat sein Alibi, und dennoch glaubt Niemand, daß er schuldlos sei, dennoch nennt Jeder ihn den Mörder, ihn, der meinen Namen trägt. Man hatte einen Andern beschuldigt, einen frühern Diener unsers Hauses. Er selber hatte sich in der Trunkenheit der That gerühmt und hatte ausgesagt, mein Bruder habe ihn dazu gedungen und ihm für die Ausführung derselben zweitausend Thaler gegeben. Er sei's gewesen, der den mörderischen Schuß abgefeuert. Man verhaftete den Selbstankläger, man stellte ihn vor Gericht. Aber nüchtern geworden, nahm er alle seine Aussagen zurück, leugnete er Alles, und da das Gericht ihn nicht überführen konnte, sprach es ihn frei und entließ ihn seiner Haft.

Hoffen wir, daß er wirklich nicht schuldig war, daß nur die Trunkenheit ihm so furchtbare Phantasieen eingegeben, seufzte Felicia aufathmend.

Neigen Sie Ihr Ohr dichter zu mir, Felicia, sagte er, lassen Sie mich in dasselbe ein furchtbares Geheimniß flüstern. Ich war zugegen, als des Ange-

klagten Frau zu meinem Bruder kam und von ihm den ausbedungenen Lohn für die vollbrachte That begehrte.

Entsetzlich, seufzte Felicia.

Ja wohl, entsetzlich, und Sie begreifen jetzt meine Qual! Das Damoclesschwert hängt über uns und unserm Hause. In jedem Moment kann es niederfallen und uns vernichten. In jedem Moment kann ein Ankläger wider ihn auferstehen und vor dem Gericht kann es bewiesen werden, daß der Prinz Maximilian Sulkowski der Mörder seiner Mutter war.

Ah, der Prinz Sulkowski, rief Felicia entsetzt. Ich kenne ihn, ich habe ihn hier in dieser Villa gesehen, und mir hat geschaudert vor seinem düstern, unheimlichen Blick. Jetzt weiß ich auch warum! In seinen Augen liegt das Geständniß seines Verbrechens.

Wehe ihm und auch mir, wenn es noch Andere darin lesen, wenn der Sohn meiner Mutter als Mörder angeklagt vor dem Gericht stehen muß. Mir wird dann nichts Anderes übrig bleiben als in den Tod zu gehen, um das Bewußtsein meiner Schande mit mir zu begraben.

Nein, es wird Ihnen übrig bleiben zu thun, was Sie schon vorher gethan, rief Felicia glühend, es wird

Ihnen übrig bleiben zurückzukehren in die neue Welt und der alten Welt das Geheimniß Ihres Namens und Ihres Unglücks zu hinterlassen. In Europa waren Sie ein in Vorurtheil und Verbrechen eingezwängter Fürst, in Amerika werden Sie ein freier Mensch sein, der seinen Namen nicht seinen Ahnen, sondern sich selber verdankt und ihm Ehre, Liebe und Vertrauen erwerben wird.

Dank Ihnen, Felicia, für dieses schöne, himmelsgute Wort. Ja, ich lasse dem alten Europa meinen vermoderten Fürstentitel und meine Ahnen, und gehe nach der neuen Welt, um mir einen neuen Namen zu schaffen und mein eigener Ahnherr zu werden. Felicia, nun frage ich Sie, wollen Sie mich begleiten? Wollen Sie dem Heimathlosen eine Heimath, dem Namenlosen einen Namen geben? Wollen Sie dem unbekannten Master Louis Ihre Hand reichen, obwohl Sie wissen, welch ein entsetzliches Verbrechen die Ehre seines Hauses befleckte?

Hier meine Hand, Louis! Ich will Ihnen helfen, das Verbrechen zu sühnen durch gute Thaten, das Werk des Hasses auszulöschen durch Werke der Liebe, den Himmel zu versöhnen durch unser zwiefach Bemühen, der Menschheit dienstbar zu sein, die Unglück-

lichen zu trösten, den Leidenden beizustehen und den Glücklichen ihr Glück zu verschönen durch unsere Theilnahme. Oh, mein Freund, ich fühle das innigste Vertrauen zu Ihnen, ich lege meine Zukunft willig in Ihre Hand, und wenn ich auch nicht sagen darf und kann, daß ich Sie liebe mit jener heißen und tiefen Liebe, welche ich einem Andern geweiht, so bekenne ich Ihnen doch, daß ich Niemanden höher achte, Niemandem williger das Recht einräume, über meine Zukunft zu entscheiden und mich durch das Leben zu geleiten an seiner treuen und sichern Hand.

So bist Du also Mein, von dieser Stunde an meine geliebte Braut, rief Louis, indem er sanft seinen Arm um Felicia's Gestalt legte und sie innig an sich drückte. Ich schwöre Dir, daß ich Dich heilig halten will als mein höchstes Kleinod, daß ich Dich lieben und ehren will, wie den Engel, den Gott an meine Seite gestellt, damit er mich erlöse aus der Hölle meiner Vergangenheit, und dem ich in unaussprechlicher Dankbarkeit Alles schulden werde, was die Zukunft mir an Glück und Liebe, an Friede und Freude bringen wird. Lege Dich vertrauensvoll an mein Herz, weine Deinen Schmerz aus und fürchte nicht, daß Deine Thränen mich verletzen. Zwinge Dich nicht,

Deine schmerzvolle Liebe gewaltsam zu tödten, laß sie sich still verbluten, und gönne es dem Freunde, daß er dereinst versuchen darf, auf ihrem Grabe Dir neue Blüthen eines neuen Lebens zu pflanzen. Theure Felicia, laß mich Theil haben an Deinen Schmerzen, ergieße Deinen Kummer in das Herz des Freundes. Er wird Dein Freund bleiben, bis Du eines Tages ihm selber sagst, daß Du versuchen willst, ihn zu lieben mit einer andern Liebe. Mögen auch Jahre darüber hingehen, ich werde nicht aufhören, in freudiger Liebe zu werben um Dein Herz, und wenn es dann sich mir endlich ergiebt, so wird es das schönste und herrlichste Geschenk sein, das ich aus den Händen Gottes empfange, und ihm wie Dir werde ich dafür danken. Und nun, Felicia, nun bestimme Du unsere Zukunft, sage, was geschehen soll, ob ich Dich fordern darf von den Deinigen als meine Braut, ob Du Dich mir vermählen und sofort mit mir abreisen, oder ob Du bleiben willst, um sanft die Bande zu lösen, die Dich bis jetzt fesselten?

Dank, mein theurer Freund, für dieses letzte Wort. Es zeigt mir, wie gut Du es verstehst, auf dem Grunde meiner Seele zu lesen. Ja, ich will bleiben, ich muß bleiben; sanft nur dürfen diese Bande gelöst

werden, die mich einem Andern vereinten, und die Schuld der Lösung und des Treubruchs darf nur auf mich allein zurückfallen. Ich will mich an Großmuth von Niemandem übertreffen lassen, und wenn zwei andere Herzen für mich verbluten, wenn sie ihre Liebe tödten wollten, damit die Treue lebe, so fühlt mein Herz sich stark genug, sich selber hinzugeben und die Treue zu tödten, damit die Liebe lebe. Mögen sie mich verdammen und beschuldigen, was kümmert es mich, wenn ich nur ihnen das Glück geben kann, dem sie um meinetwillen entsagen wollten! — Und nun, mein Freund, wirst Du verstehen, was ich will und meine! Niemand darf für's Erste ahnen, was wir heute gesprochen und welche Verabredungen für die Zukunft wir getroffen. Allmälig, aus den Begebenheiten selbst müssen unsere Pläne sich entwickeln und unsere Zukunft sich gestalten. Ich werde Dich gleich jetzt den Meinen vorstellen als meinen lieben Reisegefährten und Freund. Du wirst von nun an uns täglich besuchen, wirst, trotz des Verlobten, den Du an meiner Seite findest, dennoch mir Deine Huldigungen darbringen und mich auszeichnen, und — alles Uebrige wollen wir der Zeit überlassen. Sie

ist die Trösterin für alle Schmerzen, die Pflegerin für alle Keime des Glückes, die still verschwiegen in dem Menschenherzen erwachsen! Vertrauen wir also der Zeit, daß sie uns heile und beglücke!

---

## XIII.

# Der Ring.

Von diesem Tage an kam Master Louis, denn nur unter diesem Namen hatte Felicia ihn den Ihrigen vorgestellt, täglich in die Villa nach Hitzing, und täglich mehr gewahrte man, welche tiefe und innige Zuneigung ihn dahin zog. Er machte kein Hehl aus derselben, er zeigte es unverhüllt, wie sehr er Felicia liebe, welche Zauberbande ihn in ihre Nähe fesselten.

Und sie? Felicia? Sie war immer jetzt von sanfter Heiterkeit, sie lachte und scherzte mehr als man es sonst von ihr gewohnt gewesen, sie suchte Vergnügungen und Zerstreuungen, welche sie sonst vermieden, sie war Allen stets eine theilnehmende, lebensfrohe Gefährtin, ihrer Schwester Carmela die heiterste Freundin und — nur gegen Einen zeigte sie sich kalt und zurückhaltend — nur gegen Guido.

Wenn er kam, flog ein Schatten über ihre Stirne hin, nur zögernd reichte sie ihm ihre Hand dar, nur mit einem gezwungenen Lächeln begrüßte sie ihn, einsylbig und zurückhaltend war die Unterhaltung mit ihm, und gern schien sie es zu vermeiden, mit ihm allein zu sein. Aber wenn dann Master Louis kam, wie strahlte ihr Antlitz dann auf in einem glücklichen Lächeln, wie freudig hieß sie ihn willkommen, mit welchem innigen Blick reichte sie ihm ihre Hände dar, und wie lebhaft und anregend waren ihre Gespräche mit ihm. Er durfte sie begleiten auf ihren Spaziergängen, durfte Stunden lang ihr vorlesen, wenn sie vor ihrer Staffelei saß und malte, er durfte mit ihr musiciren, und ihm theilte sie offen und rückhaltlos ihre Anschauungen mit über die politischen Zustände, in denen sie lebten. Ob Guido an diesen Gesprächen Theil nahm, ob Carmela an ihrer Seite war, schien Felicia wenig zu kümmern, oder vielmehr, sie schien wenig Werth auf ihre Nähe zu legen, sondern absichtlich zuweilen Vorwände zu ersinnen, um die Beiden zu entfernen, wenn Louis neben ihr war. Aber sie blieben dennoch neben ihr, sie nahmen die Gelegenheit nicht an, allein zu sein, denn sie wollten treu bleiben ihren Vorsätzen, sie wollten die Grenzen nicht über-

schreiten, die sie sich selber gezogen. Aber zuweilen, wenn sie Felicia so heiter und glücklich, wenn sie das innige Lächeln sahen, mit welchem sie zu Louis sprach, wenn sie wie im Eifer der Unterhaltung ihre Hand auf seinen Arm legte, er freudig seine Lippen auf dieselbe preßte und sie dann plötzlich in der Unterhaltung stockte und erbebend die Hand zurückzog, zuweilen flog dann Carmela's Blick hinüber zu Guido, ihre Augen begegneten sich und ein glückliches Lächeln verklärte dann ihrer Beider Angesicht.

Sie wußten nicht, daß Felicia dieses Lächeln verstand, sie ahnten nicht, welche Schmerzen es ihrer Seele bereitete. Wie hätten sie auch ahnen können, daß die heitere Felicia, deren Schönheit täglich stolzer und rosiger erblühte, daß sie Schmerzen empfinden, daß sie leiden könne.

Sie sahen sie ja nicht, wenn sie Abends allein war auf ihrem Zimmer, wenn sie hochaufseufzend die künstlichen Rosen von ihren Wangen fortwischte, sie sahen sie nicht, wenn sie mit bleichen, schmerzzuckenden Mienen auf ihren Knieen lag und mit gerungenen Händen von sich selber mehr Kraft und Stärke erflehte, sie sahen sie nicht, wenn sie ruhelos auf ihrem Lager lag und das von Thränen überfluthete Ange-

sicht in den Kissen barg, um die Schwester, die in dem anstoßenden Gemache wohnte, nicht ihr Schluchzen, ihr schmerzliches Aechzen hören zu lassen.

Sie sahen sie nicht. Aber Gott sah ihre Schmerzen, er zählte ihre Thränen und er kräftigte ihr starkes Herz und machte es heldenkühn und freudig im Entsagen. Er gab ihr den Muth, sich selber hinzugeben und das Opfer ihrer Liebe darzubringen; weil sie einer großen, starken Liebe fähig war, sie groß und stark auch zu überwinden.

Gott sah ihre Thränen und wußte ihre Schmerzen, und er gab ihr Kraft, denn Gott ist die Liebe, und die Liebe ist Gott, und ein edles Frauenherz ist sein heiligster und schönster Tempel.

Mag mein Herz sich verbluten, sagte Felicia sich an jedem neuen Morgen, mag mein Herz sich verbluten, wenn sie nur nicht ahnen, daß es blutet, mag ich sterben vor Gram und Weh, wenn sie nur nicht die Ursache meines Todes errathen, und wenn ich nur dann erst sterbe, wenn sie glücklich und mit einander vereinigt sind. Aber nein, ich will nicht sterben, ich will den Schmerz überwinden, will ihn besiegen und nicht an ihm zu Grunde gehen. Schwache Herzen mögen sich von dem Schmerz tödten lassen und ihn

als Denkmal auf ihr Grab setzen, für starke Herzen soll er die Säule sein, an der sie sich aufrichten und an der sie sich halten, um allen Stürmen Trotz zu bieten. Ja, so will ich mich auf Dich lehnen, Du Säule meiner Schmerzen, und will eingedenk sein, daß Säulen die Kuppeln der heiligen Tempel tragen. Oh, in jeder Menschenbrust baut sich allmälig wohl eine Säule der Schmerzen auf, und diese Säulen sind es, die den Himmel tragen und an denen wir uns zu ihm emporschwingen.

Und sie lehnte sich auf diese Säule ihrer Schmerzen, und wie Antäus von der Erde, empfing sie von ihrer Berührung Kraft und Stärke. Sie vermochte es über sich, ihr eigenes Herz zu verleugnen, gleichgültig Dem zu scheinen, den sie liebte, zärtlich Dem zu lächeln, für den ihr Herz doch immer nur noch Freundschaft und sanfte Schwesterneigung empfinden konnte.

Eines Morgens, bevor sie ihr Zimmer verließ, um sich hinab zu begeben in den Salon, zog sie den Ring von ihrem Finger, den einst Guido auf denselben geschoben, als er sich ihr verlobte zu ewigem Bunde. Sie hatte es wohl gesehen, wie oft sich Guido's Blicke auf diesen Ring geheftet, als solle er ihn mahnen an

seine Schwüre und an die gelobte Treue, und sie wollte die Erinnerung in seinem treuen und tapfern Herzen erlöschen machen.

Sie küßte den Ring, als sie ihn von ihrem Finger nahm, an dem er vierzehn Jahre lang geglänzt als ihres Lebens schönster Stern, sie küßte ihn, und eine Thräne fiel auf diesen goldenen Reifen und funkelte an ihm als reiner köstlicher Brillant. Mit dieser Thräne nahm sie von ihm Abschied und legte ihn still und sanft in das Reliquienkästchen ihrer Erinnerungen, zu den Haarlocken ihres Vaters, zu dem Myrthenkranze ihrer Mutter, zu den verwelkten Blumen von den Gräbern ihrer beiden Eltern.

Dann ging sie hinab in den Salon und ein wunderbares Lächeln strahlte von ihrem Angesicht, als sie Carmela begrüßte und Guido ihre Hand darreichte. Er drückte einen Kuß auf diese Hand, und seine Lippen, die sonst immer gewohnt gewesen, den Druck des Ringes zu empfinden, entdeckten früher noch als seine Augen, daß der Ring an Felicia's Hand fehlte.

Was siehst Du mich so betroffen und forschend an? fragte Felicia mit einem unbefangenen Lächeln, von dem Guido nicht ahnte, wie weh es ihrem Herzen that.

Oh, es ist nichts, sagte er zögernd. Ich vermißte nur den Verlobungsring an Deinem Finger.

Es ist wahr, sagte sie gleichgültig, ich habe ihn, wie ich glaube, gestern auf unserm Spaziergang verloren. Du weißt, wir pflückten im Walde Blumen, und dabei wird er sich von meinem Finger abgestreift haben.

Nein, rief Carmela lebhaft, auf dem Spaziergang ist er nicht verloren, ich sah den Ring noch gestern Abend an Deinem Finger, als Du Dich auf Dein Zimmer zurückzogst.

Ja wohl, sie hatte ihn gesehen, dies treue tapfere Herz, sie blickte immer auf ihn hin, um sich von ihm mahnen zu lassen an ihre Pflicht!

Nun, wenn Du ihn damals noch gesehen hast, sagte Felicia, so habe ich ihn wohl später verloren; ich war noch spät im Garten, denn es war in meinem Zimmer so heiß und schwül. Wahrscheinlich habe ich den Ring also im Garten verloren, denn heute Morgen vermißte ich ihn zuerst.

Du wirst mir erlauben, theure Felicia, Dir sogleich heute einen andern Ring zu besorgen, sagte Guido ernst.

Nicht doch, rief sie hastig, wir wollen lieber ver=

suchen, ihn im Garten aufzufinden. Komm, Guido, gieb mir Deinen Arm und leihe mir Deine scharfen Augen, damit wir den Ring finden. Ich will Dich genau die Wege führen, die ich gegangen bin. Komm! Aber höre, Carmela, sollte Master Louis kommen, so bitte ihn, daß er uns nachfolgt. Im kleinen Pavillon da unten wird er uns sicher finden! Nun komm, mein Guido!

Sie nahm lächelnd seinen dargereichten Arm und ließ sich von Guido die breiten Stufen hinabgeleiten, die von der Terrasse in den Garten führten.

Carmela stand in den offenen Thüren des Salons und blickte ihnen nach. Mein Gott, flüsterte sie, wär's wirklich möglich, daß sie ihn nicht mehr liebte? Könnte Felicia wirklich treulos sein? Ach, und wenn es wäre! Nie wird sie es bekennen, nie — Schweig, mein Herz, oh schweig, denn du darfst ja nicht hoffen! Wer könnte Guido vergessen, wenn er ihn einmal geliebt? Ich nicht, oh nein, ich nicht! Und wie sollte also Felicia es können? Sie liebt ihn, ja, sie liebt ihn und sie wird seine Gattin werden. Schweig also, schweig, mein Herz! Mag der Ring verloren sein, die Liebe und die Treue ist nicht verloren und Guido wird sie ihr Beide halten.

Ja, der Ring war wirklich verloren, wie es schien. Sie hatten ihn vergeblich in den Alleen gesucht, oder vielmehr, sie hatten ihn nicht gesehen, als sie Arm in Arm schweigend und rasch neben einander hinwandelten.

Jetzt traten sie in den Pavillon ein, nach welchem Felicia ihre Schritte gelenkt hatte. Guido seufzte, als er ihn betrat, denn seit jenem Tage, wo er dort von Carmela Abschied genommen, hatte er ihn nicht wieder betreten, wie die Alten in frommer Scheu die Stätte mieden, wo der Blitz eingeschlagen und einen Tempel zertrümmert hatte.

Unwillkürlich flog, als sie jetzt eintraten, Guido's Blick hinüber nach dem Divan, auf welchem Carmela damals gesessen, als er vor ihr knieete und ihr die lange verschwiegene Liebe endlich bekannte. Unwillkürlich flog Felicia's Blick hin nach der Portière, hinter der sie damals auch auf ihren Knieen gelegen und zu Gott ihre Hände emporgerungen hatte. Die Erinnerung daran gab ihr jetzt Kraft und Muth, stählte ihren Entschluß!

Guido, sagte sie, ihre Hand sanft auf seine Schulter legend, ich habe Dich hierher geführt, weil ich sicher

war, daß uns hier Niemand belauschen könnte, und weil ich Dir ein Bekenntniß zu machen habe.

Sprich Felicia, sagte er beklommen, was ist es? Was hast Du mir zu sagen?

Guido, fuhr sie fort, Guido, ich weiß, daß Du mich liebst, und daß also, was ich Dir zu sagen habe, Dich betrüben wird. Vergieb es mir und zürne mir nicht, weil ich Dir Schmerz bereite. Ich habe lange mit mir gerungen; ich wollte mein Herz bezwingen, aber es war vergeblich, die Liebe war stärker als mein Wille. Vergieb mir Guido.

Was denn, was soll ich Dir vergeben, Felicia?

Daß ich Dich nicht mehr liebe, rief sie heftig, indem sie, wie von ihrem eigenen Bekenntniß zerschmettet auf einen Sessel niedersank, und ihre beiden Hände über ihr Antlitz schlug. War's um ihre zuckenden Mienen zu verbergen, war's um den Strahl der Freude nicht zu sehen, der über sein Angesicht hinleuchtete?

Felicia, sagte er leise, Felicia Du liebst mich nicht?

Sie ließ ihre Hände von ihrem Antlitz gleiten, und schaute ihn an mit einem langen Blick, und ihre Augen nahmen einen letzten, zärtlichen Abschied von ihm. Er sah es nicht, denn er hatte sein Haupt abgewendet, damit sie nicht in seinen Zügen lesen solle.

Ich liebe Dich wohl, Guido, sagte sie, aber nicht mit jener Liebe, die Du für mich empfindest. Ach vergieb es mir, und klage mich nicht an, sondern die langen Jahre, die wir fern von einander gelebt, und die unsere Herzen sich entfremdet haben. Ich hatte wohl in diesen langen Jahren meines Exils treu und fest in liebender Seele mir Dein Bild bewahrt, ich liebte in Dir alle meine Erinnerungen, meine Jugend, meine Heimath und meine Familie, ich liebte in Dir meine ganze Vergangenheit verklärt in Liebe und Sehnsucht. So kehrte ich zurück im ehrlichen schwärmerischen Glauben an die unveränderte Kraft und Gluth meiner Liebe, und wähnte, daß mein Herz Dir entgegenjauchze, so jung und voll und frisch, wie es sich einst Dir hingegeben. Aber ich vergaß die Jahre der Trennung, die zwischen uns lagen und schaudernd und entsetzt gewahrte ich, daß sie zu einem Abgrund geworden, der unsere Herzen auf immer schied, weil er sie einander entfremdet hatte. Dreizehn Jahre der Trennung, das ist eine Kluft, die auch die treuesten Herzen nicht überwinden können! Dreizehn Jahre des Exils und der Einsamkeit. Sie hatten aus mir eine ernste, schweigsame, kalte Frau gemacht, eine alte Jungfer, wenn Du willst, die ihre pedantischen Ge-

wohnheiten und Eigenheiten angenommen, deren Herz erkaltet und entnüchtert war. Ich empfand mit Schrecken, daß ich mich alt und vernünftig fühlte Dir gegenüber, daß Du jung geblieben, während ich gealtert, und daß ich auf Deine jugendfrische Liebe keinen antwortenden Schlag in meinem Herzen fand. Vergieb es mir, mein theurer Freund! Klage mich nicht der Treulosigkeit, des Wankelmuthes an, wenn ich nun noch ein anderes Bekenntniß Dir zu machen habe. Guido, — vielleicht hätte mein Herz sich selbst belogen, vielleicht hätte ich noch immer geglaubt, daß ich nur Dich liebe, wenn ich nicht vor unserm endlichen Wiedersehen ein anderes Wesen kennen gelernt, ein anderes Herz gefunden, das sich mir in reinster zärtlichster Liebe ergab, und mir die ernsten, reinen Gluthen seines Empfindens weihte.

Guido, der mit abgewandtem Gesicht ihr zugehört, blickte jetzt zu ihr um, und schaute sie an mit einem langen und forschenden Blick, als wolle er auf dem Grunde ihrer Seele lesen, weil er vielleicht das Geheimniß ahnte, das sich in derselben barg. Hatte er sie wirklich verstanden? Fühlte er, daß Alles, was sie anscheinend zu ihrer Entschuldigung sagte, doch von ihr nur gesagt ward zu *seiner* Entschuldigung,

daß sie mit ihren Worten nur ihn trösten und mit sich selber aussöhnen wollte? Schaute er, weil er die Größe ihres Opfers begriff, sie an mit diesem langen tiefen Blick? Felicia hielt diesen Blick aus und begegnete ihm mit einem Ausdruck sanfter Bitte.

Vergieb mir, ach vergieb mir, sagte sie leise. Ich habe ehrlich gekämpft und gerungen, ich wollte diese neue Liebe in mir ertödten, wollte Dir treu bleiben und nur Dich lieben. Vergebliches Bemühen. Ich wiederhole es, die langen Jahre der Trennung, die klage an, nicht mich! Nein, nicht mich nenne eine Treulose, weil mein Herz die Jahre nicht in seinem schönen Jugendtraume weiter schlafen konnte, weil es erwachte zu einer andern Liebe.

Ich klage Dich nicht an, murmelte er leise und mit niedergeschlagenen Augen, ich klage Dich nicht an und habe Dir nichts zu vergeben Felicia, denn —

Denn Du bist groß und gut, unterbrach sie ihn rasch, Dein edler Sinn begreift und versteht, was ich gelitten, bevor ich mir den Entschluß abgerungen, Dir frei und ehrlich die Wahrheit zu bekennen. Aber wär's nicht ein Verbrechen, wenn ich Dein Herz betrügen, wenn ich Liebe heucheln wollte, die ich nicht empfinde? Würdest Du, wenn ich es dennoch gewagt

hätte Deine Hand anzunehmen, und Dein Weib zu werden, würdest Du nicht doch eines Tages auf dem Grunde meines Herzens gelesen, würdest mich eine Betrügerin gescholten und die Bande verwünscht haben, die Dich an mich fesselten? Wenn ich Dir bekannte, daß ich Dich nicht liebe als meinen Geliebten, so glaube mir doch, daß ich für Dich eine heilige und große Liebe empfinde, daß ich weder die schönen Tage vergessen werde, welche ich Dir danke, noch aufhören könnte, an Dich mit der treuesten Anhänglichkeit, der innigsten Freundschaft zu denken. Gott segne Dich, mein Freund, für Alles was Du mir gewesen. Die Erinnerung daran wird nie in mir verblassen, und nie werde ich aufhören für Den zu beten, den ich einst so heiß geliebt. Vergieb mir, Guido, wenn ich Dich jetzt betrübte, vergieb mir, daß ich heute freiwillig Deinen Ring von meinem Finger gezogen. Ich darf ihn nicht mehr tragen, denn ich liebe einen Andern. Nimm auch jetzt meinen Ring von Deinem Finger, aber bewahre ihn wie ich den Deinen bewahren werde, als ein heiliges Erinnerungszeichen unserer Jugendliebe, an die wir in unsern besten Stunden mit freudiger Rührung gedenken wollen. Und nun sage es mir, daß Du mich frei giebst, und Du Dich selber

als frei betrachtest, daß Du aber nicht aufhören wirst mich zu lieben als Deine Freundin, Deine Schwester, und daß Du Dich nicht von mir wenden willst, wenn unsere Lebenswege auch fortan geschieden sind.

Nun wohlan, sie seien geschieden, weil Du es willst, Felicia, sagte Guido ernst und feierlich. Ich gebe Dir Dein Wort zurück, Du bist frei, frei Dich an eine zweite Liebe hinzugeben, da Du sagst, daß die erste in Deinem Herzen erloschen sei. Ich werde nie aufhören Dich zu lieben und an Dich zu denken mit andachtsvollem Herzen, und mit dem Vertrauen, das man nur Denen zollt, die man auf's Höchste achtet. Und von diesem Vertrauen, Felicia, will ich Dir jetzt den Beweis geben. Du hast mir gebeichtet, ich will es Dir thun. Du sollst nicht meinen, daß ich Dir irgend etwas zu vergeben hätte, daß ich Dich anzuklagen vermöchte. Aber ich will Dir mein Herz enthüllen, und —

Nein, mein theurer Freund, unterbrach sie ihn, nein, wolle nicht in der Großmuth meines Herzens Dich selbst beschuldigen, damit ich schuldlos sei.

Oh, rief er heftig, Du ahnst also, daß ich schuldig bin, und Du bist es, welche großmüthig die Schuld auf sich nehmen will? Nein, Felicia, das darf nicht

sein! Ich will nicht der Eitelkeit fröhnen, an Deinen Worten zu zweifeln, zu glauben, daß Du mich dennoch liebst, ich will es nicht wagen, die edlen und erhabenen Geheimnisse Deines Herzens ergründen zu wollen, zu schauen, was Du nur dem Auge Gottes enthüllen willst. Aber wissen mußt Du, Felicia, daß ich Dich und Deine hochherzige Seele kenne und verstehe, daß die meine sich vor Dir beugt in Andacht und Demuth, und daß, wenn ich fortan Dein gedenke, dieses Gedenken ein Beten zu meinem Schutzgeist, meiner Heiligen sein wird. Und vor dieser meiner Heiligen darf ich nicht dastehen mit einer Lüge, sie darf mich ihrer erhabenen Größe gegenüber nicht so sehr in den Staub beugen wollen, daß sie auf sich die Schuld nimmt von Dem, was ich verschuldete. Felicia, Du hast es gesagt, und es ist so, die langen Jahre der Trennung sind zwischen uns getreten, sie ließen mich die Schwester mit der Schwester verwechseln. Felicia, ich liebe Carmela!

Du liebst sie? fragte sie mit dem Ausdruck freudigen Erstaunens. Oh wohl Dir und uns, denn nun kann sich Alles zum Guten und Schönen lösen!

Nein, rief er heftig, bringe mich nicht zur Verzweiflung mit dem Uebermaß Deiner Großmuth. Du

hast diese Liebe gewußt, Du hast sie mindestens geahnt! Beschuldige mich, klage mich an, ich verdiene es, denn ich war der Treulose!

Still, sagte sie feierlich, beschuldigst Du nicht auch mich, wenn Du dich beschuldigst? Hat nicht auch mein Herz sich einer andern Liebe ergeben? Und habe ich es nicht versucht mich vor Dir zu rechtfertigen? Kein Wort also mehr, mein Freund! Gelobt sei Gott, daß ich jetzt mit hellem Auge in die Zukunft schauen darf! Du liebst das Kind meines Herzens, liebst meine Schwester Carmela. Oh liebe sie innig und treu, mache sie glücklich, und ich werde Dich segnen mit dem letzten Hauche meines Lebens. Und nun, mein Freund, nichts mehr hiervon. Unsere Herzen haben zu einander gesprochen, jetzt sollen sie verstummen für immer, und wenn wir uns auch täglich sehen, so sind wir uns von heute an doch entfremdet. Lebewohl! Auf ewig wohl!

Sie reichte ihm ihre beiden Hände dar, und dann sich zu ihm neigend, drückte sie einen Kuß auf seine Stirn.

Traum meiner Jugend, lebe wohl, hauchte sie leise. Nimm diesen letzten Kuß als einen Segen für Deine Zukunft mit Dir und gedenke mein in Liebe!

Sie wandte sich hastig um, und Guido mit der Hand einen letzten Abschiedsgruß zuwinkend, schritt sie durch den Pavillon dahin, eilte hinunter in den Garten, Master Louis entgegen, dessen hohe und stolze Gestalt eben am Ende der breiten Allee sichtbar ward, die zu der Villa führte.

Mit festem Schritt ging Felicia vorwärts, und Etwas wie ein seliger Friede, ein siegreiches Lächeln strahlte von ihrem Antlitz, als sie jetzt, mit Louis zusammentreffend ihm ihre Hand darreichte.

Mein Freund, sagte sie, die alte, schöne Welt der Jugend ist eben hinter mir zusammengestürzt. Laß mich nun an Deiner Hand eintreten in eine neue Welt.

Du hast den entscheidenden Schritt gethan, Felicia? fragte Louis. Hast Dich von Guido losgesagt?

Ja, ich habe es gethan, habe ihm bekannt, daß ich aus Neigung zu Dir meiner ersten Liebe untreu geworden.

Oh, Du großmüthiges, edles Herz, rief Louis tiefbewegt, laß mich Dir danken und versuchen, Dir zu lohnen für dies heilige Opfer Deiner Selbst.

Still, oh still, sagte sie matt, lobe mich nicht, es macht mich weich, und ich muß stark sein in mir selber,

mein Freund, ich darf nicht traurig sein. Komm, begleite mich in's Haus. Ich habe Carmela noch einige Worte zu sagen, dann hoffe ich, ist mein Werk vollendet, und so Gott will, werden wir alle noch an diese Stunde mit still befriedigtem Gemüthe denken.

Sie gingen Arm in Arm, schweigend die Allee hinauf und traten in den Salon ein, in welchem Tante Guiseppa und Carmela sich befanden.

Tante Guiseppa, sagte Felicia, an der Hand des Master Louis zu ihr hinschreitend, Du sagtest neulich, daß es Dir scheine, als würde Master Louis sich besser für mich zum Gatten eignen, als Guido. Bist Du noch der Meinung?

Ja, rief Tante Guiseppa freudig, ja, ich bin noch heute der Meinung.

Nun, sagte Felicia mit einem sanften Lächeln, ich glaube auch, daß Du Recht hast, und ich sehe wohl, daß Du mich deßhalb nicht tadeln wirst. Ueberlassen wir es der Zeit, dies Alles zu schlichten und zu ordnen. Carmela, mein holdes Kind, komm zu mir her, ich habe eine Bitte an Dich!

Sie nahm die Hand der Schwester, die sich ihr

schüchtern und mit niedergeschlagenen Augen nahte, und führte sie hinaus in den Garten.

Meine geliebte Schwester, sagte sie mit leiser Stimme, ich muß Dir bekennen, was ich eben auch Guido bekannte. Ich habe den Ring, den mir Guido gegeben, freiwillig von meinem Finger gezogen, ich darf ihn nicht mehr tragen, denn ich liebe Guido nicht mehr. Nein, erschrick nicht, mein Mädchen, und klage mich nicht an als eine Treulose. Ich weiß, daß Du Guido als eine Schwester liebst, und daß Du mir zürnen wirst, weil ich ihn betrübte. Aber ich bitte Dich, vergieb mir, wie er mir vergeben hat, und klage mich und Master Louis nicht an um einer Liebe willen, die mit treuem Auge aufblicken kann zu Gott. Zwischen mir und Guido lag die Kluft der Trennung, sie entfremdete ihm mein Herz, das entschuldigt, ja, das rechtfertigt mich. Gehe zu ihm, meine Carmela, bitte für mich, sei ihm freundlich, suche ihn zu erheitern, und höre meinen letzten Liebeswunsch: wenn Du's vermagst ihn anders als bisher mit schwesterlicher Neigung zu lieben, so thu's um meinetwillen, Carmela. Mache wieder gut, was ich gethan! Entschädige ihn durch Liebe für das, was ich verbrach aus Liebe.

Carmela, nicht länger im Stande ihre Bewegung zu unterdrücken, die Thränen zurückzuhalten, die aus ihrem Herzen in ihre Augen empor stiegen, Carmela warf sich mit leidenschaftlichem Ungestüm in Felicia's Arme und barg ihr erglühtes Gesicht an Felicia's Busen, vielleicht um sie den Strahl des Entzückens nicht sehen zu lassen, unter dem es erglüht war.

Aber Felicia hatte ihn gesehen, und dieser Freudenstrahl auf ihrer Schwester Angesicht, er war ihr Lohn für ein schmerzensreiches Liebesopfer.

Sie legte ihre beiden Hände segnend auf das Haupt der Schwester, das an ihrem Busen ruhte, und hob die großen Augen zum Himmel auf. Leise flüsterten ihre Lippen ein Gebet der Liebe und der Treue, des Segens und der Ergebung.

Schritte, welche hinter ihnen sich nahten, unterbrachen das heilige Schweigen, und riefen Felicia's Gedanken zurück in die Wirklichkeit und das Leben. Sie wandte sich um und sah, daß es Maria Jackson war, welche an Master Louis' Seite sich ihr nahte.

Geh', mein Carmela, geh' zu Guido, flüsterte sie, indem sie die Schwester sanft aus ihren Armen fort-

drängte. Geh' zu ihm, theure Schwester, geh' und tröste ihn.

Carmela eilte von dannen, leichten und heitern Schrittes, glückseligen Herzens und strahlenden Angesichtes.

Auch auf Felicia's Antlitz leuchtete ein Strahl innerer Glückseligkeit, als sie jetzt sich zu Louis und seiner Begleiterin umwandte.

Sie begrüßte Marie Jackson mit einem herzlichen Händedruck und hieß sie willkommen nach so langer Abwesenheit.

Ich wollte nicht eher wieder zu Ihnen kommen, als bis ich ihn gefunden, sagte Marie düster.

Und jetzt sind Sie gekommen? Sie haben ihn also gefunden? fragte Felicia und Louis wie aus Einem Munde.

Ja, ich habe ihn gefunden, rief sie, mit einem drohenden Ausdruck ihre zur Faust geballten Hände zum Himmel ausstreckend. Ich habe ihn gefunden, und ich will zu ihm gehen, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen, sei's vor dem Throne des Volkes oder vor dem Throne Gottes.

Unglückliche, was wollen Sie thun? fragte Felicia

entsetzt, indem sie Mariens erhobenen Arm sanft niederzog und ihre Hand faßte.

Was ich thun will? fragte sie vor sich hinstarrend. Ich weiß es nicht, aber ich werde es wissen, sobald ich ihn wiedergesehen, sobald ich mit ihm gesprochen habe.

Sie haben ihn also noch nicht gesehen, noch nicht gesprochen?

Nein, ich weiß nur, wie er heißt, wo er ist, und wo ich ihn jetzt zu finden habe. Einer von Denen, die das Volk lieben, und zu ihm halten, der Prinz von Sulkowski hat mir seinen Namen gesagt. Ich zeigte ihm das Medaillon und er lachte laut auf und rief: das ist ja mein schöner Vetter Felix!

Sein Vetter Felix, rief Louis. Das sagte Ihnen der Prinz Sulkowski?

Ja, das sagte er mir, erwiderte sie düster, und noch viel Anderes hat er mir gesagt, viel Anderes, das er büßen soll, wenn ich finde, daß Prinz Sulkowski die Wahrheit gesprochen. Hat mir gesagt, daß Er eine Herzogin zur Geliebten hat, und daß er eben im Begriff ist, mit deren Tochter sich zu vermählen. Wehe ihm, wenn es wahr ist. Ich werde dann kein Erbarmen mit ihm haben!

Marie, ich bitte Sie, rief Master Louis, lassen Sie mich das Medaillon sehen. Vielleicht erkenne ich auch das Portrait und kann Ihnen Auskunft geben, ob Prinz Sulkowski Ihnen die Wahrheit gesagt hat.

Ich weiß, daß er es gethan hat, sagte sie. Als ich den Namen wußte, bin ich in mehr als Einen Bilderladen gegangen, und habe da seinen schönen, stolzen Namen genannt und gesagt, ich wollte ein Portrait von ihm kaufen, und dann haben sie mir Bilder von ihm gezeigt. Oh, ich habe sie Alle sehr ähnlich gefunden, ich habe gesehen, daß Prinz Sulkowski mir den richtigen Namen genannt.

Und wollen Sie uns nicht seinen Namen sagen, liebe Marie?

Nein, erwiderte sie traurig, nein, Sie werden dann mich auch verlachen, wie der Prinz Sulkowski gelacht hat, und werden mich auch verspotten, wie er es gethan hat. Es soll aber Niemand mehr über mich lachen, auch Er nicht! Oh, ich will ihn wohl zwingen, ernsthaft zu sein, und das arme Weib nicht zu verspotten, das ihm vertraute und ihm ihre Liebe schenkte, weil es ihn für einen ehrlichen Mann hielt. Er ist aber kein ehrlicher Mann, und das soll er büßen, wenn er auch

vornehmer Mann ist. Gott sei Dank, die Zeiten sind vorüber, wo die vornehmen Herren ungestraft das Volk belügen und betrügen durften, und jetzt ziehen wir sie zur Rechenschaft, und halten Gericht über sie, wenn sie uns Böses gethan. Ich will ihn auch zur Rechenschaft ziehen, ich will auch das Volk zu Gericht sitzen lassen über den Herrn General von Santjago, und das Volk, das mich liebt und dessen Tochter ich bin, das Volk soll ihn bestrafen im Namen Gottes! Sie sagen es ja jetzt aller Orten, daß das Volk die Stimme Gottes ist, und darum will ich das Volk aufrufen, damit es seine Stimme erhebe, und sage, welche Strafe es über ihn verhängen will.

Nein, Marie, sagte Felicia sanft, indem sie staunend und erschrocken in das erregte von Zorn und Haß glühende Angesicht Mariens schaute, nein, meine liebe Marie, Sie werden Ihren tiefen Schmerz, Ihre große Demüthigung nicht hinaustragen wollen auf die laute Straße. Sie werden nicht das Volk, sondern nur Gott zum Richter machen zwischen sich und ihm. Sie werden daran gedenken, daß Sie ihn einst geliebt haben, und er der Vater Ihres Kindes ist.

Ich werde daran gedenken, daß er mich betrogen,

und daß er sein Kind und dessen Mutter verlassen hat, sagte sie mit düsterer, drohender Stimme. Kein Erbarmen mit dem Verräther und Betrüger! Er soll nicht glücklich sein, da er mich doch so elend und unglücklich gemacht hat. Nein, kein Erbarmen mit ihm, denn er hat kein Erbarmen gehabt. Leben Sie wohl! Ich gehe nach Frankfurt am Main, denn dort ist er, und dort will ich ihn vor Gericht rufen! Ach, ich bin keine Gräfin, keine Generalin, ich bin eine Tochter des Volkes, und darum bin ich jetzt mächtig, und darum wird das Volk mir überall seinen Beistand leihen, und mich schützen gegen den vornehmen Herrn, der mich betrogen hat.

Ihr Entschluß ist also unwiderruflich? fragte Felicia traurig.

Ja, er ist unwiderruflich, erwiderte sie fest. In einer Stunde schon reise ich ab. Ich bin nur hierher gekommen, um Ihnen, meine theure, geliebte Wohlthäterin, Lebewohl zu sagen, um Sie zu bitten, daß Sie in Ihrer Engelsgüte zuweilen Meiner freundlich gedenken, daß Sie für mich beten wollen, denn ich gehe einen schweren Gang und mein Herz blutet aus tausend Wunden, indem ich ihn antrete. Leben Sie wohl, und Gott im Himmel segne Sie für das Gute, das

Sie mir gethan, für die Theilnahme, die Sie mir bewiesen. Sie waren die Einzige, die Mitleid mit mir hatte, und ich werde Sie dafür segnen noch in meiner Todesstunde! Leben Sie wohl.

Sie drückte, ehe Felicia es hindern konnte, einen Kuß auf ihre Hand, wandte sich dann hastig um und eilte, ohne noch einmal zurück zu blicken, von dannen.

Felicia sah mit einem traurigen Blick der verschwindenden Gestalt nach. Ich that vielleicht Unrecht, sie von Helgoland mitzunehmen, sagte sie aufseufzend. Eine finstere Ahnung beschleicht mein Gemüth, und ich fürchte, wir werden von diesem armen, verrathenen Weibe noch Entsetzliches erfahren! Es sprach eine finstere, unerschütterliche Entschlossenheit aus ihr, und ihr düsterer, zorniger Blick machte mich schaudern.

Sie kennen den Mann, der sie betrog, nicht wahr? Sie wissen den Namen dessen, den Ihr unglücklicher Bruder seinen Vetter Felix nannte?

Ich kenne ihn, und ich halte ihn der That für fähig, deren die arme Marie ihn anklagt. Dennoch aber werde ich an ihn schreiben, und ihn warnen. Er soll auf seiner Huth sein, denn Sie haben Recht,

theure Felicia, es sprach eine furchtbare Entschlossenheit aus Mariens Angesicht, es war das Angesicht einer Frau, die selbst den Mord nicht scheuen wird, um ihre Ehre und ihr gekränkte Liebe zu rächen!

## XIV.

# Fürst Felix Lichnowsky.

Seit drei Tagen glich Frankfurt am Main einem offenen Feldlager, seit drei Tagen hörte man nichts als laute Verwünschungen, sah man nichts als Volksversammlungen, als marschirende Soldaten, als Kanonen, die auf den Plätzen Frankfurts aufgefahren waren und mit ihren dunklen Läufen diesen Massen des Volks zu drohen schienen, welche überall sich zusammenrotteten und mit ihrem wüthenden Geschrei die Luft erfüllten.

Seit drei Tagen erwartete man mit jedem Moment den Ausbruch einer Revolution, wußte man, daß es nur eines Anstoßes bedürfe, um den Krater derselben zu öffnen und die blutigen Lavafluthen dieses Kraters mit vernichtender Gewalt ausströmen zu machen.

Am fünften September hatte diese allgemeine Aufregung begonnen, am fünften September in der Stunde, in welcher der in der Paulskirche tagenden deutschen National-Versammlung von dem Ministerium des Reichsverwesers die Anzeige gemacht ward, daß Preußen, statt seine Siege gegen die Dänen weiter zu verfolgen, statt Holstein und Schleswig zu befreien und es für Deutschland wieder zu erobern, daß Preußen plötzlich auf seinem Siegeslauf inne gehalten und nach einem gewonnenen Gefecht, statt vorwärts zu dringen, zurückgewichen war, statt mit verdoppelter Gewalt den Kampf fortzusetzen, zu Malmoe mit Dänemark einen Waffenstillstand abgeschlossen und seine Truppen aus Holstein zurückgezogen habe.

Und diesen Waffenstillstand hatte Preußen abgeschlossen, ohne sich zu erinnern, daß die National-Versammlung in der Paulskirche ein Gesetz erlassen, nach welchem die Entscheidung über Krieg und Frieden für ganz Deutschland lediglich in den Händen des deutschen Reichsverwesers ruhe, nach welchem kein deutscher Fürst ohne die Zustimmung der deutschen Centralgewalt mit einer andern Macht einen Krieg beginnen, oder, wenn derselbe mit Genehmigung der Reichsverwesung begonnen, mit dem Feinde einen Frieden ab-

schließen dürfe, ohne vorher dazu die Genehmigung des Reichsverwesers eingeholt zu haben. Und ferner, sagte dieses Gesetz, daß kein Friedensschluß Gültigkeit haben solle, bevor derselbe nicht von der deutschen Reichsverweserschaft ratificirt worden sei.

Preußen aber hatte von diesem Gesetz der deutschen National-Versammlung, wie von allen ihren andern Gesetzen gar wenig Notiz genommen, und die deutsche National-Versammlung hatte erst kurz zuvor den Beweis erhalten, wie wenig das stolze Preußen überhaupt geneigt sei, sich ihren Befehlen zu fügen. Das deutsche Reichsministerium hatte verordnet, daß am sechsten August in aller deutschen Fürsten Ländern die Truppen ausrücken sollten, um nach feierlicher Vorlesung der Proclamation des Reichsverwesers an das deutsche Volk dem deutschen Reichsverweser ein dreimaliges Lebehoch auszubringen.

Aber Preußen hatte von dieser Verordnung keine Notiz genommen; die Truppen waren weder ausgerückt, um die Proclamation des Reichsverwesers vorlesen zu hören, noch auch, um demselben das befohlene dreimalige Lebehoch auszubringen. Preußen hatte sich darauf beschränkt, durch einen Armeebefehl seinen Soldaten bekannt zu machen, daß der Reichsverweser den

Oberbefehl über die deutschen Truppen übernommen habe.

Und trotz dieses Oberbefehls des Reichsverwesers hatte Preußen jetzt ganz selbstständig den Krieg mit Dänemark eingestellt und einen Waffenstillstand abgeschlossen.

Erst nachdem alle Verhandlungen zum Abschluß gekommen, hatte Preußen für gut befunden, dem deutschen Reichsministerium von dem Malmöer Waffenstillstand Nachricht zu geben, und dies hatte alsdann am fünften September der deutschen National-Versammlung in der Paulskirche davon Anzeige gemacht.

Die liberale Partei der Versammlung hatte darauf mit einem einstimmigen Schrei der Entrüstung geantwortet und die Majorität hatte beschlossen, diesen Waffenstillstand zu sistiren. Das war für das Reichsministerium die Nöthigung gewesen, seine Entlassung zu nehmen, und der Reichsverweser hatte alsdann Dahlmann beauftragt, ein neues Ministerium zu Stande zu bringen. Aber es hatte demselben nicht gelingen wollen, und man schwebte noch in der Ungewißheit über das neue Reichsministerium, als am vierzehnten September in der Paulskirche die Ver-

handlungen über den Malmöer Waffenstillstand wieder aufgenommen wurden.

Bis dahin war die Aufregung der Gemüther noch innerhalb der Paulskirche eingeschlossen gewesen, von diesem Tage an stürzte sie wie eine Lawine hinaus auf die Straße und vergrößerte sich mit jedem Schritt ihres Vorwärtsrollens.

Am funfzehnten September erneuerte die Majorität ihren Antrag auf Verwerfung des Malmöer Waffenstillstandes, während die Minorität, nur um acht Stimmen schwächer als die Majorität, sich für die Genehmigung des Vertrages erklärte.

An diesem selben Tage fanden überall auf den Plätzen, in den Straßen Zusammenrottungen des Volkes statt und die einzelnen Redner erhitzten die Menge durch ihre wüthenden Ansprachen, durch ihre lauten Rufe über Verrath, durch ihre Aufforderungen, die verrätherische Minorität der National-Versammlung mit Gewalt aus der Paulskirche zu entfernen.

Am sechszehnten September ward in der Paulskirche der Beschluß der Majorität aufgehoben und durch eine andere Abstimmung beschlossen, den Malmöer Waffenstillstand anzunehmen.

An diesem selben Tage ging ein einziger Schrei

der Wuth und des Entsetzens durch die Volksmassen hin, die in ungeheuren Gruppen die Paulskirche umlagerten, und laute Wehklagen, trostloses Jammern und Schelten ertönte überall. Man schrie über Verrath, man prophezeihete den nahen Untergang der kaum begonnenen Einigung Deutschlands; man verkündete, daß Preußen Truppen nach Frankfurt entsenden werde, um die National-Versammlung mit Gewalt auseinander zu sprengen und den Reichsverweser zu verjagen.

Die Lawine, die aus der Paulskirche am vierzehnten September auf die Straße hinausgerollt, sie war jetzt schon zu einem ungeheuren Berg angeschwollen, der jedem ruhigen Fortschritt ein Hinderniß war.

Und zum Unglück war der nächstfolgende Tag, der siebenzehnte September, ein Sonntag, ein Ruhetag für die Arbeiter, eine erwünschte Gelegenheit für Diejenigen, welche hofften, durch Aufruhr und Gewalt ihr Ziel zu erreichen, um die Unbeschäftigten zu beschäftigen und die Köpfe zu erhitzen, da die Hände ruhen durften.

Auf der Pfingstwiese bei Frankfurt fand an diesem siebenzehnten September eine von den Führern der Volkspartei zusammen berufene Versammlung statt.

Mehr als zehntausend Menschen waren bei derselben gegenwärtig und einzelne demokratische Mitglieder der National-Versammlung ließen donnernde Reden erschallen, in denen sie das Volk aufforderten Deutschland zu vertheidigen gegen seine Feinde, des deutschen Reiches Einheit zu wahren gegen die Umtriebe der Fürsten und ihrer Vertreter in der Paulskirche.

Robert Blum hatte wohl Recht gehabt, als er am fünfzehnten September in der Paulskirche ausrief: „Ratificiren Sie den Waffenstillstand, wenn Sie die Bewegung steigern wollen.“

Man hatte den Waffenstillstand ratificirt, und die Bewegung hatte sich seitdem mit jeder Stunde gesteigert, sie war so hoch gestiegen, daß sie mit jedem Moment die Dämme durchbrechen, und ganz Frankfurt mit seinen zornigen Fluthen überschwemmen konnte.

Das erkannte der Senat der freien Stadt Frankfurt, und er zeigte in einem feierlichen Anschreiben dem Reichsministerium an, daß er sich nicht mehr im Stande fühle, die Verantwortung für die Sicherheit der deutschen National-Versammlung zu übernehmen, indem er zugleich dasselbe aufforderte, selber zur Sicherung der Versammlung die nöthigen Maßregeln zu treffen.

Und das Reichsministerium traf demzufolge seine Maßregeln! Es sandte in der Nacht vom siebenzehnten auf den achtzehnten September nach Mainz und requirirte Truppen zur Sicherung der Berathungen der National-Versammlung.

Als am nächsten Morgen die Abgeordneten sich nach der Paulskirche begaben, fanden sie diese sowohl, wie die angrenzenden Straßen und Plätze umstellt von preußischem Militair, das in der Nacht schon von Mainz herüber gekommen war.

Nun kannte die Wuth des Volkes keine Grenzen mehr, nun schrie es laut über Verrath, und schwur den Kampf auf Leben und Tod gegen die „verhaßte Soldateska."

Wie durch Zauberschlag bedeckten sich schon in der Frühe des achtzehnten September alle Straßen mit Barricaden, hinter denen Bewaffnete standen, und mit lauten Verwünschungen dem Militair und der „reactionairen National-Versammlung" mit dem Tod drohten.

Aber die Führer der demokratischen Partei hatten es gemacht wie der Frankfurter Senat und das Reichsministerium. Sie hatten auch Truppen requirirt, Truppen ihrer Art, sie hatten Boten entsendet nach

allen umliegenden Ortschaften, namentlich aber nach Ginnheim und Bockenheim, und die demokratische Einwohnerschaft, oder vielmehr deren Führer aufgefordert nach Frankfurt zu eilen, um den großen Kampf der Volkspartei gegen die reactionaire Paulskirche mit auskämpfen zu helfen.

Aber bevor noch diese Hülfstruppen aus den benachbarten Ortschaften in Frankfurt angelangt sein konnten, hatte der Kampf schon bekommen. Die Volkmassen, welche von der Frühe des Morgens an die Paulskirche umlagerten, hatten das preußische Militair, das in dichten Colonnen heranzog, mit lautem Hohn und Spott empfangen, und war hier und dort sogar zu Thätlichkeiten übergegangen. Das Militair war darauf im wüthenden Sturmschritt mit gefälltem Bajonett gerade in die gedrängten Volksmassen vorgerückt; es war ihm dadurch allerdings gelungen, den Platz um die Paulskirche zu säubern, aber dies konnte nicht geschehen, ohne daß Wehrlose getödtet und verwundet wurden, ohne daß das Blut des Volkes diesen ersten Sieg des Militairs bezahlte.

Nun kannte die Wuth des Volkes keine Grenzen mehr, nun durchheulte sein Zorn alle Straßen Frankfurts wie die Sturmglocke, die zum Kampfe ruft,

nun eilten Alle, nicht bloß die Männer und Jünglinge, sondern auch die Greise, die Weiber und Kinder sich zu bewaffnen, sei's mit Gewehren und Pistolen, sei's mit Steinen oder auch nur mit Knitteln und Stöcken, um gegen das eingerückte fremde Militair und gegen die „verrätherische Majorität“ in der Paulskirche auf Tod und Leben zu kämpfen. Gestern auf der Pfingstwiese hatte man diese Majorität, welche den Malmöer Waffenstillstand gebilligt, feierlich und unter ungeheurer Acclamation als „Volksverräther“ erklärt, es war also sehr natürlich, daß das Volk jetzt, nachdem es seinen Richterspruch gethan, auch zur Strafe der Verurtheilten schreiten wollte. Es schrie und tobte durch alle Straßen: „Tod den Volksverräthern! Wir wollen blutiges Gericht über sie halten! Sie haben die Soldaten herbeigerufen! Sie haben die Preußen hergeholt, und das sollen sie büßen! Wir wollen keine Preußen! Sie sollen fort, sie müssen fort aus Frankfurt, wir wollen sie verjagen, und müßten wir mit unsern eigenen Leibern Barricaden gegen sie erbauen.“

Die Preußen, die in dichten Colonnen in den ihnen zugewiesenen Straßen standen, hörten diese Verwünschungen des Volkes, das aus den nächstge-

legenen Straßen und Quergassen zu ihnen heran donnerte, ruhig und schweigend, in ernster militairischer Haltung an.

Die Abgeordneten der Nationalversammlung aber hatten sich aus der Paulskirche in ihre Pivatwohnungen zurückgezogen, und schienen entschlossen, sowohl dem Militair als dem Volk den passiven Widerstand des Schweigens und der Unthätigkeit entgegenzusetzen.

Die Majorität der Paulskirche, welche vom Volk gestern als „Volkverräther" gebrandmarkt worden, sie mochte es heute doch für nothwendig erachten, sich ruhig zu verhalten, um den „Malmöer Waffenstillstand" nicht mit ihrem eigenen Blute zu bezahlen.

Zu dieser Majorität, welche das Volk haßte und verwünschte, gehörte auch der Fürst Felix von Lichnowsky; er war sogar einer der Führer der sogenannten reactionairen Partei in der Paulskirche; sein Name, seine glänzende Beredsamkeit, sein politisches Geschick, und endlich die Keckheit und Freimüthigkeit, mit welcher er bei jeder Gelegenheit sich gegen das Volk aussprach, hatten gemacht, daß ihm die Rolle eines Parteiführers zugefallen war, und man ihn an die Spitze Jener stellte, welche das Volk haßte und verwünschte,

und denen es heute Rache geschworen. Der Name des Fürsten Felix von Lichnowsky ging daher heute von Mund zu Munde, und wie Wenige aus den Haufen des Volkes, die sich durch die Straßen wälzten, den Fürsten auch persönlich jemals gesehen, so kannten doch Alle seinen Namen, so wußten doch Alle, daß Felix Lichnowsky es sei, der in der Paulskirche in höhnender, spöttischer Rede gegen Diejenigen sich gewandt, welche den Malmöer Waffenstillstand nicht anerkennen wollten, daß er durch seine glänzende Beredsamkeit am Meisten dazu beigetragen, daß die Majorität sich **für** die Annahme des Vertrags erklärte.

Das war also das Verbrechen des Fürsten Felix von Lichnowsky, er trug die Hauptschuld an der letzten Entscheidung in der Paulskirche und er haßte das Volk.

Ja, er haßte das Volk, er war stets ein Vertheidiger der Legitimität gegen die Demokratie gewesen, er hatte sich stets als ein Feind des Volkes bewiesen, und das Volk hatte ihn deshalb überall verfolgt und gehaßt. Er hatte in Spanien gekämpft für den legitimen Don Carlos, in Portugal für den legitimen Don Miguel, er war dafür von dem spanischen, wie

dem portugiesischen Volk verfolgt und gehaßt worden, und war er in Barcellona bald ein Opfer der Volkswuth geworden, der er sich nur unter den größten Gefahren, durch Verkleidung und Verstecken entziehen konnte. Von diesen abenteuerlichen Ritterfahrten war er nach Deutschland zurückgekehrt, um auch hier bald sich auszuzeichnen als der Vorkämpfer des Absolutismus und der Legitimität, als der Gegner des Liberalismus und der Demokratie. So hatte er sich gezeigt auf dem preußischen Landtag von 1847, so hatte er sich gezeigt in der Nationalversammlung in der Paulskirche.

Die Demokratie haßte ihn daher als einen gefährlichen Feind, und er vergalt es ihr, er haßte die Demokratie nicht minder glühend, wie sie ihn. Das Volk verwünschte ihn, und er dagegen, er verachtete das Volk!

Er verachtete das Volk so sehr, daß er auch heute, am achtzehnten September, von dem Wuthgeschrei desselben sich nicht im Mindesten beunruhigt fühlte, und mit unendlichem Behagen die Verwünschungen hörte, die von der Straße zu ihm in sein elegantes, comfortables Wohnzimmer heraufdrangen, und in die sich zuweilen sein eigener Name mischte.

Ich glaube wahrhaftig der liebe Pöbel erzeigt mir die Ehre, mich zu verwünschen, sagte der Fürst, indem er sich bequem auf dem seidenen Divan streckte. Nun singe nur, Du prächtiges Gesindel, singe mich in Schlaf, denn ich bin müde; ich habe ein wenig stark dinirt im englischen Hof, und der Wein hat mich schläfrig gemacht. Singt mir also ein Wiegenlied, Ihr da unten!

Er neigte sein jugendlich schönes, von braunen Locken umwalltes Haupt in die Seitenlehne des Divans, und seine großen braunen Augen starrten mit einem träumerischen, dämmerigten Blick zu der Decke empor.

Das leise Oeffnen der Thür störte ihn nicht in seiner Siesta, er meinte vielleicht es sei der Kammerdiener, der Einiges im Zimmer zu ordnen habe, und er wandte daher nicht einmal den Kopf nach dem Geräusch der nahenden Schritte hin.

Aber jetzt auf Einmal sah er eine Frauengestalt dicht vor dem Divan stehen, und eine ernste, feierliche Stimme sagte: Ja, er ist es! Es ist der General von Santjago!

Der Fürst schrak zusammen und sprang auf, wie emporgeschnellt aus seiner ruhenden Stellung.

Marie, murmelte er erschrocken, wahrhaftig sie ist es!

Du erkennst mich also, Fürst Felix Lichnowsky? fragte sie mit ruhigem Ton. Ich habe also nicht nöthig Dir die Generalin Santjago vorzustellen! Du weißt, wer sie ist?

Gewiß weiß ich das, rief der Fürst, der jetzt schon seine vornehme, überlegene Haltung wieder angenommen hatte, gewiß weiß ich das. Du bist mein theures Helgolander Kind, bist mein holdes Lieb, die Blume der Fischerinnen, die schöne Marie Jackson!

Er lächelte ihr freundlich entgegen, er wollte sie in seine Arme ziehen, sie aber stieß ihn von sich, und schauete ihn an mit flammenden Zornesblicken.

Hüte Dich, mich zu berühren, rief sie glühend, denn meine Berührung könnte Dir den Tod geben. Ich bin gekommen, um Gericht zu halten, und ich sage Dir, Fürst Felix Lichnowsky, wenn Du nicht heute noch Buße thust, so mußt Du sterben, so mußt Du Deine Verbrechen mit Deinem Tode bezahlen.

Ach, mein holdes Kind, Du hast Dich also in das Fach der höheren Tragödie geworfen, rief der Fürst lachend. Du kommst als rächende Göttin der Liebe mit Gift und Dolch, den Treulosen zu strafen? Nun denn, sage mir, holde Göttin, was begehrst Du,

was muß ich thun, um Deine Verzeihung zu erhalten? Welches Sühnopfer forderst Du?

Ich fordere meine Ehre von Dir zurück, sagte sie feierlich.

Der Fürst lachte. Mein holdes Kind, sagte er, ich bin kein Gott, sondern nur ein Mensch, und ich kann daher Dir nicht die Ehre wiedergeben, welche Du Dir selber nicht gewahrt hast.

Du weißt, daß ich sie gewahrt habe, sagte sie ruhig. Du weißt, daß ich ein ehrbares und tugendhaftes Mädchen gewesen bin, daß kein Makel auf mir haftet. Nur meinem angetrauten Gatten gab ich mich hin in Liebe, nur als er mir vor Gottes Altar den Schwur ewiger Treue geleistet, ward ich sein Weib.

Ach, Du bist also jetzt eine verheirathete Frau? fragte der Fürst mit dem Anschein von Ueberraschung. Es freut mich das zu hören, und ich wünsche Dir von Herzen Glück dazu. Und wen hast Du Dir gewählt unter Deinen vielen Freiern? Wie heißt der Glückliche, der die Blume von Helgoland heimgeführt hat? Irgend ein hübscher, draller Fischerbursche, oder ein tüchtiger Lootse, nicht wahr? Sage mir, mein holdes Kind, wer ist Dein glücklicher Gatte?

Es ist der General von Sanctjago, sagte sie ruhig.

Der General von Sanctjago, erwiderte er unbefangen. Ach, ein schöner Name, und gewiß auch ein schöner Mann, nicht wahr?

Betrachte Dich im Spiegel, und dann kennst Du ihn, sagte sie noch immer anscheinend ruhig, nur daß ihre Lippen ein wenig zuckten, und daß ihre Wangen noch bleicher geworden waren, als zuvor.

Wie? fragte er erstaunt. Ich soll mich im Spiegel betrachten, um zu wissen, ob Dein General Sanctjago schön ist? Gleiche ich ihm denn so sehr?

Genug, rief sie heftig, genug endlich der Verstellung, der Lüge! Du bist es, welcher mein Gemahl ist! Von Dir fordere ich meine Ehre, fordere ich die Ehre meines Kindes, von Dir fordere ich, daß Du Dein rechtmäßiges Eheweib, Deinen legitimen Sohn anerkennst!

Von mir? fragte er mit einem lauten Lachen. Bin ich denn etwa der General Sanctjago?

Ja, Du bist es, sagte sie stolz und hoheitsvoll, Du bist der General von Sanctjago, Du bist der elende, erbärmliche Betrüger, der sich unter einem falschen Namen mir angetraut hat.

Der Fürst lachte wieder. Mein Kind, sagte er dann plötzlich ernst, Du hast Dir da einen allerliebsten Roman ausgesonnen, und ich zweifle nicht, daß er Dir in den Augen empfindsamer Damen und moralisirender Mütter ein sehr interessantes Aussehen giebt. Nur mußt Du von mir nicht fordern, daß ich, der Fürst Felix von Lichnowsky, auf denselben eingehe, und das bête de souffrance Deines höchst abenteuerlichen und fabelhaften Generals von Sanctjago werde. Ich bin sonst in allen Dingen gern bereit Dir zu dienen, und Dir meine Erkenntlichkeit zu beweisen, denn ich danke Dir schöne und genußreiche Stunden, ich danke Dir den letzten Traum von Liebe, meine theure, schöne Marie. Ja, ich werde es nie verleugnen, daß Du mich sehr glücklich gemacht, daß ich durch Dich auf einige Wochen wieder zu einem jungen, verliebten Schwärmer geworden, dem es das höchste Glück schien, die Geliebte zu besitzen, und der sich beseligt fühlte durch ihre heiße Gegenliebe. Ich werde das nie verleugnen, wie gesagt, und so oft ich Deiner gedachte, mein holdes Kind, summte ich leise vor mich hin das allerliebste Tyrolerliedchen: „daß Du mich lieb hatt'st, bedank' ich mich schön". Aber Du weißt, meine kluge, vielerfahrene Helgolanderin, Du

weißt, daß das Glück und die Liebe nicht ewig dauern können, und daß die Saison sie jedes Mal von Helgoland entführt, wie sie auch mich Dir entführte. Wir haben damals mit tausend Thränen von einander Abschied genommen, und ich schwur Dir ewige Dankbarkeit. Aber, theuerste Marie Jackson, ich kann die Dankbarkeit nicht so weit treiben, zu sühnen, was ein Anderer verschuldet hat.

Ein Anderer, rief sie. Du wagst es zu leugnen, daß Du, Fürst Felix Lichnowsky, daß Du der General von Sanctjago, mein angetrauter Gatte bist?

Er zuckte mit einem verächtlichen Lächeln die Achseln. Mein Kind, sagte er, das Mährchen ist doch gar zu plumper Erfindung. Niemand, selbst nicht der demokratische Pöbel, wird es Dir glauben.

Jedermann wird es mir glauben, wenn ich dieses Bild, Dein Portrait hier zeige, rief sie, das Medaillon aus ihrem Busen hervorziehend.

Nun ja, erwiderte er lächelnd, das ist allerdings mein Portrait; ich gab es Dir als Andenken an unser schönes Liebesglück, und es freut mich, daß Du es aufbewahrt hast, trotz Deines Herrn Gemahls. Aber was hat das mit dem mir vollkommen unbekannten Herrn General von Sanctjago zu thun?

Du weißt es, oh Du weißt es! schrie sie außer sich, zitternd vor Aufregung, vor Zorn und Schmerz.

Ich gestehe, daß ich gar nichts weiß, sagte er gelassen, und daß ich wirklich begierig wäre zu erfahren, welch ein Zusammenhang zwischen meinem Portrait und jenem Herrn sein kann, der, wie Du sagst, sich Dir feierlich hat antrauen lassen.

Welch ein Zusammenhang? fragte sie keuchend, mit bleichen Lippen, mit zuckenden Mienen. Nun, wohlan, ich will es Dir sagen: Du bist der General von Sanctjago, Du und Er, Ihr seid Eins!

Wie? fragte er verwundert. Sprichst Du denn wirklich im Ernst? Wär's möglich, daß es irgend einen Menschen geben könnte, der mir so ähnlich sieht, daß man mich mit ihm verwechseln könnte?

Du weißt es, schrie sie mit Thränen der Wuth, Du weißt es, daß Du es selber bist, Du mein Gatte, der Vater meines Kindes!

Und in ihrer leidenschaftlichen Erregung stürzte sie zu ihm hin, wollte sie ihn mit ihren ausgebreiteten Armen umschlingen. Er aber wehrte sie heftig zurück.

Das geht zu weit, sagte er zürnend und mit düsterer Miene. Für einen Scherz ist die Sache zu

ernst, und um sie ernsthaft zu nehmen, ist sie doch in der That zu scherzhaft. Laß es jetzt genug sein, meine schöne, liebe Marie, und sage mir, ob ich etwas für Dich thun kann; ich bin zu allem Möglichen mit Freuden bereit, denn „daß Du mich lieb hatt'st, bedank' ich mich schön".

Du wagst es zu leugnen, daß Du der General von Sanctjago bist? schrie sie wild.

Ich bin der Fürst Felix von Lichnowsky, sagte er stolz, bin es ebenso gewiß, wie Du die schöne Marie Jackson von Helgoland bist. Aber freilich, Du machst jetzt auf einen großen Namen und einen vornehmen Titel Anspruch. Kannst Du denn diese Ansprüche beweisen?

Ich trage die Beweise bei mir, sagte sie. Das von den Behörden ausgestellte und beglaubigte Zeugniß meiner Trauung.

Nun, so gehe mit demselben durch die Welt, Dir Deinen ungetreuen Gemahl zu suchen. Ich möchte Dir gern dabei behülflich sein, meine schöne Dido, aber es wird leider unmöglich sein, da ich Deinen Aeneas nicht kenne.

Du bleibst also dabei? fragte sie. Du verleugnest mich und Dein Kind?

Ich werde niemals verleugnen Dich geliebt zu haben, und Dir schöne Tage zu verdanken. Aber ich kann mir nicht Dinge aufbürden lassen, die mir fremd sind. Ich habe gar keine Gemeinschaft mit dem General von Sanctjago!

Ist dies Dein letztes Wort?

Es ist mein letztes!

Auch dann, wenn ich Dir sage, daß Du damit Dein Todesurtheil aussprichst?

Der Fürst antwortete mit einem lauten Lachen.

Lache nicht, rief sie drohend. Ich rede die Wahrheit, Du sprichst Dir selber das Gericht, wenn Du jetzt nicht Buße thun, nicht bereuen und wieder gut machen willst.

Ich habe nichts zu bereuen, nichts wieder gut zu machen, rief er heftig.

Ueberlege noch, sagte sie fast flehend. Du bist so jung, so schön, Du kannst noch eine so lange, so glanzvolle Zukunft vor Dir haben. Ueberlege also, sprich nicht Dein Todesurtheil, habe Erbarmen mit Dir selber, wenn Du es nicht mit mir haben willst.

Aber es scheint, Du sprichst wahrhaftig im Ernst? rief er lachend? Du glaubst an Deine Drohungen? Was ist es denn, was ich zu fürchten habe?

Den Tod, Fürst Felix Lichnowsky, sagte sie feierlich.

Den Tod, rief er lachend. Den Tod! Und von wem? Wer spricht mein Todesurtheil?

Ich spreche es, und das Volk wird es vollziehen, rief sie feierlich. Hörst Du es schreien da unten? Es ist das Volk, das wüthende, das blutgierige Volk. Ich gehöre zu ihm, ich bin eine Tochter des Volkes, und wie sie Dich verwünschen, so lieben sie mich. Ich bin mit allen Denen da unten bekannt, ich habe Theil genommen an ihren Berathungen und Versammlungen, sie kennen mich, und ich kenne sie. Ich brauche jetzt nur hinunter zu gehen und ihnen zu erzählen, was Du mir gethan, und um Dein Leben ist es geschehen, und das Volk wird Rache nehmen für das, was der stolze Aristokrat einer Tochter des Volkes Böses gethan. Oh, darum gehe in Dich, und bereue! Stoße mich nicht von Dir, wolle nicht, daß ich Deine Mörderin werde!

Meine Mörderin, rief der Fürst lachend. Mein Kind, Du nimmst die Sache in der That viel zu tragisch, und Du hast auch einen viel zu großen Glauben an die Macht des sogenannten Volkes. Ich glaube wohl, daß der liebe Pöbel mich von Herzen

haßt, und daß, wenn Du ihm Dein romantisches Märchen erzählst, sie wuthschnaubend mich nicht bloß für einen Volksverräther erklären werden, wie sie das gestern auf der Pfingstwiese gethan, sondern auch für einen Frauenverräther, der das Verbrechen begeht, nicht einmal die Sünden und den Treubruch Anderer büßen zu wollen, der nicht für den fabelhaften General von Santjago gelten will, da er doch die Ehre hat, der Fürst Felix von Lichnowsky zu sein.

Du bist also entschlossen? fragte sie kalt und feierlich. Du willst also sterben?

Nein, ich kann nicht sagen, daß ich schon jetzt dazu große Neigung verspüre, rief er lachend. Aber ich glaube auch nicht, daß der Tod mir schon so nahe ist, und jedenfalls fürchte ich nicht Deine Drohungen. Und nun, meine schöne Kleine, laß es genug sein und verzeihe mir, wenn ich Dich bitte, mich zu verlassen. Ich habe Lust, einen Spazierritt zu machen, also laß uns Abschied von einander nehmen.

Oh Gott, Gott, schrie sie wild. Du willst mich und Dein Kind verleugnen? Du willst nicht wieder gut machen, was Du verschuldet hast?

Ich habe nichts verschuldet und also habe ich nichts wieder gut zu machen, rief er achselzuckend. Wir

haben uns geliebt, das ist wahr. Aber wenn man Dich ansieht, wird Jeder zugestehen, daß dies kein todeswürdiges Verbrechen, sondern die natürliche Folge Deiner Schönheit ist, denn Du bist noch immer schön, meine liebe Marie, und ich bitte Dich, mich wenigstens einen Abschiedskuß auf Deine holden Lippen drücken zu lassen.

Er wollte sich ihr wieder nähern, sie aber streckte drohend ihre beiden Hände gegen ihn aus. Wage es nicht, mich zu berühren, rief sie gebieterisch. Ich sage mich los von Dir für immerdar. Ich übergebe Dich dem Gericht. Dort unten auf der Straße erwartet es Dich. Steige hinab zu ihm, wenn Du den Tod nicht scheuest, verbirg Dich, wenn Du ein Feigling bist. Dein Leben und Dein Sterben lag in Deiner Hand. Du hast den Tod gewählt! Wohlan, Du sollst ihn haben!

Sie wandte sich von ihm und verließ langsamen Schrittes, ohne noch einmal zurückzuschauen, das Gemach. Der Fürst blickte ihr gedankenvoll nach, und ein seltsames Grauen beschlich einen Moment sein Herz.

Sie sprach so, als ob sie wahrhaftig an ihre Worte glaubte, sagte er leise vor sich hin, als ob sie wirklich mein Todesurtheil in ihren Händen hielte.

Ja, ja, wenn sie ihre Geschichte dem Volke da unten erzählt, so wird es wüthend werden, und in seiner tugendhaften Wuth wäre es wohl im Stande, die alberne Person an mir rächen zu wollen. Ich bin ja überdies dem lieben Pöbel schon lange ein Dorn im Auge, sie hätten mich schon lange gern umgebracht, weil ich nicht die Trompete der modernen Volksbegeisterung blase, sondern lieber God save the King singen mag. Dünkt sich jetzt der Souverain, das erbärmliche Gesindel, und möchte Jeden zu einem Verbrecher stempeln, der es nicht anerkennen will in seiner Erhabenheit, sondern es so von Herzen verachtet, wie ich es thue.

Ein lautes Gebrüll tönte eben von der Straße zu ihm herauf. Fluch über den Verräther! heulte es zu den Fenstern empor. Tod dem Fürsten Felix von Lichnowsky!

Er zuckte lächelnd die Achseln und trat hinter den Fenstervorhang, um durch die Spalte desselben hinunter zu schauen auf die Straße. Er sah da drüben das bleiche Weib, die auf einem Prallstein stehend, gestützt von zwei Weibern, auf welche sie sich lehnte, mit lebhafter Gesticulation zu dem Volke sprach, das in dichten Massen sich um sie drängte.

Wahrhaftig, es ist Marie, murmelte der Fürst, und sie erzählt dem Gesindel ihre Geschichte. Hei, wie sie immer wüthender werden, je weiter sie spricht, wie sie die Fäuste ballen und Verwünschungen gegen mich brüllen. Es ist wahrhaftig belustigend, das zu sehen und zu hören.

Der Fürst blieb hinter dem Vorhang stehen, und behaglich seine Cigarre rauchend, schauete er hinunter auf das Volk, das sich um Marie drängte und bald in athemloser Spannung auf ihre Worte lauschte, bald wieder in tobendes Geschrei, in wilde Flüche ausbrach.

Auf einmal ward dies Geschrei von andern Schreien, von anderem Gebrüll übertönt, das von dem entgegengesetzten Ende der Straße herauf tönte und sich immer näher heranwälzte.

Die Preußen kommen, die Preußen kommen! hallte es jetzt durch die Menge, und schon sah man dort links um die Ecke der Straße einige Cavalleristen mit ihren blinkenden Helmen erscheinen, sah sie vorwärts sprengen in das dichte Menschengewühl, sah Reih' an Reihe gedrängt die andern Schaaren ihnen folgen.

Das Volk brüllte laut auf vor Schmerz und Wuth, es stäubte entsetzt auseinander, es floh nach allen Sei-

ten hin, die preußischen Cavalleristen sprengten vorwärts, die Straße zu säubern, und in wenigen Minuten war es gethan, war das Volk verschwunden, hatten die Preußen die Straße besetzt.

Elendes Pack, rief der Fürst verächtlich, indem er seine Cigarre bei Seite warf. Großmäulig, wenn es sich sicher glaubt, muthlos und feig, sobald es angegriffen wird! Und vor dem Gesindel sollte ich mich fürchten! Ich, der Chevalier sans peur et sans reproche, wie mich meine liebe Herzogin immer zu nennen pflegt. Ah, ich will es ihnen beweisen, daß ich mich nicht fürchte und daß ihre Drohungen nicht den geringsten Eindruck auf mich machen. Der Pöbel hat mich vorhin, als ich aus der Paulskirche kam, vor der Thür mit lautem Zischen und Höhnen empfangen,*) jetzt soll er sehen, daß mir sein Zischen und Höhnen ganz gleichgültig ist und daß er meinetwegen damit von Neuem beginnen kann.

Er nahm seinen Hut und wandte sich der Thür zu, aber schon im Begriff, die Schwelle zu überschreiten, kehrte er noch einmal zurück. Ich will doch nicht

*) Georg Pflüger, Enthüllungen des berühmten Processes und seiner Geschichte, die Tödtung des Generals von Auerswald und des Fürsten Lichnowsky betreffend. 1. S. 9.

ganz unbewaffnet sein, sagte er vor sich hin. Man muß sich doch auf alle Fälle vorbereiten, und obwohl ich dem Gesindel nicht den Muth zutraue, mich anzugreifen, so will ich doch bereit sein, mich vertheidigen zu können.

Er nahm aus der Cassette ein kleines Taschenpistol, untersuchte die Ladung der beiden Läufe und steckte es in seinen Busen. Sodann griff er nach dem dicken spanischen Rohr, das neben seinem Hut gelegen, schrob den goldenen Knopf desselben ab und zog den in dem Stock befindlichen Stoßdegen hervor.

Die Klinge ist gut, sagte er, einige Hiebe durch die Luft sausend, sie wird mir im Nothfall vortreffliche Dienste leisten. Ueberdies habe ich meiner theuren Herzogin, als sie bei meiner Abreise nach Frankfurt mir diesen Stoßdegen übergab, feierlich schwören müssen, niemals ohne denselben mich unter das Volk zu wagen. Ich werde also meinen Schwur halten, ich werde den Stoßdegen mit mir nehmen.

Nun trat er noch einmal zum Spiegel und schaute lächelnd hinein, ordnete hier einige seiner braunen, glänzenden Locken, die zu beiden Seiten der Stirn unter dem grauen Hut hervorquollen, strich den schönen schwarzen Schnurrbart, dessen Spitzen in zwei

zierlichen Löckchen endeten, durch seine weißen, von Brillantringen funkelnden Finger, knöpfte den hellgrauen Surtout bis zum Halse hinauf zu und betrachtete dann mit sichtbarem Wohlgefallen sein schönes Gesicht und seine edle schlanke Gestalt.

Wahrhaftig, es wäre schade, wenn das elende Lumpengesindel Hand an mich legen sollte, rief er mit einem lauten, spöttischen Lachen. Ich bin in der That doch zu gut dazu, um dem stinkenden Pöbel als Beute zu fallen und von ihm hingeschlachtet zu werden. Ah bah, was für Unsinn schwatze ich da aber auch! Ich glaube, die hochtönenden Worte meiner lieben Helgoländer Kassandra haben mir den Verstand umnebelt und mich wider meinen Willen mit düstern Ahnungen erfüllt. Fort mit ihnen! Fürst Felix von Lichnowsky ist nicht dazu gemacht, um ein so klägliches Ende zu nehmen und von dem Pöbel gemordet zu werden. Er hat noch viel Ehre, viel Ruhm und viel Liebe zu erwerben, noch viel zu genießen, und er wird, so Gott will, einst eines ehrenvollen Todes sterben. Fort mit den Grillen! Hinaus in die Luft!

Er durchschritt das Zimmer und öffnete die Thür. Wie er die Schwelle überschreiten wollte, stolperte er

— einer seiner silbernen Sporen hatte sich in die Portière verwickelt und hielt ihn zurück.

Ein böses Omen, sagte der Fürst lächelnd, indem er den Fuß befreiete, wäre meine liebe Herzogin hier, so würde sie nicht erlauben, daß ich heute das Zimmer verließe. Aber ich, Gott sei Dank, ich bin nicht abergläubisch.

---

## XV.

# Die Todeshetze.

Unangefochten war Fürst Felix Lichnowsky die Zeil hinunter gegangen, denn diese Straße war jetzt ganz und gar von den Preußen besetzt. Das Volk, welches von ihnen vertrieben worden, hatte sich in die Nebenstraßen zurückgezogen und bauete dort mit rasender Hast große Barricaden, um die Eingänge der Straßen gegen das Vordringen der Preußen zu schützen.

Man sah also auf der langen und prachtvollen Zeil, deren sonst so glänzende Läden heute sämmtlich geschlossen waren, nichts weiter als die zu beiden Seiten der Straße aufmarschirten Reihen von Militair und dann und wann irgend einen Civilisten, der im Vollgefühl seiner „guten Gesinnung“ es wagen durfte, sich dem Militair zu zeigen. Einige dieser

Civilisten waren dem Fürsten als Abgeordnete aus der Paulskirche wohlbekannt, und er blieb stehen, um sich mit ihnen zu unterhalten und mit ihnen zu scherzen über das tolle Gesindel, welches sich vermessen wolle, eine Revolution zu machen und schon bei dem Erscheinen der Preußen in wilder Flucht davon gerast sei.

Aber in den angrenzenden Straßen haben sie sich wieder gesammelt, erzählte einer der Herren. Da bauen sie Barricaden, da werden fanatische Reden gehalten, da brüllt das Volk, daß es heute Rache nehmen will an allen Volksverräthern.

Also vor allen Dingen an mir, sagte der Fürst lächelnd, denn ich bin doch dem lieben Pöbel der Volksverräther par excellence.

Und ich möchte mir erlauben, Ew. Durchlaucht den Rath zu geben, daß Sie sich heute lieber dem Volke nicht zeigen wollen, sagte ein anderer der Herren. Ich darf Ihnen nicht verhehlen, Durchlaucht, daß das Volk allerdings von Ihnen vorzugsweise mit Erbitterung spricht, und daß es heute in seiner unsinnigen Aufregung Ihren Namen mit wilden Verwünschungen begleitet.

Ich weiß das, mein Freund, sagte der Fürst ruhig,

aber ich rechne mir diese Verwünschungen des Pöbels zur Ehre an, und ich würde mich selbst verachten, wenn ich vor ihnen mich feig verbergen wollte. Im Gegentheil, ich bin entschlossen, mich dem Pöbel heute recht viel zu zeigen, damit es inne werde, was ich von seinen Drohungen halte. Man hat mir vorher erzählt, daß eine Sturmpetition von Abgeordneten der Linken sich zum Reichsverweser begeben wolle, um ihn zu zwingen, den Beschluß wegen der Annahme des Malmöer Waffenstillstandes zurück zu nehmen. Ich glaube, es wird gut sein, den Reichsverweser davon zu benachrichtigen und einige Vorkehrungen zu seiner Sicherheit zu treffen. Ich werde mich also hinaus begeben nach der Villa des Erzherzogs.

Zu Fuß, Durchlaucht, ohne alle Begleitung?

Ich werde mir von einem mir befreundeten österreichischen Officier ein Pferd borgen, und vielleicht finde ich noch Jemand, der sich entschließt, mich auf meinem Spazierritt zu begleiten.

Er grüßte die Herren mit einem freundlichen Kopfnicken und ging rasch von dannen nach der nahegelegenen Wohnung des österreichischen Obristen von Meyern, den er um sein Pferd zu einem Spazierritt bat.

Sie wollen heute spazieren reiten, Durchlaucht? fragte Herr von Meyern erstaunt.

Und warum nicht, mein Freund?

Nun, Durchlaucht, einfach deshalb nicht, weil man heute eher riskirt, dem Tode, als einem hübschen Mädchen zu begegnen.

Begegne ich ihm, so grüße ich ihn und reite rasch vorüber, sagte der Fürst lächelnd. Ich bitte Sie, Freund, leihen Sie mir ein Pferd. Ich muß hinaus zum Reichsverweser, um ihn zu warnen.

Sie wollen Andere warnen, Durchlaucht? Ich beschwöre Sie, lassen Sie sich lieber selber warnen. Reiten Sie heute nicht! Es droht Ihnen Gefahr! Sie haben Feinde, viele erbitterte Feinde, und diese sind heute beflissen, das Volk gegen Sie aufzureizen. Sie lassen dazu kein Mittel unversucht, und ich selber, als ich auf der Straße war, um ein wenig zu recognosciren, sah da einen ungeheuren Volksauflauf, in dessen Mitte auf einer Barricade ein junges Weib stand und mit leidenschaftlicher Beredsamkeit die Wuth des Volkes gegen Ew. Durchlaucht aufzustacheln suchte.

Ich weiß es, sagte der Fürst freundlich. Ich kenne diese arme Person, sie ist in Folge einer unglücklichen Liebschaft wahnsinnig geworden, und in ihrem Wahn=

sinn hält sie mich für den Treulosen, der sie verlassen hat. Wollen Sie wohl glauben, daß dies arme Weib heute morgen bei mir war, um in vollem Ernst von mir zu begehren, ich solle sie als meine Gemahlin anerkennen?

Ah, superb! Und weil Ew. Durchlaucht sich weigerten, hetzt sie jetzt das Volk gegen Sie auf? Man sollte diese Wahnsinnige verhaften, Durchlaucht, um sie unschädlich zu machen.

Wozu? fragte Lichnowsky achselzuckend. Lassen Sie die arme Person doch reden, es erleichtert ihr das schwere Herz, und was schadet es mir? Das Volk haßt mich, und da gilt es gleich, ob diesem Haß noch ein wenig Gift hinzugefügt wird. Aber jetzt sagen Sie mir, mein Freund, wollen Sie mir ein Pferd leihen?

Durchlaucht, mein Diener hält es schon bereit, wenn Sie denn durchaus reiten wollen. Aber ich wiederhole meine Warnung, seien Sie auf Ihrer Huth, Fürst, und bleiben Sie lieber heute daheim, denn es ist gefährlich für Sie, sich heute dem Volke zu zeigen.

Aber dem Kühnen lacht das Glück, rief der Fürst. Ich danke Ihnen für das Pferd und werde es Ihnen

in einigen Stunden sauf et sain wieder zurückbringen.

Er eilte von dannen, schwang sich auf das vor der Hausthür für ihn bereitstehende Pferd und sprengte die nach dem Eschenheimer Thor führende Wallstraße hinunter.

Aber schon nach wenigen Minuten hielt er sein Pferd an. Er hatte da an der Seite der Straße einen Freund gesehen, den er vielleicht bewegen konnte, ihn auf seinem Spazierritt zu begleiten.

Gott zum Gruß, mein theurer Herr von Leiningen, rief er ihm entgegen. Mein guter Genius führt Sie mir entgegen. Wollen Sie mir nicht Ihre Begleitung schenken? Ich reite zu Ihrer Wohnung hin und warte, bis Ihr Pferd gesattelt ist.

Und wohin wollen Sie, Fürst? fragte Herr von Leiningen.

Hinaus zum Reichsverweser, um ihn vor der Sturmpetition zu warnen, die zu ihm will. Nicht wahr, Sie begleiten mich?

Sie reden im Ernst, Fürst? Sie wollen wirklich da hinausreiten?

Im vollen Ernste, ja.

Nun denn, wenn Sie etwa zwei Köpfe haben, so

thun Sie es. Aber wer nur einen Kopf zu verlieren hat, der bleibt heute daheim.*)

Eh bien, nehmen wir also an, daß ich zwei Köpfe habe, denn ich bleibe nicht daheim, rief der Fürst, indem er Herrn von Leiningen freundlich zunickte und seinen Weg fortsetzte.

Indessen schon nach einigen Minuten sollte sein Ritt abermals unterbrochen werden. Abermals kam ein Bekannter des Fürsten, ein Herr Becker, die Straße daher, winkte, da er den Fürsten erkannte, ihm lebhaft zu, anzuhalten, und eilte zu ihm hin in die Mitte der Straße.

Was giebt es, lieber Becker, was haben Sie mir zu sagen? fragte der Fürst lächelnd.

Durchlaucht, erwiederte der Angeredete ernst, ich habe Ihnen zu sagen, daß es von Ihnen eine Tollkühnheit ist, sich heute auf der Straße sehen zu lassen, und daß, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, Sie sofort Ihr Pferd umwenden, sich in Ihre Wohnung zurück begeben und dieselbe den ganzen Tag nicht wieder verlassen.

---

*) Herrn von Leiningens eigene Worte. Siehe: Pflüger, Enthüllungen über den Proceß Lichnowsky ꝛc. I. S. 19.

Sie glauben also, mir drohe Gefahr? fragte der Fürst gleichgültig.

Ich glaube es nicht nur, sondern ich bin davon überzeugt. Ich habe eben einen Gang durch die Stadt gemacht, durch alle die Straßen, welche das Volk inne hat. Ueberall bauet es Barricaden, überall schwört es Tod den Volksverräthern, überall nennt es den Fürsten Felix Lichnowsky als denjenigen, welchen die Rache des Volkes zuerst treffen muß.

Und Sie meinen, solche Radomontaden des Lumpenpacks sollten mich verhindern, mich öffentlich sehen zu lassen?

Ich meine das, Durchlaucht, ich meine, Sie sollten dem Volk heute ebenso sehr ausweichen, wie man dem wüthenden Stier ausweicht und den Weg vermeidet, auf welchem man ihm begegnen müßte.

Ah, Sie irren, mein Freund, rief der Fürst lächelnd. Ich weiche keinem wüthenden Stier aus, denn ich habe in Spanien von einem geschickten Toreador gelernt, wie man die Thiere, selbst wenn sie in der größten Wuth sind, bändigen kann. Ein geschickter Griff zwischen die Hörner, man schwingt sich auf ihren Rücken und wird ihrer Herr. Nein, ich weiche keinem wüthenden Stier aus.

Nun, Durchlaucht, so weichen Sie dem Volk, weichen Sie Ihren Feinden.

Wer sind diese Feinde?

Durchlaucht, alle Diejenigen, welche sich zum Volke rechnen, welche zu der Demokratie gehören.

Mit Einem Worte: aller Pöbel, rief der Fürst, stolz das Haupt zurückwerfend.

Durchlaucht, es befinden sich unter Ihren Feinden die ehrenwerthesten Männer, aber freilich auch viel verachtungswürdige, und diese Letzteren gerade haben Sie am meisten zu fürchten, denn diese können Alles wagen, da sie nichts zu verlieren haben. Glauben Sie mir, Durchlaucht, es ist nicht klug von Ihnen, sich heute öffentlich zu zeigen.

Es mag nicht klug sein, es zu thun, aber jedenfalls wäre es feig, es nicht zu thun, sagte der Fürst achselzuckend, und nach der Demokratie hasse ich nichts so sehr als die Feigheit. Ich reite also!

Sie wollen mir nicht glauben, aber vielleicht glauben Sie Herrn von Bethmann. Sehen Sie, dort kommt er eben, fragen Sie ihn doch, ob er Ew. Durchlaucht rathen kann, sich heute auf den Straßen sehen zu lassen.

Nimmermehr könnte ich Ihnen das rathen, rief

Herr von Bethmann, welcher die letzten Worte des Herrn Becker gehört hatte, und jetzt rasch zu dem Fürsten herantrat. Wer Sie liebt, Durchlaucht, der muß Sie beschwören, heute daheim zu bleiben, jedes Begegnen mit dem Volk zu meiden, denn jeder Schritt auf der Straße bedroht Sie mit Gefahren.

Mit was für Gefahren und von wem kommen sie?

Auf das Alles kann ich Ihnen keine Auskunft geben, Durchlaucht. Ich weiß nicht bestimmt zu sagen, was für Gefahren Sie bedrohen, nicht wo, wann, wie, und durch wessen Hand sie Sie treffen können, aber sie sind vorhanden, und deshalb beschwöre ich Sie, ihnen auszuweichen!

Unmöglich, ich würde mich selbst verachten, wenn ich es thäte, rief der Fürst. Leben Sie wohl!

Er drückte dem Pferde die Sporen in die Seiten, daß es mit raschen Sätzen vorwärts sprengte.

Ihnen Allen zum Trotz will ich meinen Willen durchsetzen, sagte der Fürst zu sich selber, indem er dann langsamer die Wallstraße dahin ritt. Es soll nicht gesagt werden, daß ich, der ich so oft meine Verachtung gegen das sogenannte Volk ausgesprochen habe, ihm jetzt die Ehre anthue, mich vor ihm zu fürchten. Aber ich will versuchen mir einen Begleiter

zu schaffen, und wahrhaftig, da habe ich schon, was ich brauche. Der General von Auerswald soll mich begleiten!

Und er sprengte dem Herrn entgegen, der soeben um die Ecke der Bleichstraße daher kam.

Mein lieber General von Auerswald, rief er fröhlich, nicht wahr, Sie sind mein Partner? Sie reiten mit mir hinaus zum Reichsverweser?

Heute? Jetzt? fragte der General kopfschüttelnd. Sie wissen also nicht, daß ganz Frankfurt in Aufruhr ist? Daß man überall Barricaden baut, und daß namentlich draußen vor den Thoren ganze Schaaren tobenden, wüthenden Gesindels sich zusammen gehäuft haben, die von den benachbarten Ortschaften herübergekommen sind, und voller Kampfes- und Mordlust nur des Rufes ihrer Führer warten, um in die Stadt einzuziehen?

Ich weiß das Alles, rief der Fürst ungeduldig. Aber ich gestehe, daß ich von Ihnen dergleichen Fragen nicht erwartete. Ist es möglich, Sie General, Sie fürchten sich vor einer Hand voll Lumpenbuben?

Ich mich fürchten? fragte der General, über dessen biederes Angesicht ein Erröthen des Unwillens zuckte. Nein, ich fürchte mich nicht, und ich will es Ihnen

beweisen! Schaffen Sie mir ein Pferd, und ich reite mit Ihnen!

Bravo, mein General, bravo! Das Pferd werden Sie leicht erhalten! Sehen Sie, wir befinden uns hier gerade vor dem Hause unsres gemeinschaftlichen Freundes, des Reichskriegsministers von Peucker. Gehen Sie hinein, mein lieber General, und fordern Sie, daß man Ihnen ein Pferd gebe. Man wird es Ihnen sicher nicht weigern.

Nein, Sie haben Recht, man wird es mir nicht weigern. Erwarten Sie mich hier, Fürst, ich werde sogleich wieder bei Ihnen sein!

Und der General begab sich eilenden Schrittes in das Haus.

Fürst Lichnowsky blieb vor der Thüre halten und wartete; er blickte mit lächelnder Ruhe auf die Barricade hin, die unweit von ihm sich in der Mitte der Straße befand, und an deren Bau eben noch ein Dutzend Männer und Knaben mit wüthender Eilfertigkeit beschäftigt waren.

Auf einmal kam mit lautem Trommelschlag um die Ecke der nächstgelegenen Straße ein Detachement Soldaten daher gezogen, und marschirte gerade auf die Barricade los.

Hurrah, die Preußen kommen, rief der Fürst, nun wird der Hexentanz losgehen!

Ja, der Hexentanz ging los! Die Preußen gaben eine volle Salve auf die Barricadenkämpfer, welche unter furchtbarem Geschrei mit ihrem Gewehrfeuer antworteten. Jeder ihrer wohlgezielten Schüsse traf seinen Mann, streckte einen Soldaten nieder und fachte damit die Kampfeslust des Militairs zu neuer Wuth an. Eine abermalige Salve erfolgte. Fürst Lichnowsky beobachtete mit neugieriger Spannung die Wirkung derselben, und brach in ein lautes Bravo! Bravo! aus, als er die beiden Kämpfer, welche eben noch oben auf der Barricade gestanden, zurücktaumeln und verschwinden sah.

Bravo, meine tapfern Preußen, rief er, schießt das Gesindel zusammen, macht die Straße frei von den abscheulichen Barricaden!

Durchlaucht, ich bin bereit, sagte in diesem Augenblick der General von Auerswald hoch zu Roß neben ihm. Sie sollen sehen, daß ich mich durchaus nicht fürchte, obwohl es mir ziemlich waghalsig scheint, was wir unternehmen. Vorwärts also!

Vorwärts, mon ami! Wir können nicht warten, bis die lieben Preußen die Barricaden genommen, und

uns den Weg frei gemacht haben. Lassen Sie uns also durch diese Nebengassen zum Eschenheimer Thor hinreiten. Ich kenne den Weg ganz genau! Kommen Sie!

Sie ritten in die Nebengasse hinein, aber nur langsam, nur schrittweise konnten sie vorwärts kommen, denn überall waren sie umwogt von Menschenmassen, die im wilden Durcheinander hierhin und dorthin stürmten, und an allen Ecken sich sammelten, um Barricaden zu bauen, und sich hinter denselben zu verschanzen.

Der Kampf, so schien es, war jetzt schon in der ganzen Stadt verbreitet. Von allen Seiten her vernahm man das Donnern der Geschütze, das Läuten der Sturmglocken, das Heulen und Brüllen des Volkes.

Die Beiden ritten schweigend weiter dem Eschenheimer Thor zu. Der General mit düsterm, trotzigem Angesicht, als grollte er noch immer darüber, daß Lichnowsky ihn der Furcht beschuldigt habe, der Fürst mit keckem Umherschauen, als wolle er die Gefahr herausfordern, die er mit so viel Uebermuth bravirte.

Und die Gefahr sollte nur allzuschnell seiner Herausforderung folgen! Da draußen vor dem Eschen=

heimer Thor, da wartete sie der beiden Reiter! Da empfing sie dieselben mit lautem Gebrüll, mit wüthenden Verhöhnungen, mit heftigen Steinwürfen, da heulten wilde Volkshaufen ihnen entgegen und schnitten ihnen den Weg ab, den sie reiten wollten.

Sie sprengten seitwärts dahin auf einen Nebenweg, und gelangten glücklich und unaufgehalten bis zu dem Friedberger Thor. Aber da wartete der beiden Reiter wieder die Gefahr, da streckte sie ihnen schon wieder ihr bleiches, höhnendes Medusen-Angesicht entgegen.

Aber Fürst Felix Lichnowsky wollte dieses Antlitz noch immer nicht sehen, er wollte die Nähe der Gefahr noch immer nicht achten! Er sprengte auf den Volkshaufen zu, der dort vor dem Friedberger Thor um das „Hessendenkmal“ sich gesammelt hatte, und da er sah, daß diese Leute bewaffnet waren, forderte er sie mit lauter, gebieterischer Stimme auf, ihre Waffen niederzulegen.

Sie sahen ihn erstaunt, verwundert an, sie lachten laut auf, und fragten sich verwundert untereinander, wer diese beiden Reiter sein möchten, die sich erlauben wollten ihnen zu befehlen, ihnen zu gebieten, daß sie die Waffen niederlegen sollten, da sie doch eigens

von Bockenheim herüber gekommen, um sie zu gebrauchen und die „Volksverräther" zu bekämpfen?

Und immer dichter umdrängten die Fragenden die beiden Reiter, immer drohender wurden die Gesichter, immer lauter schrieen sie: wer seid Ihr? Wer giebt Euch das Recht uns zu befehlen?

Auf Einmal stürzte aus dem dichtesten Volkshaufen ein junges Weib hervor mit todesbleichen Wangen, mit blitzenden Augen. Ihr fragt, wer er ist? schrie sie, die erhobene Hand gegen den Fürsten ausstreckend. Ich will es Euch sagen: Es ist der Fürst Felix von Lichnowsky!

Marie, murmelte der Fürst, und er drängte sein Pferd von ihr zurück, näher zu dem General Auerswald heran.

Die Menge empfing diesen Namen mit einem lauten Wuthgeheul. Lichnowsky! brüllte sie. Er ist ein Spion! Ein Volksverräther! Er muß sterben!

Die Gefahr war da! Sie umringte die Reiter von allen Seiten, und jetzt konnte auch Fürst Lichnowsky ihre Nähe nicht mehr ableugnen, jetzt überschlich ein leises Grauen sein Herz, und machte ih erbeben.

General, sagte er, sich zu seinem Begleiter neigend, wir müssen uns durch einen coup de desperation von dem Gesindel befreien. Geben Sie wohl Acht auf mich. So wie ich gefeuert habe, sprengen wir rechts von dannen!

Er zog das Pistol aus der Tasche und feuerte. Ein lauter Weheschrei ertönte, den das Volk mit einem Wuthgeschrei erwiderte.

Aber der Fürst hatte doch seinen Zweck erreicht, das Volk wich einen Augenblick zurück, und durch die sich öffnende Gasse konnte er mit dem General dahin sprengen, die Chaussee entlang, den Weg nach dem Allerheiligenthor dahin. Ein Hagel von Steinen ward ihm nachgeschleudert, Schüsse wurden abgefeuert, aber weder die Steine, noch die Schüsse trafen die beiden Reiter, die jetzt im vollen Gallopp dahin jagten.

Aber die Gefahr jagte mit ihnen, sie war an ihrer Seite, sie empfing sie mit höhnendem Medusen-Angesicht, als sie jetzt nach einem wilden, verwirrten Ritt wieder unfern des „Hessendenkmals“ am Friedberger Thor anlangten. Die Gefahr hat ihnen schon die Sinne verwirrt, den Verstand umnebelt, treibt sie gerade wieder den Feinden entgegen, denen sie entfliehen wollten.

Da sind sie schon wieder! brüllt die Menge ihnen entgegen.

Der ist er, der Volksverräther! Der Spion! Der Lichnowsky!

Ein Hagel von Steinen braus't ihnen entgegen. Sie wenden die Pferde, sie reiten zurück den Weg, den sie gekommen. Aber die Gefahr lauert hinter ihnen, und hat ihnen jetzt schon den Rückweg abgeschnitten!

Unglücklicher Fürst, warum wolltest Du sie nicht erkennen, die Gefahr, als Deine Freunde Dich vor ihr warnten da drinnen in der Stadt? Jetzt ist es zu spät, jetzt hat sie dich gepackt mit ihren Löwentatzen, und sie wird Dich nicht eher frei geben, als bis sie Dich zerrissen, als bis sie Dein Blut getrunken hat!

Nein, sie können nicht mehr zurück! Der Weg ist ihnen abgeschnitten. Bewaffnete Zuzügler von Bockenheim und Ginnheim haben den Weg besetzt. Sie empfangen die flüchtig Dahinreitenden mit einem Steinhagel. Denn der Ruf: Lichnowsky! der Volksverräther! der Spion! ist von Mund zu Mund, von Volkshaufen zu Volkshaufen zu ihnen geflogen. Sie wissen es jetzt Alle, Alle, daß der Eine von den bei-

den Reitern, die da heransprengen, der Fürst Lichnowsky ist!

Und sie empfangen ihn mit lautem Wuthgebrüll, mit einem Hagel von Steinen.

Sie wenden wieder die Pferde! Aber die Gefahr, die Gefahr ist immer bei ihnen, sie verfolgt sie überall! Sie reitet mit ihnen jetzt die Chaussee hinauf, sie brüllt es überall dem Volke zu, das in dichten Haufen überall sich gesammelt hat: da ist Lichnowsky, der Volksverräther!

Unglücklicher Fürst, warum wolltest Du nicht erkennen die Gefahr, als Deine Freunde Dich vor ihr warnten, vor ihr da drinnen in der Stadt? Jetzt ist es zu spät, jetzt ist kein Entrinnen mehr vor ihr!

Aber sie wollen's doch noch versuchen zu entrinnen, sie wollen kämpfen um das Leben! Volksgeheul, Wuthgeschrei umgiebt sie, aus der Stadt vernimmt man heftiges Gewehrfeuer, die Gefahr ist jetzt überall, überall, der Tod lauert drinnen in der Stadt seiner Opfer — vielleicht ist's möglich, ihm hier draußen auszuweichen. Man muß es versuchen! Versuchen!

Den Stoßdegen gezogen und ihn hoch in der Luft schwingend, ruft der Fürst: Courage! Vorwärts! Courage! Vorwärts!

Und dahin sprengt er, die Chaussee entlang, gefolgt von Auerswald, dem edlen, biedern, unschuldigen Auerswald!

Die Gefahr sprengt mit ihnen, ist immer an ihrer Seite, reitet mit ihnen die Bornheimer Chaussee hinauf. Da kommt ihnen ein neuer Zug von Bewaffneten entgegen.

Umgekehrt! einen andern Weg eingeschlagen! Verfolgt von Denen, die ihnen entgegen kamen, verfolgt von Denen, die hinter ihnen herrennen, geht es seitwärts jetzt hinein in eine Straße, die auf beiden Seiten von hohen Gartenzäunen eingefaßt ist.

Oh, dieser enge Weg rettet sie vielleicht. Er hält die Massen zurück, sie können so schnell nicht folgen! Vorwärts, vorwärts also!

Es ist still hinter ihnen geworden! Ihre Verfolger haben sie verlassen! Nur hinein in die offene Gartenthür hier, hinein in den Garten! Schnell herunter von den Pferden! Schnell sie dem Gärtner übergeben, der erstaunt den beiden Reitern entgegenschaut.

Guter Freund! Nehmt Euch unserer Pferde an. Bewahrt sie uns!

Sie drücken dem Erstaunten ein paar Goldstücke in die Hand, sie eilen vorwärts, hinein in das Haus,

das da mitten im Garten liegt, in das Haus des Kunstgärtners Schmidt.

Ach, hier ist es still und friedlich, hier sind wir gerettet! Hier können wir uns verbergen!

Unglücklicher Fürst, die Gefahr ist immer neben Dir geblieben, sie ist mit Dir eingetreten in das friedliche, stille Haus, sie schwebt als finsterer Rabe über Dir, wie Du mit dem General jetzt eintrittst in die stille Wohnstube des Gärtners, und die dort weilende Frau Schmidt fragst: darf man hier eintreten? Wollen Sie uns eine Zuflucht gewähren?

Sie ist eine brave und tapfere Frau! Sie weiß nicht, wer die Herren sind, aber sie wird Diejenigen, welche sich über ihre Schwelle geflüchtet, nicht zurückstoßen, nein, gewiß nicht. Auch ihr Mann, der eben ins Haus kommt, wird es nicht thun, obwohl er jetzt schon ahnt, wer die beiden Herren sind. Denn die Verfolger sind schon da, sie sind schon im Garten! Sie haben vorher die beiden Reiter nur verlassen, um auf einem Richtweg an die Hinterseite des Gartens zu kommen, so daß die beiden Reiter ihnen gerade entgegen kommen mußten. Jetzt sind sie in den Garten eingedrungen, jetzt durchsuchen sie mit lautem Gebrüll das Treibhaus.

Wir müssen ihn haben, ihn fangen, den Volksverräther! Er hat sich hier versteckt, der Spion, der Lichnowsky!

Um Gotteswillen, ruft die Frau Schmidt, ist einer von Ihnen der Fürst Lichnowsky?

Ja, einer von uns, sagt General Auerswald mit einem traurigen Lächeln, aber Beide sind wir bedroht. Wollen Sie uns nicht zu unserer Rettung behülflich sein?

Wie können wir's? Was können wir thun?

Verbergen Sie uns! rufen ängstlich Beide zu gleicher Zeit.

Draußen brüllt das Volk: Wir müssen ihn haben den Spion, den Volksverräther Lichnowsky!

Und als habe dieses Gebrüll sie Beide verscheucht, verschwinden die beiden Männer aus dem Zimmer, indeß der Gärtner Schmidt hinunterstürzt, um die wüthende Menge zu beschwören, sein Haus zu schonen, und zu versichern, daß Niemand sich in demselben verborgen hat.

Und während er das versichert, schleicht der arme alte General Auerswald die Bodentreppe hinauf und versteckt sich dort oben in einem Bett, zieht die Decke, welche über dasselbe gebreitet ist, hoch über seinen

Kopf und ahnt nicht, daß seine mit silbernen Sporen gezierten Stiefel unter der Decke hervorsehen.

Indeß Schmidt dem wüthenden Pöbel versichert, daß Niemand sich in seinem Hause versteckt hält, springt der Fürst Lichnowsky die Treppe hinunter, hinein in den Keller, in den dunkeln Gang, an dessen beiden Seiten sich Lattenverschläge befinden.

In einer der Thüren, die sich in den Lattenverschlägen befinden, steckt ein Schlüssel — der Fürst öffnet die Thür.

Um Gotteswillen, was wollen Sie hier? fragt hinter ihm ängstlich die Frau Schmidt, die ihm gefolgt ist.

Mich verstecken, ruft der Fürst. Ich bitte Sie, ziehen Sie den Schlüssel ab und verrathen Sie mich nicht.

Sie thut es, die brave Frau. Sie schließt die Thür und steckt den Schlüssel in ihre Tasche, und eilt wieder hinauf in das Haus, in welches das wüthende Volk jetzt schon eingedrungen ist und ihr entgegen brüllt: Wo ist der Spion! Der Hund! Der Spitzbube! Der Lichnowsky!

Still ist es drunten im Keller, im Lattenverschlag. Unter Haufen von Aepfeln, unter Brettern hat er sich

geborgen, der Fürst Lichnowsky, Niemand kann ihn sehen, denn es ist finster da drunten, ganz finster. Ein kleines Fenster befindet sich über ihm in der Mauer, aber es ist mit Stroh verstopft, kein Licht dringt hinein, aber hören kann man durch diese Oeffnung, hören was drunten im Garten geschieht.

Still ist es drinnen im Lattenverschlag, aber die Gefahr ist doch mit dem Fürsten eingezogen in den engen düstern Raum. Sie umschwebt ihn, sie lauert auf ihn, sie wird ihn nicht mehr verlassen, nein, nicht mehr!

Welch ein Triumphgeschrei jetzt durch die Stille zu ihm herantritt, wie das heult und jauchzt: Wir haben ihn! Den Spion! Den Volksverräther!

Ein Schrei des Entsetzens tönt von den Lippen des Fürsten. Er erräth Alles. Sie haben ihn, den General Auerswald! Sie glauben ihn zu haben, den Fürsten Lichnowsky!

Und er kann nicht zu ihm hin! Er ist eingeschlossen!

Jetzt wird's lebendig da im Garten, da dicht vor dem Fensterlein, das in seinem Verschlag sich befindet.

Du mußt sterben! Du mußt sterben! brüllen wüthende Stimmen.

Und eine keuchende, schmerzvolle Stimme fleht: Habt Erbarmen! Ich bin ja ganz schuldlos! Habt Erbarmen mit meinen armen Kindern! Sie haben erst jetzt ihre Mutter verloren! Tödtet ihnen nicht auch den Vater!*)

Wie gräßlich das klingt durch die Stille, welch ein furchtbarer Jammer die Brust des Versteckten erfüllt! Wie sich sein Haar sträubt, als er jetzt einen furchtbaren Schlag fallen hört, als er das Todesächzen vernimmt, das ihm folgt!

Ich bin schuld, oh, ich bin schuld an seinem Tode! murmelt es durch die Stille da unten im Lattenverschlag. Gott sei ihm gnädig, und er erbarme sich meiner!

Auch droben im Garten ist es still geworden. Sie haben ihn fortgeschleppt, den armen General, hinaus aus dem Garten. Jetzt knallt ein Schuß!

Gott sei seiner armen Seele gnädig! ächzt es da unten im Lattenverschlag.

Auf einmal hallt durch die Stille der wüthende Ruf: Es war nicht der Rechte! Wir müssen ihn

*) Die eigenen Worte des Generals von Auerswald. Siehe: Pflüger, Enthüllungen über den Proceß des Fürsten von Lichnowsky 2c. I. S. 110.

haben! Wir müssen ihn suchen! Er hat sich hier versteckt! Wir haben das Haus durchsucht! Nun hinunter in den Keller!

Jetzt wird's lebendig in dem Keller! Jetzt stürzen Kerle mit wüthenden Gesichtern hinein in den Gang, jetzt zerren sie die Frau Schmidt herein, sie soll die Schlüssel geben, die Schlüssel zu den Verschlägen.

Aber was bedarf es der Schlüssel! Unsere Fäuste sind stark! Hurrah! Die Thüren eingeschlagen!

Die Thüren krachen! Wüthendes Freudengeheul unterbricht jetzt die Stille in dem Lattenverschlag! — Sie haben ihn gefunden! — —

Sie zerren ihn hervor, sie schreien einander laut jubelnd entgegen: Wir haben ihn! Hurrah, wir haben ihn!

Er bittet, er fleht! Sein Muth ist gebrochen! Er fleht um sein Leben! Der stolze Aristokrat fleht zu dem verachteten Pöbel um sein Leben! Er verspricht, daß er ihnen die Republik schaffen will, die demokratische Republik, und in seiner Todesangst bricht er aus in den Jubelruf: Hoch lebe die Republik!*)

*) Aus den Proceßacten wörtlich angeführt. Siehe: Pflüger, Enthüllungen 2c. I. 164.

Sie lachen zu seinem Flehen, zu seinen Versprechungen, sie schleppen ihn fort, hinaus aus dem Keller! Hinaus aus dem Garten.

Auf der Landstraße soll er sterben! Da, wo er auf uns geschossen hat!

So schleppen sie ihn weiter, immer weiter! Haufen von Menschen wälzen sich ihnen entgegen, empfangen mit wüthendem Geheul den Gefangenen.

Am Graben kommen sie vorüber, am Graben, wo die Leiche des Generals Auerswald liegt. Ein wüthender Kerl, den Hut hoch in der Luft schwingend, umtanzt die Leiche und schreit: Der Lichnowsky ist todt! Jetzt ist Deutschland gerettet! Juchhe! Juchhe!*)

Der Lichnowsky ist noch nicht todt! brüllt und lacht die Menge. Aber er wird es bald sein!

Aber ehe er stirbt, will ich ein Angedenken von ihm haben, schreit ein wüthender Kerl und reißt ihm die Uhr aus der Tasche.

Ich will auch ein Angedenken von ihm! schreit ein Anderer.

Ich auch! brüllt ein Dritter.

Und sie zerren an ihm und sie stoßen an ihm, sie

*) Pflüger, Enthüllungen 2c. I. 170.

schleudern ihn herüber, hinüber, reißen Stücke von seinen Kleidern, stoßen ihn, schlagen ihn.

Erbarmen, oh, Erbarmen!

Ein Weib schreit's, ein junges, bleiches Weib, das sich gewaltsam durch die Menge zu ihm herandrängt ein Weib, dem jetzt, da er in Todesgefahr ist, das, liebende Herz erwacht ist. Erbarmen, tödtet ihn nicht! Er ist mein Gatte! Laßt ihn mir!

Sie stoßen sie zurück, sie fassen ihr die Hände, sie halten ihn mit Gewalt zurück.

Er muß sterben! Er soll sterben!

Sie haben ihn geschlagen, gestoßen, mit Steinen nach ihm geworfen, sein Gesicht ist von Blut überströmt, seine Arme sind gebrochen.

Nun fallen Schüsse! Einer! Zwei! Noch ein Dritter!

Herr Jesus! Erbarme Dich!

Er stürzt zusammen, — das grausenvolle Werk der Volksrache ist vollbracht! — Der Fürst Felix von Lichnowsky ist ihr zum Opfer gefallen!

Aber er ist noch nicht todt! Er ächzt noch, er leidet noch! Oh, und wie furchtbar leidet er!

Er fleht um ein wenig Wasser. Ein Weib, ein bleiches Weib stürzt von dannen und kehrt zurück mit

einem Glase Wasser, und kniet in Thränen, in Jammer aufgelöst neben dem armen, blutenden, zerschmetterten Hiob nieder, den sie heute morgen noch gesehen als den schönen, den glänzenden, den stolzen Fürsten Lichnowsky.

Aber sie reißen sie mit Gewalt von ihm fort. Zurück! Zurück! Der Verräther, der Spion soll keinen Labetrunk haben!*) Fort mit dem Weibe! Bringt sie fort von hier!

Laßt mich Abschied von ihm nehmen! Oh, nur einen letzten Abschied! Laßt mich ihn nur anflehen, daß er mir vergebe! Denn ich, oh, ich bin schuld an seinem Tode!

Nein, er selbst und er allein ist schuld an seinem Tode! Fort mit der Frau! Er soll's nicht hören, daß Einer Mitleid mit ihm hat, denn er hat niemals Mitleid gehabt mit dem Volk! Vorher noch in der Stadt, als die Preußen unsere Brüder auf den Barricaden erschossen, da hat er Bravo geschrieen und in die Hände geklatscht, der Volksverräther!**) Nun soll Niemand ihn bedauern, er verdient es nicht!

---

*) Pflüger, Enthüllungen 2c. I. S. 183.

**) Pflüger, Enthüllungen 2c. I. S. 22.

Sie führen das jammernde, verzweifelnde Weib von dannen. Sie ziehen sich allmälig Alle zurück und lassen ihn allein auf der Landstraße liegen, allein mit seinen klaffenden Wunden, seinem brennenden Durst, — allein mit seinem Gewissen!

Leute, die von Frankfurt kommen, erbarmen sich endlich seiner, holen Hülfe herbei, heben ihn auf eine aus dem Schmidt'schen Garten herbeigeholte Blumenbahre und schaffen ihn endlich auf den ausdrücklichen Wunsch des Fürsten in das Hospital zum heiligen Geist.

Und dort, im Hospital, haucht der schöne, der vielgeliebte, der vielgehaßte Fürst Lichnowsky endlich am späten Abend des achtzehnten September seinen Geist aus.

Aber zuvor hat er sein Testament gemacht, hat er die Herzogin Dorothea von Sagan zu Sagan zu seiner Universalerbin eingesetzt, und dann hat er mit sterbender Lippe geflüstert: „Ich verzeihe meinen Beleidigern und Mördern!"

Die Herzogin von Sagan hat groß und voll schmerzlicher Liebe die Erbschaft angetreten, welche der sterbende Freund ihr hinterlassen. Die Erbschaft bestand in mehr als einer Million Thaler — Schulden,

sie hat sie bezahlt, sie hat den Gemordeten gefeiert und sein Andenken geehrt in jeder Weise.

Die Liebe ist ihm über das Grab hinaus gefolgt, der Haß ist mit ihm gestorben, und so möge das letzte Wort des sterbenden Fürsten Anwendung finden: möge seinen Mördern verziehen werden!

---

## XVI.

## Schluß.

Der Traum der Freiheit nahte sich seinem Ende, Wien hatte ihn einen ganzen glücklichen, begeisterungsvollen Sommer hindurch träumen dürfen, aber mit den fallenden Blättern welkten auch die Blätter am Baume der Freiheit und ein anderes Blatt wehte der Sturmwind der Contre-Revolution durch die Straßen Wiens.

Dieses Blatt kam von dem Feldmarschall Fürsten zu Windischgrätz, der mit seiner Armee draußen vor den Thoren Wiens lagerte und in Hetzendorf schon sein Hauptquartier hatte.

In diesem Blatte forderte der Feldmarschall Windischgrätz, nachdem er schon einige Tage zuvor Wien und seine Umgebung in Belagerungszustand erklärt

hatte, die Stadt Wien zur Unterwerfung auf. Die Nationalgarde, die Legionen sollten die Waffen abliefern, alle Corps sollten sich auflösen, die Aula sollte zwölf Studenten als Geißeln liefern, außerdem sollten „mehrere noch zu bestimmende Individuen" ausgeliefert, alle Zeitungen suspendirt, alle Clubbs geschlossen werden.

Achtundvierzig Stunden gab der Feldmarschall Windischgrätz dem entsetzten, verzweifelnden Wien Bedenkzeit, ob es seine Bedingungen annehmen wolle, oder ob er mit den Mündungen seiner hundert Kanonen zu ihnen sprechen und ihnen seine Gesetze schreiben solle?

Wien hatte den Muth zu einem letzten Verzweiflungskampfe, aber es hatte nicht die Kraft, denselben siegreich zu bestehen. Es mußte nach einem langen blutigen Kampfe sich endlich unterwerfen und dem Sieger seine Thore öffnen.

In diesem Kampf der Oktobertage fiel auch der Fürst Maximilian von Sulkowski, fiel, weil er sterben wollte, weil das Gewissen endlich in ihm erwacht war.

Schon im Anfang des Oktobers hatte sein Bruder, der Herzog Ludwig, sich mit Felicia von Confalconi

vermählt, an demselben Tage, an welchem auch die Vermählung Guido's mit seiner geliebten Carmela stattfand. Beide Paare verließen noch an demselben Tage Wien. Der Herzog, um mit Felicia nach Bremen zu gehen und von dort für immer nach Amerika zurückzukehren, Guido und seine geliebte Carmela, um in Begleitung von Katharina Cibbini nach der Heimath, nach dem freien, glücklichen Italien zurückzukehren.

Aber bevor der Herzog mit seiner Felicia Wien verließ, hatte er eine letzte, lange Unterredung mit seinem Bruder Maximilian. Er forderte ihn auf, mit ihm nach Amerika zu gehen, er sagte ihm, daß auch Felicia ihn darum bitte, daß sie ihm helfen wolle, ein neues Leben zu beginnen, ein Leben der Arbeit, der Sühne, der nützlichen Thätigkeit, ein Leben der kraftvollen Buße.

Aber Prinz Maximilian von Sulkowski lehnte alle diese liebevollen Anerbietungen mit einem düstern Lächeln ab.

Nach einem Leben, wie ich es gelebt habe, giebt es keine Buße, die versöhnen, keine Reue, die wieder gut machen kann, sagte er. Nur der Tod kann da sühnen und ausgleichen, und ich habe mich deshalb

selber zum Tode verurtheilt. Wir sehen uns heute zum letzten Male, mein Bruder, und deshalb will ich Dir die Wahrheit bekennen. Ich gestehe es Dir also: ich bin es, der die Schuld trägt an dem Morde unserer Mutter! Ich habe die Mörderhand gedungen. Aber glaube mir, die Gemordete ist gerächt, denn ich habe seit jenem Tage keine Ruhe und keinen Lebensmuth mehr. Was ich auch gethan, wie ich mich auch habe betäuben wollen, Alles ist vergeblich gewesen. Das Bild der Gemordeten steht immer vor mir, und um ihm zu entfliehen, will ich mich jetzt in das Grab flüchten. Ich bin es auch, der meine Gattin in den Tod getrieben, der den armen Baron Gustav gemordet hat.*) Mit solcher dreifachen Blutschuld kann man nicht leben. Ich gehe also hin, um zu sterben. Aber es soll nicht gesagt werden, daß ich mir selber den Tod gegeben. Mein ganzes Leben ist ein Kampf gewesen, und so will ich auch sterben im Kampfe. Auf den Barricaden in Wien will ich den Tod suchen, und sei gewiß, ich werde ihn finden!

Und so geschah es! Auf den Barricaden, welche

*) Des Fürsten von Sulkowski eigene Worte. Siehe: Der neue Pitaval. Bd. XXVII. S. 23.

Wien in den letzten Oktobertagen errichtete und die man drei lange furchtbare Tage lang mit so viel Heldenmuth und Todesverzweiflung vertheidigte, auf diesen Barricaden fand auch der Fürst Maximilian von Sulkowski seinen Tod.

Flora Tschaskalik suchte am Tage nach beendetem Kampf seine Leiche auf jener großen Barricade, welche er mit wenigen Gefährten acht Stunden mit wahrem Heldenmuth gegen das Militair vertheidigt hatte. Aber nur an der Kleidung, einem Ring am Finger und den Zeichen in der Leibwäsche konnte sie den Fürsten erkennen. Der Kopf war von einer Kanonenkugel zerschmettert worden.

Auch die Freiheit, die Unabhängigkeit Wiens war von den Kanonenkugeln zerschmettert worden, welche der Feldmarschall Fürst Windischgrätz in Wien hineinschleuderte.

Wien mußte sich unterwerfen, es mußte dem Sieger seine Thore öffnen. Dieser Kampf der letzten Oktobertage war der Entscheidungskampf zwischen der Reaction und der Volksfreiheit, und die Reaction feierte bei demselben einen blutigen Sieg.

Dieser Kampf der Oktobertage löschte mit einem blutrothen Strich alle sogenannten „Errungenschaften“

wieder aus. Er öffnete der kaiserlichen Familie wieder die Thore der Hauptstadt, er führte in seinem Gefolge endlich auch den greisen Fürsten Metternich nach Wien zurück und — endlich auch den Erzherzog Johann.

Ja, der Kampf in Frankfurt in den Septembertagen, der Kampf in Wien in den Oktobertagen, diese beiden großen Niederlagen nicht blos des Volks und der Democratie, sondern auch der democratischen und liberalen Ideen, sie führten in ihren Wirkungen und Folgen zu der im Jahr 1849 erfolgten Abdankung des Erzherzogs Johann.

Er selbst hatte seit lange schon den schönen Traum von der Einheit Deutschlands, von der edlen selbstbewußten Volksfreiheit aufgegeben. Er sah auf beiden Seiten die wilde Leidenschaft, den drängenden Ehrgeiz, den Haß und Egoismus walten, er sah, daß eine Versöhnung unmöglich sei, und mit tiefer Trauer im Herzen legte er sein so schwieriges Amt nieder.

„Ich thue am besten, zurückzutreten, schrieb der Erzherzog an seinen Freund, den Professor Emmenoser, „zurückzutreten aus freiem Willen, bevor ich dazu gezwungen bin, es zu thun; ich will meine Schritte

wieder dahin wenden, wo ich beinahe fünfzig Jahre meines Lebens zugebracht habe, wo meine Heimath geworden, wo mich das Volk als alten Mitbürger, Freund, Lebensgefährten und Vertreter kennt und versteht, um dort die Jahre, die mir Gott giebt, zuzubringen, da kann ich noch für specielle Fälle auf kurze Zeit Büchse und Schwert ergreifen, mit gutem Rathe, mit Mund und Feder dienen. Wenn ich auch die Städte nicht meide, so ziehe ich doch dann vor, nach der Väter Weise zu dem Volk im Schatten einer alten Linde oder Zirme zu sprechen, unter Gottes freiem Himmel, im Angesichte der ewigen Zeugen, nämlich unserer Berge. Es ist besser, ich komme zu meinen alten Freunden, den Männern, die in jeder Gelegenheit sich gleich geblieben, als daß ein Häuflein von ihnen zum Reichsverweser wandere, wie sie mir schrieben, daß sie es thun wollten. In jener großen Natur erziehe ich dann meinen Sohn zu einem brauchbaren Menschen; es kann eine Zeit kommen, wo er wird das Seinige leisten müssen; dazu gehört Vorbereitung, Vorbildung; — nicht in den Städten, nicht in dem Weihrauch oder den Täuschungen der großen Welt, nicht im Strudel der Zerstreuungen, da ist nicht die Schule der Einfalt in Sitten, nicht jene

der Tugenden, der Selbstverleugnung, der Entbehrung, der Theilnahme für seinen Nebenmenschen. Das Herz muß in der großen Natur aufgehen, es muß groß gezogen werden, es muß die ganze Menschheit umfassen, damit niemals der Egoismus — unser größter Feind — Wurzel darin fasse. — Meine Wünsche sind sehr beschränkt, mein Ehrgeiz nur für das Gemeinsame, nichts für mich. Ich habe, Gottlob! wenig Bedürfnisse, folglich will und suche ich nichts! Ich hege nur den Wunsch, meine geliebten Berge und vor allen Dingen meine Freunde wieder zu sehen, und wenn ich sterbe, doch in ihren Herzen weiter zu leben." *)

Zu seinen geliebten Bergen, zu seinen Freunden kehrte der Erzherzog Johann dann zurück, als er am zwanzigsten December 1849 das Amt des Reichsverwesers niedergelegt hatte. — An dem Busen der großen herrlichen Natur wollte er ausruhen von den Stürmen und Enttäuschungen des Lebens, im Frieden der Steyermärkischen Berge wollte er genesen

---

*) Peternader: Tirols Landesvertheidigung oder bisher noch unbekannte Biographieen u. s. w. Dritter Theil. S. 202 und folgende.

von manchem bitteren Weh, welches Undank und Verkennung ihm bereitet, und dort in seinen Bergen ging er dann ein zur ewigen Ruhe, dort starb der Erzherzog Johann im Jahr 1859. Aber es ist ihm geschehen, was er gewünscht hat: er lebt fort in den Herzen seiner Freunde.

Ende.

Empfehlenswerthe Schriften aus dem Verlage von **Otto Janke** in Berlin:

**Bölte,** Amély, Juliane von Krüdener. Histor. Roman Zwei Abth. von je 3 Bänden. Preis jeder Abth. 4 Thlr.
Erste Abtheilung: Frau von Krüdener und Kaiser Alexander. 3 Bde. 4 Thlr.
Zweite Abtheilung: Frau von Krüdener als Heilige. 3 Bde. 4 Thlr.

**Hesekiel,** George, Aus drei Kaiserzeiten. Erste Abtheilung: Bei Kaiser Karl's Leben. 2 Bde. 3 Thlr.
Zweite Abth: Unter Maria Theresia. 2 Bde. 3 Thlr.
Dritte Abth: Zu Kaiser Joseph's Tagen. 2 Bde. 3 Thlr.

— — Ein Graf von Königsmarck. 3 Bde. 4 Thlr.

— — Krummensee. Historischer Roman aus der Zeit der Befreiungskriege in zwei Abtheilungen.
Erste Abth: Ueber den Rhein nach Paris. 3 Bde. 4 Thlr. 15 Sgr.
Zweite Abth: Heimkehr und Wiederkunft. 3 Bde. 4 Thlr. 15 Sgr.

**Lewald,** Fanny, Meine Lebensgeschichte. 3 Abth. 9 Thlr.
Erste Abth: Im Vaterhause. 2 Bde. 3 Thlr.
Zweite Abth: Leidensjahre. 2 Bde. 3 Thlr.
Dritte Abth: Befreiung und Wanderleben. 2 Bde. 3 Thlr.